

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

104. Jahrgang 2005



Wir danken für die großzügige Unterstützung bei den Druckkosten:

DEM BEZIRK OBERBAYERN
DEM LANDKREIS LANDSBERG AM LECH
DER GROSSEN KREISSTADT LANDSBERG AM LECH
DER SPARKASSE LANDSBERG-DIESEN

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

104. Jahrgang 2005

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V., gegründet 1856

INHALT

Die Via Claudia Augusta. Römischer Straßenbau und Straßenvermessung in Raetien	<i>Klaus Wankmiller</i>	3
Landsberger Papier. Vier Jahrhunderte Landsberger Papiermeister und ihre Wasserzeichen	<i>Klaus Münzer</i>	12
Die Wandmalerei in der Taufkapelle der Pfarrkirche St. Georg in Pürgen	<i>F.B. Weißhaar / Heide Weißhaar-Kiem</i>	39
Die Marienkapelle über dem Hauptportal der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt. Neue Erkenntnisse während der Bauarbeiten im Jahr 2005	<i>Heide Weißhaar-Kiem</i>	42
Die Maler Josef Frey und Karl	<i>Frey Alois Eppl / Hermann Wiedmann</i>	43
Cl. Holnstein und das Altarbild in der Annakapelle zu Beuern	<i>Martin Irl</i>	48
Glaube, Aberglaube, Frevel. Die Volksreligion in Karl v. Leoprechtings „Aus dem Lechrain“	<i>Anton Lichtenstern</i>	51
Rechtkundiger Bürgermeister Dr. Otmar Baur. Kommunalpolitik in Landsberg 1921-1933	<i>Franz Xaver Rößle</i>	65
Die Fabrik im Frauenwald	<i>Anita Kuisle</i>	76
Eisenbahnanlagen im Landsberger Frauenwald	<i>Walter Meier</i>	84
Baudenkmäler der Nachkriegszeit in Stadt und Landkreis Landsberg am Lech	<i>Dagmar Dietrich</i>	86
MISZELLEN:		
Die Urkunden zur Erinnerung an die Sanierungen der Heilig-Kreuz-Kirche in den Jahren 1952 und 2004-2005	<i>Heide Weißhaar-Kiem</i>	100
Wandgemälde in der Taufkapelle der evangelischen Christuskirche Landsberg am Lech	<i>Hartfrid Neunzert</i>	101
BUCHBESPRECHUNGEN:		
Hubert Herkomer: Meine Schule. Übers. v. Wiltrud Meinz-Arnold, hg. v. Hartfrid Neunzert	<i>Alois Eppl</i>	102
Erasmus Huber (Hg.): Chronik der Kirche, der Pfarrei u. der Gemeinde Unterfinning	<i>Heide Weißhaar-Kiem</i>	103
Rasso Ronneburger: Mother Benedicta Riepp OSB - Ein amerikanischer Lebenstraum	<i>Sigrid Knollmüller</i>	103
Landsberger Rückblick 2006	<i>Anton Lichtenstern</i>	104
Aus dem Vereinsleben 2005	<i>Klaus Münzer</i>	104
Wir gedenken unserer Toten		

EDITORIAL

Zum fünften Male in Folge können wir heuer unsere Geschichtsblätter im Jahresrhythmus erscheinen lassen, was wir vor allem den gegenüber aufgeführten Zuschussgebern zu danken haben. Dank einer privaten Spende kann außerdem eine ganze Bogenseite - das sind 4 Seiten - im Farbdruck wiedergegeben werden. Die Bandbreite der Beiträge reicht diesmal von der Römerzeit bis in die Zeitgeschichte. Neben der Kreisstadt gelten fünf Beiträge Objekten und Persönlichkeiten aus dem Landkreis. Aus aktuellem Anlass behandeln zwei Beiträge die ehemaligen Sprengstofffabrikanlagen im Frauenwald. Eine Besonderheit stellt die ausführliche Darstellung des Wirkens eines früheren Bürgermeisters aus der Feder eines Oberbürgermeisters dar. Diese und vier weitere umfangreiche Beiträge mit zahlreichen Abbildungen hatten zur Folge, dass mehrere weniger umfangreiche Beiträge, ebenso der Jahresrückblick auf das Vereinsleben, für die nächste Ausgabe der Geschichtsblätter aufgespart werden mussten, damit die aus Kostengründen beschränkte Seitenzahl eingehalten werden konnte. Dieser nächste Jahrgang wird zugleich eine Jubiläumsausgabe zum 150-jährigen Bestehen unseres Landsberger Geschichtsvereins, der im Jahre 1856 als Lokalverein des Historischen Vereins von Oberbayern gegründet worden ist.

Ein besonderer Dank gilt neben den Autoren Herrn Werner Hemmrich, der wieder die Schlusskorrektur auf sich genommen und mit großer Sorgfalt durchgeführt hat.

Und nun wünsche ich unseren Lesern eine anregende, informative und unterhaltsame Lektüre.

Ihr Klaus Münzer
1. Vorsitzender und Schriftleiter

AUTOREN

Dr. Dagmar Dietrich, Landeskonservatorin i.R., Deisenhofener Straße 44, 81539 München
Dr. Alois Epple, Krautgartenstraße 17, 86842 Türkheim
Martin Irl, Gräflich von Holnstein'scher Hauschronist, Untere Ringstraße 53, 92521 Schwarzenfeld
Sigrid Knollmüller, Kalkbrennerstraße 8, 86899 Landsberg am Lech
Dipl.-Ing. (FH) Anita Kuisle, Auenstr.16, 80469 München
Anton Lichtenstern, Studiendirektor i.R., Stadtheimatspfleger, Bayerfeldstr.3, 86899 Landsberg am Lech
Dipl.-Ing. Walter Meier, Regierungsdirektor, Ahornring 88, 86916 Kaufering
Klaus Münzer, Studiendirektor i.R., Galgenweg 17, 86899 Landsberg am Lech
Hartfrid Neunzert, Museumsleiter, Trautweinstraße 6, 86899 Landsberg am Lech
Franz Xaver Röble, Oberbürgermeister a. D., Angelus-Silesius-Straße 7, 86899 Landsberg am Lech
Klaus Wankmiller, Rektor, Oblisbergstraße 6, 87629 Füssen
Prof. Franz Bernhard Weißhaar, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg am Lech
Dr. Heide Weißhaar-Kiem, Kreisheimatspflegerin, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg am Lech
Hermann Wiedmann, Hauptstraße 27, 86492 Egling a.d.Paar

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

FOTOS

Ernst Adolf: S.98o, u
Theodor Feneberg, Buchenberg: S. 101(2)
Kath.Pfarramt Greifenberg: S.45o
Martin Irl, Holnstein-Archiv Schwarzenfeld: S. 48u, 49o, 50
Bayer.LA für Denkmalpflege (Archiv): S.87(2), 88(2), 89(3), 90, 91(3)93, 94(2), 95(5), 96(2), 97(7), 98m, 99(5)
Anton Lichtenstern: 51
Christoph Maas, Dipl.-Ing. Arch., München-Landsberg: S. 43 re.
Stadtmuseum München: S. 48
Süddeutscher Privatbesitz: S. 49u
Christoph Weißhaar, stud. art., Landsberg-Nürnberg: S. 41 (4), Umschlag (2)
Klaus Wankmiller: 7(2), 8(2)9
Dr. Heide Weißhaar-Kiem: S. 100
Hermann Wiedmann, Egling: S.44(4), 45(7)

PLÄNE, GRAPHIKEN

Bayerisches Hauptstaatsarchiv: S.14o
Thomas Fischer: S. 7o
Jochen Garbsch: S. 4, 5
Friedrich von Höble: S. 14u (2)
Peter Kolb: S. 6
Archiv Anton Lichtenstern: S. 52
Stadtarchiv Landsberg: S.13, 14m, 16-38
F.B.Weißhaar, Prof., Landsberg : S. 40, 43 li.

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

begonnen 1902 als Zeitungsbeilage mit nachträglicher Bindung, in Buchform seit 1970/71,
ab 1982 im Großformat

Herausgeber: Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg e.V., gegründet 1856
Redaktion und Layout: Klaus Münzer
Gesamtherstellung: EGGER Satz + Druck GmbH, Landsberg am Lech

Die Via Claudia Augusta

Römischer Straßenbau und Straßenvermessung in Raetien

Von Klaus Wankmiller

Die römische Staatsstraße *Via Claudia Augusta* gilt als die älteste systematisch angelegte Straßentrasse im süddeutschen Raum und diente vor allem zur Erschließung des neu eroberten Gebietes nördlich der Alpen. Zahlreiche Überreste sind auch heute noch an vielen Stellen auszumachen, auch im Landkreis Landsberg am Lech. Im Zeitalter von Brennertransit, Alpenüberquerung und Diskussionen über günstige, finanzierbare Tunnelvarianten durch den Fernpass oder andere Gebirgsstöcke scheinen auch die Geschichte und der Verlauf der *Via Claudia Augusta* nicht an Aktualität zu verlieren. Man versucht in den letzten Jahren sogar den Tourismus auf die Spuren alter Römerstraßen zu lenken. Neben dem deutschen Teil der *Via Claudia*¹ wurden nun auch der österreichische Teil², ein Abschnitt im Feltrino³ und die gesamte Trasse als Radwanderweg⁴ touristisch dokumentiert und erlebbar gemacht. Gleichzeitig kann man sich über den Alltag eines Reisenden vor 2000 Jahren informieren⁵. Ähnliche Beschreibungen von Römerstraßen zwischen der Donau und den Alpen erschienen in den letzten Jahren über die *Via Raetica*⁶, die *Via Danubia*⁷, die *Via Julia*⁸, Römerorte in Baden-Württemberg⁹, die Römerstraße zwischen Kempten und Epfach¹⁰, die Römerstraße Bregenz-Salzburg¹¹, die Römerstraße Salzburg-Adria¹² und die Limesstraße¹³. Ergänzende Konzepte sind in Oberösterreich, Kärnten und Südtirol in Planung.

I. Die Via Claudia Augusta in Raetien

1. Die Römer unterwerfen die einheimischen Vindeliker

In der Gegend um Landsberg wurden in den letzten Jahren Siedlungen aus der Jungsteinzeit ausgegraben (Pestenacker¹⁴, Unfriedrichshausen¹⁵), die belegen, dass sich schon damals Menschen in der Nähe des Lechs niederließen. Vor dem Eindringen der Römer lag dieser Landstrich dann im keltischen Siedlungsgebiet, wie es auch Funde in Untertilling bzw. Hurlach¹⁶ und in Landsberg¹⁷ selbst belegen. Die dort ansässigen Kelten wurden von den Römern *Vindeliker* genannt. Dieses Wort lässt sich von den Flussnamen *vinda* (Wertach = „die Schnelle“¹⁸) und *licca* (Lech = „die/der Steinige“¹⁹) ableiten. Gemeint sind also die Menschen, die zwischen den Flüssen Wertach und Lech lebten. Keltische Siedlungen der *Vindeliker* sind von *Cambodunum* (Kempten)²⁰ und *Brigantium* (Bregenz)²¹ bekannt und in den letzten Jahrzehnten untersucht worden.

Die Kelten plünderten im ersten vorchristlichen Jahrhundert oftmals die Städte und Dörfer in Oberitalien. Dennoch war dies nicht der alleinige Grund, die Alpen im Jahre 15 v. Chr. zu überschreiten und das nördliche Voralpenland dem römischen Reich einzugliedern. Es war vielmehr eine Konsequenz aus der Eroberungspolitik des ersten römischen Kaisers *Augustus*²². Für die Bedeutung dieses Feldzugs spricht die Tatsache, dass die beiden Stiefsöhne des Kaisers, *Drusus* und *Tiberius*, in einer Zangenbewegung als Feldherren nach Norden über die Alpen marschierten²³. *Tiberius* wählte den Weg von Gallien kommend über die Nordschweiz an den Bodensee, wo laut *Strabo* ein Seegefecht gegen die *Vindeliker* geführt wurde und eine Insel den Römern als Stützpunkt diente²⁴. Bereits einen Tag später erreichte er die Donauquellen²⁵.

Drusus überquerte auf einem alten Keltienpfad den Reschen- und den Fernpass und folgte vermutlich ab

Reutte/Tirol dem Lauf des Lechs nordwärts. Ob bereits damals Truppenteile auch über den Brennerpass und weiter über den Seefelder Sattel die Alpen überquerten, bleibt Spekulation. Der Feldzug verlief sehr erfolgreich. Bei *Horaz* (*Carmina* 4, 14, 14) lesen wir, dass es am 1. August 15 v. Chr. eine schwere Schlacht (*grave proelium*) gegen die *Vindeliker* irgendwo am Nordrand der Alpen gegeben habe²⁶. Wo diese Schlacht stattgefunden hat, bleibt bis heute ein Rätsel. Weitnauer glaubte den Auerberg südwestlich von Schongau als Burg der *Vindeliker* zu lokalisieren, in dessen Befestigung bis zu 50 000 Mann Platz gehabt haben sollen²⁷, doch werden Ort und Größe der Siedlung auf dem Auerberg heute angezweifelt. Neuere Forschungen verlegen den Ort der Schlacht an den Döttenbichl bei Oberammergau, wo zahlreiche Waffenfunde eine größere Schlacht möglich erscheinen lassen²⁸. Zudem zeigen viele Fundgegenstände den Stempel der XIX. Legion, die 9. n. Chr. im Teutoburger Wald unter ihrem Feldherrn *Varus* vernichtet und nicht mehr neu belegt wurde²⁹. Sicher ist jedenfalls, dass der Alpenfeldzug der Römer rasch zum Erfolg führte und der süddeutsche Raum bis etwa zur Donau noch im Jahr 15 v. Chr. okkupiert wurde.

2. Die Römer als neue Herren

Das Ziel des Feldzugs von 15 v. Chr. war nicht nur die Sicherung der Nordgrenze vor Raubzügen der Kelten und die Verbindung der bereits eroberten Gebiete von Gallien und der Donauländer³⁰, sondern auch die Öffnung der Alpenpässe für den Handel (zum Beispiel Bernstein). Das neu eroberte Gebiet nannten die Römer *Raetia*, ein alter Name für das Ries nördlich von Augsburg. Die neu gegründete Hauptstadt hieß *Augusta Vindelicum* (Augsburg). Der Name bedeutet „Gründung des Kaisers *Augustus* am Zusammenfluss von Wertach und Lech“. Die Eroberung hatte für die einheimischen *Vindeliker* Folgen:

- Die Sprache, die Kultur und die Rechtsprechung der Römer wurden übernommen.
- Das Voralpenland war für etwa 200 Jahre befriedet. Die römischen Truppen wurden schon bald an die Donau und den Rhein abgezogen. Es blieben nur kleine Garnisonstruppen zurück.
- Schon bald wurden erste Städte gegründet. Eine Neugründung war *Augusta Vindelicum* (Augsburg)³¹. Das römische *Cambodunum* (Kempten) wurde vermutlich auf einer keltischen Siedlung erbaut³².
- Trotz des Abzugs der großen Truppeneinheiten an die Grenze des Reichs und an den Rhein entstanden Stützpunkte mit kleineren Besatzungen. Im Landkreis Landsberg ist hier vor allem *Abodiacum* (Epfach)³³ zu nennen, wo sich auch später Handwerker und Händler ansiedelten. Begünstigt wurde dieser Standort durch die Kreuzung der *Via Claudia Augusta* und der Römerstraße von Bregenz nach Salzburg mit dem Lechübergang. In spätrömischer Zeit entstand ein ähnlicher Militärstützpunkt für kleinere Truppeneinheiten auf dem Schlossberg in *Foetes* (Füssen)³⁴. Hier waren es ebenfalls der Lechübergang und die Ausläufer der schwer zu passierenden Alpen, die diesen Ort als Standort für ein kleines Militärlager ideal erschienen ließen.
- Es wurden neue Straßen erbaut, die diese Stützpunkte verbanden und für einen reibungslosen Austausch von Waren

sorgten. In unserem Fall ist es vor allem die *Via Claudia Augusta*. Diese kreuzte bei Epfach die so genannte Bodensee-Chiemsee-Straße, die von Bregenz nach Salzburg führte³⁵. Neben diesen beiden Hauptstraßen gab es eine Vielzahl von Querstraßen, die die unterschiedlichsten Teile von Raetien miteinander verbanden (Abb. 1 – Römerstraßen in Raetien, die dort noch eingezeichnete *Via Decia* existierte jedoch nie³⁶). Außer den beiden schon erwähnten Römerstraßen lagen die Trasse der Brennerroute von Mittenwald nach Augsburg und die direkte Verbindung von Augsburg nach Salzburg teilweise im heutigen Gebiet des Landkreises Landsberg am Lech³⁷.

- An diesen Straßen entstanden Straßenstationen, die zum Wechseln der Pferde und zum Ausruhen dienten. Straßenstationen, die in den letzten Jahren wissenschaftlich untersucht wurden, befanden sich in Königsbrunn bei Augsburg³⁸, in der Nähe von Raisting im Ammertal (Gemeinde Weilheim-Schongau)³⁹, bei Dietringen im Forggensee (Landkreis Ostallgäu)⁴⁰ und in Biberwier im Tiroler Außerfern⁴¹. Bei der Straßenstation am Forggensee fand man 36 beschriftete Bleietiketten⁴², die man zur Kennzeichnung von Textilballen oder Gebinden verwendete. Von der Straßenstation bei Raisting ist sogar der Name bekannt: *Urusa*.
- Auf dem Lande wurden römische Gutshöfe errichtet, die zur landwirtschaftlichen Produktion dienten. Sie waren meist Altersruhesitze von Veteranen. Aus dem Gebiet des damaligen Raetien sind heute über 200 römische Villen bekannt⁴³, die fast alle einen sehr ähnlichen Grundriss hatten. Im Landkreis Landsberg am Lech sind vor allem die römischen Villen in Haltenberg⁴⁴, Unterschondorf⁴⁵, Weil⁴⁶ und Erpfting⁴⁷ ausgegraben worden. Weitere aus-

föhrliche wissenschaftliche Untersuchungen von Villen entlang des Lech gab es vor allem in Schwangau⁴⁸ (Landkreis Ostallgäu), Kohlhuben⁴⁹ (Landkreis Ostallgäu), Peiting (Landkreis Weilheim-Schongau) und Oberndorf am Lech⁵⁰ (Landkreis Donau-Ries).

- Die ersten Gutshöfe waren meist Holzbaukonstruktionen, doch schon im 2. nachchristlichen Jahrhundert setzte sich die Stein- bzw. Ziegelbauweise durch⁵¹. Eine solche römische Villa bestand in der Regel aus einem Wohnhaus (*praetorium*), einem Badegebäude (*balneum*), Wirtschaftsgebäuden mit Stallungen (*stabula*), Taubenschlägen (*columbaria*) und Speicherbauten (*granaria* oder *horrea*)⁵². Umgeben war die Villa von einer Hofmauer (*maceria*). Eine wichtige Rolle spielte auch die Wasserversorgung. Häufig fand man einen Hofbrunnen (*specus* oder *puteus*) oder eine Zisterne (*cisterna*). Zu jedem Gutshof gehörten auch der Friedhof (*sepulcrum*) und ein Verbrennungsplatz (*ustrina*)⁵³.

3. Kaiser Claudius – Auftraggeber für die *Via Claudia Augusta*

Um den Bau der *Via Claudia Augusta* besser verstehen zu können, möchte ich zunächst kurz auf den Auftraggeber dieser Staatsstraße eingehen⁵⁴:

Tiberius Claudius Caesar Augustus Germanicus wurde am 1. August 10 v. Chr. in *Lugdunum* (Lyon) geboren. *Drusus*, sein Vater, eroberte 15 v. Chr. das Voralpenland. Schon als Kind hatte *Claudius* einen Sprachfehler und fiel durch unkontrollierte Bewegungen auf. Dennoch hatte er große geistige Fähigkeiten.

Claudius war Mitglied der kaiserlichen Familie und verschiedener Priesterschaften. Im Jahre 9 n. Chr. wurde er in



Abb. 1: Römerstraßen in Raetien (Ausschnitt nach Jochen Garbsch)

1 = *Via Claudia Augusta* (46/47 n. Chr.) 2 = Brenner-Route (2. Jhd. n. Chr.) 2a = Brenner-Route über das Tiroler Inntal
 3 = Bündner Passroute 7 = Bodensee-Chiemsee-Straße (Anfang 1. Jhd. n. Chr.) 8 = Donausüdstraße (um 74 n. Chr.)
 9 = Rhein-Donau-Straße (unter Domitian 81-96 n. Chr.) 10 = Limesstraße (2. Jhd. n. Chr.) 11 = Direktverbindung
 Augsburg-Regensburg (Ende 2./Anfang 3. Jhd. n. Chr.) 12 = Isartalstraße 13 = *Via Decia* (diese Straße gab es nie).



Abb. 2: Ausschnitt aus der Tabula Peutingeriana (nach Jochen Garbsch): Die zwei Gebäude fast in der Mitte links sind Augusta Vindelicum (Augsburg); rechts davon etwas tiefer Abodiacum (Epfach).

das Priesterkollegium der Auguren aufgenommen, im Jahre 14 trat er der neu gegründeten Priesterschaft für den Kult des Staatsgottes *Augustus* bei. Lange Zeit musste er auf ein Staatsamt warten. Erst im Jahre 37 wurde er Senator und Konsul. Nach der Ermordung seines Neffen, des Kaisers *Caligula*, wurde er überraschend am 24. Januar 41 zum Kaiser ausgerufen. Nach einer ersten Phase der Machtstabilisierung erfreute er sich bald allgemeiner Beliebtheit. Ab dem Jahr 43 wurde unter seiner Regierungszeit Britannien erobert.

Claudius heiratete viermal, hatte jedoch mit seinen Frauen wenig Glück. Seine letzte Gattin, *Julia Agrippina*, drängte ihn, ihren Sohn *Lucius Domitius*, den späteren Kaiser *Nero*, zu adoptieren. Als *Agrippina* *Claudius* Sohn *Britannicus* als Nachfolger im Kaiseramt ausgeschaltet hatte, war *Claudius* überflüssig. Vermutlich wurde er von ihr vergiftet. Er starb in der Nacht zum 13. Oktober 54.

Claudius war auch als Baumeister aktiv. Seine wichtigsten Werke waren⁵⁵:

- die Vergrößerung des Hafens von Rom in *Ostia*, der so genannte *Portus Claudius*
- der Bau von zwei Wasserleitungen für die Stadt Rom: *Aquae Claudiae* (69 Kilometer) und *Aquae Anio Novus* (87 Kilometer)
- das Stadttor *Porta Praenestina* in Rom im Jahre 52 n. Chr. Dieses Tor führt Richtung *Praeneste* (dem heutigen *Palästrina*) hinaus
- der Bau der Staatsstraße *Via Claudia Augusta* als Verbindung zu den nördlichen Provinzen in den Jahren 46 und 47 n. Chr.

4. Die Via Claudia Augusta

Der Bau und der Verlauf der *Via Claudia Augusta* gibt viele Rätsel auf. Leider ist über diese Staatsstraße⁵⁶, es ist übrigens die einzige nördlich der Alpen, die den Titel Staatsstraße trug, keinerlei schriftliche Quelle bei römischen Geschichtsschreibern vorhanden, die darüber Auskunft geben könnten. In der einzigen antiken Straßenkarte, der so genannten *Tabula Peutingeriana*, die nur in einer mittelalterlichen Kopie des 12./13. Jahrhunderts überliefert ist (Abb. 2), fehlt die *Via Claudia Augusta*. Die Ursache hierfür könnte in einem Fehler beim mehrfachen Abschreiben und Kopieren liegen⁵⁷. Vielleicht hatte die *Via Claudia Augusta* aber auch durch den Ausbau der Brennerroute und die Ale-

manneneinfälle am Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. an Bedeutung verloren, weshalb der römische Kosmograph *Castorius*, der als ursprünglicher Autor dieser antiken Straßenkarte aus der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts gilt, sie nicht mehr berücksichtigt hat⁵⁸.

Zur Orientierung errichtete man an den Straßen Meilensteine, die Entfernungen vom Ausgangspunkt sowie Informationen über den Initiator der Straße nannten. An der *Via Claudia* wurden bis heute vier solche Meilensteine entdeckt:

- Ein Meilenstein wurde bei Feltre⁵⁹ im Val Sugana in der Kirche von Cesiomaggiore 1786 als Teil des Altars entdeckt. Auf seiner Inschrift werden als Ausgangspunkt *Altinum* (heute Altino) und als Endpunkt die Donau genannt: „*Ti(berius) CLAUDIUS DRUSI F(ilius) / CAESAR AUG(ustus) GERMA- / NICUS PONTIFEX MAXU- / MUS TRIBUNICIA POTESTA- / TE VI CO(n)S(ul) IV IMP(erator) XI P(ater) P(atriae) / CENSOR VIAM CLAUDIAM / AUGUSTAM QUAM DRUSUS / PATER ALPIBUS BELLO PATE- / FACTIS DERE(X)ERAT MUNIT AB / ALTINO USQUE AD FLUMEN / DANUVIUM M(ilia) P(assum) CCCL*“⁶⁰ Die Streckenlänge wird hier mit 350 römischen Meilen, also ca. 517 km angegeben⁶¹.
- Den zweiten heute bekannten Meilenstein fand man schon 1552 in Rabland bei Meran⁶². Dieser ist heute im Archäologischen Museum in Bozen zu sehen. Seine Inschrift nennt als Ausgangspunkt den Po, den Endpunkt wieder die Donau: „*Ti(berius) CLAUDIUS CAESAR / AUGUSTUS GERMANIC(us) / PONT(ificis) MAX(imus) TRIB(unicia) POT(estate) VI / CO(n)S(ul) DESIG(natus) IIII IMP(erator) XI P(ater) P(atriae) / (vi)AM CLAUDIAM AUGUSTAM / QUAM DRUSUS PATER ALPIBUS / BELLO PATEFACTIS DERE(X)ERAT / MUNIT A FLUMINE PADO AT {sic!} / FLUMEN DANUVIUM PER / (milia) P(assum) CC...*“⁶³
- Ein 1949 bei Eyers in Südtirol gefundener Meilenstein gilt heute als verloren⁶⁴. Der Finder verkaufte den Stein an einen Bildhauer in Meran, der daraus eine Grabplatte herstellte. Eine Inschrift wurde nicht überliefert. Der Meilenstein belegt jedoch, dass die *Via Claudia Augusta* durch den Vinschgau führte.
- In Nauders am Reschenpass entdeckte man erst im Januar 2003 einen weiteren Meilenstein, auf dem nur noch ein *XL* – wahrscheinlich ein Teil einer Entfernungsangabe – zu erkennen ist⁶⁵.

Lange Zeit nahm man an, dass die *Via Claudia Augusta* zwei Ausgangspunkte hatte⁶⁶: *Altinum* (Altino) an der Piavemündung in der Nähe von Venedig und *Hostilia* (Ostiglia), eine antike Fährstation am Po. Heute glaubt man eher, dass dieser zweite Ausgangspunkt vom Po nur ein Zubringer war oder gar nicht zur *Via Claudia* gehörte. Gesichert ist der Verlauf ab *Tridentum* (Trient). Von dort führte die Straße über *Pons Drusi* (Bozen) nach *Statio Miensis* (Meran) über den Reschen- und Fernpass nach *Foetes* (Füssen). Nun folgte sie dem Lauf des Lechs Richtung Norden. Bei *Abodiacum* (Epfach) kreuzte sie die Römerstraße von Bregenz nach Salzburg. In der Nähe des Ortes überquerte diese Ost-West-Verbindung den Lech. Im Landkreis Landsberg ist die *Via Claudia Augusta* vor allem zwischen dem Café Lechblick und dem Bahnhof von Unterdießen noch gut im Gelände zu erkennen. Die Trasse folgte in gebührendem Abstand weiter dem Lauf des Lechs westlich der Stadt Landsberg. Zwischen Igling, Hurlach und Obermeitingen sind keine Spuren mehr auszumachen, weil die Römerstraße von der heutigen Kreisstraße weitgehend überbaut wurde. Gut erkennbar ist die *Via Claudia Augusta* dann wieder zwischen Untermeitingen und Königsbrunn, bevor sie die raetische Provinzhauptstadt *Augusta Vindelicum* (Augsburg) erreichte. Das Ende der Straße lag an der Mündung des Lechs in die Donau bei *Submuntorium* (Burghöfe) in der Nähe von Donauwörth.

In beiden überlieferten Meilensteininschriften wird angegeben, dass die Trassierung der Straße auf Wege zurückgeht, die bereits Claudius' Vater *Drusus* bei der Eroberung des Voralpenlandes im Jahre 15 v. Chr. benutzt hatte⁶⁷. Eine Strecke von über 500 Kilometern Länge in zwei Jahren zu bauen, scheint unmöglich. *Claudius* verwendete sicher ältere Teile, die er natürlich instand setzen ließ (vor allem in den Alpen). Im Voralpenland handelte es sich weitgehend um einen Neubau.

In der neueren Forschung um die *Via Claudia Augusta* haben sich viele unterschiedliche Standpunkte herauskristallisiert, die zum einen an den beiden Ausgangspunkten zweifeln, zum anderen ergänzende Trassenführungen als Bestandteil der *Via Claudia* zu beweisen versuchen:

- Elisabeth Walde vertritt die These, dass die *Via Claudia Augusta* nur von *Altinum* aus als Staatsstraße gebaut wurde. Der Straßenarm von *Hostiglia* am Po nach Trient „ist ein Zubringer, aber kein Bestandteil der Reichsstraße“⁶⁸. Wolfgang Söldner⁶⁹ und Werner Heinz⁷⁰ zweifeln ebenfalls an der Zweitrassentheorie. Warum wird aber auf dem Meilenstein von Rabland der Po als Ausgangspunkt genannt? Handelt es sich vielleicht um eine dichterische Umschreibung der Inschrift⁷¹, da die Pommündung mit dem Schiff von *Altinum* aus über das Meer relativ schnell zu erreichen war?
- Ein zweiter Streitpunkt ist die Ungewissheit, ob bereits römische Truppenteile 15 v. Chr. über den Brenner marschiert sind bzw. ein Seitenarm der *Via Claudia Augusta* über den Brenner geführt wurde. Willy Hochholdinger und Wolf Brunner gehen davon aus, dass der Ausbau der Brennerroute erst in den Jahren 193 bis 217 n. Chr. erfolgte, da man zahlreiche Meilensteine mit Inschriften der Kaiser *Septimius Severus* und *Caracalla* gefunden hat, die dies bestätigen⁷². Die Entdeckung einer römischen Holzkies-Straße im Eschenloher Moor erregte jedoch Aufsehen, als eine dendrochronologische Untersuchung der Hölzer ergab, dass sie im Frühsommer des Jahres 43 n. Chr. gefällt wurden⁷³. Jetzt fanden sich jene Historiker bestätigt, die einen Ausbau der Brennerstraße mit dem Bau der *Via Claudia Augusta* gleichsetzten. Außerdem spreche die Straßenbreite von über 5 m für eine Staatsstraße⁷⁴.
- Eine weitere, lange widerlegte These findet auch in der neueren Literatur wieder Nahrung: Wenn der Brennerpass wirklich schon um das Jahr 45 ausgebaut wurde, könnte

eine Römerstraße (vielleicht wieder ein Seitenarm der *Via Claudia*) von *Altinum* nach Feltre und über den Pass Monte Croce Comelico ins Pustertal geführt haben⁷⁵, da eine Straßenführung zwischen Brixen und Bozen durch die Enge der Eisackschlucht unmöglich war. Falls es diese Straße wirklich gab, wäre ein Anschluss vom Pustertal über den Brenner und weiter über Innsbruck, den Zirler Berg und Garmisch-Partenkirchen möglich. Spuren einer solchen Straße zwischen Feltre und dem Pustertal gibt es aber nicht.

Diese vielen Thesen zeigen, wie kompliziert die Diskussion um den Verlauf der *Via Claudia Augusta* in der Zwischenzeit geworden ist. Letztendlich möchte ich mich einem Zitat von Hans-Dirk Joosten anschließen, der diese Streitpunkte noch einmal zusammenfasst: „Der Ausdruck *Via Claudia Augusta* bezeichnet also unseres Erachtens die direkte Verbindung von Oberitalien nach Raetien, gleichgültig, ob auf der Reschen- oder Brennerroute“⁷⁶.

II. Römischer Straßenbau in Raetien

1. Straßen erschließen das Land

Der römische Straßenbau war eine technische Herausforderung, die uns heute noch in Staunen versetzt. Der Bau von Straßen diente der Erschließung des Landes und machte ein schnelles Bewegen von Truppen möglich⁷⁷. Straßen dienten dem zügigen Austausch von Waren. Deswegen wurden diese möglichst geradlinig als kürzeste Verbindung zwischen Ausgangs- und Zielort geführt⁷⁸. Nur im Gebirge musste man sich natürlichen Zwängen durch Berge und Täler beugen. Als technische Meisterleistung gilt bis heute die Trassenführung der *Via Claudia* durch das Lermooser Becken auf einem schwimmenden Holzprügelweg⁷⁹.

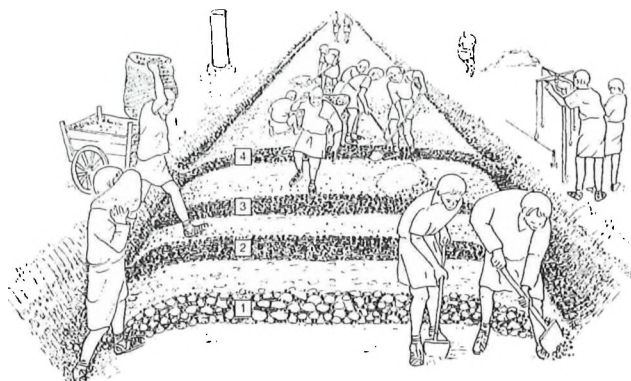


Abb. 3: So bauten die Römer Straßen in Raetien (nach Peter Kolb).
1 = *statumen* 2 = *ruderatio* 3 = *nucleus* 4 = *summa crusta*

Ein Schnitt durch den Damm der *Via Claudia*, der 1984 bei Königsbrunn durchgeführt wurde⁸⁰, zeigt den Aufbau der römischen Straße. Ähnliches ergab auch ein Schnitt durch die Römerstraße bei Rammingen 1992⁸¹: Zuerst wurde der Mutterboden festgestampft und eine Grobschüttung meist senkrecht stehender Steine angebracht, die die Römer *statumen* nannten⁸². Auf dieser Schotterunterlage mit großen, unbehauenen Steinen wurde grober Steinschotter mit Kalkmörtel (*caementum*) aufgefüllt⁸³ (Abb. 3). Diese Grobschüttung bestand aus faustgroßem Kiesel (*ruderatio* oder *rudus*). Es folgte eine Feinschüttung aus Kieselsteinen in Nussgröße (*nucleus*)⁸⁴. Jetzt kam erst der eigentliche Belag, der in Italien und in Städten aus Platten bestand (*stratum* oder *pavimentum*), oder wie in Raetien nur aus feinstem Kies und Sand (*summa crusta*), der mit Wasser begossen wurde⁸⁵. Diese Oberschicht wurde mit Walzen festgestampft. Damit waren die Straßen fest genug, um mit Wagen befahren werden zu können. Das Material für diese Schüttungen wurde nicht selten unweit der Trasse vor Ort entnommen, so dass auch heute noch Materialgruben neben der

2. Straßen bedeuten Leben

In regelmäßigen Abständen von etwa einer Tagesreise (ungefähr 20-25 römische Meilen = ca. 29-37 km)⁹² errichteten die Römer an ihren Straßen Straßenmeistereien (*mansiones*) und Pferdewechselstationen (*stationes*)⁹³. Sie dienten als Unterkunftsmöglichkeit für Kuriere der Staatspost (*cursus publicus*) und für private Geschäftsreisende⁹⁴. Nicht selten entstanden an solchen Stationen kleine Siedlungen, deren Bewohner die Reisenden versorgten und als Handwerker sesshaft wurden. Je nach Einkünften und Stand reiste man zu Fuß (*per pedes*), zu Pferd, mit Lastkarren, die von Maultieren oder Ochsen gezogen wurden, oder in gepolsterten Reisewagen mit Stoßdämpfern⁹⁵.

Seit 1999 wird eine römische Handelsstation bei Biberwier am Fuße des Fernpasses aus der Frühzeit von Kaiser Tiberius (14 – 37 n. Chr.) ausgegraben⁹⁶.

Diese ist durch zahlreiche Pfostenlöcher, die als Fundamente für Holzbauten dienten, noch erkennbar. Diese Bauten waren meist Streifenhäuser mit Wohnungen, Werkstätten und Stallungen. In den bislang vier Grabungsjahren gab es zahlreiche Funde: etwa 130 römische Münzen, Fibeln, Schreibgriffel zum Schreiben auf Wachstafeln, römische Hufeisen, Keramik aus Oberitalien, Frankreich und Rheinzabern, Weinamphoren aus Kreta, Specksteingefäße aus Graubünden, Öllampen und ein Bleietikett zur Kennzeichnung von Waren. Höhepunkt der Funde waren zwei Gemmen (Schmucksteine mit Bildern), eine aus hellblauem Chalzedon (Iran), eine andere aus rotem Jaspis (Indien). Alle diese Funde belegen, wie weit verzweigt das Handelsnetz schon in der Antike war. Dieser Warenaustausch erfolgte auf dem Wegenetz, das die Römer schon bald nach der Eroberung Raetiens anlegten⁹⁷.

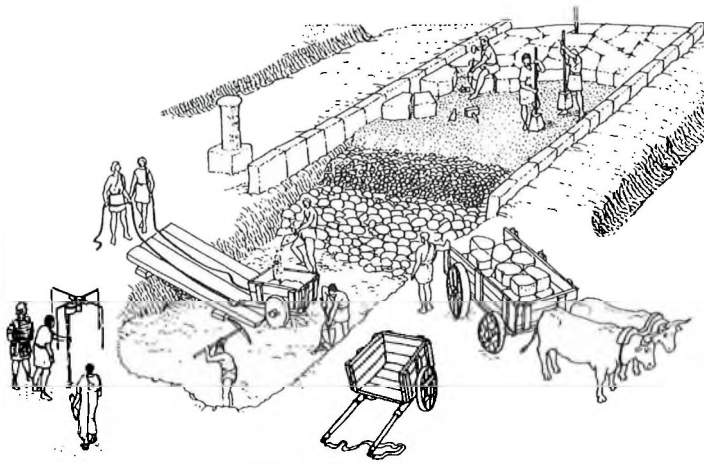


Abb. 4: Römischer Straßenbau mit einem Pflasterbelag (nach Thomas Fischer). Unten links kann man ein römisches Vermessungsinstrument (Groma) erkennen.

alten Trasse im Gelände zu erkennen sind⁸⁶. Gepflasterte Straßen gab es in unserer Gegend nur in Städten (Abb. 4).

Die Straßen hatten eine Breite von etwa 7 m, gelegentlich auch mehr⁸⁷. Links und rechts fiel die Dammwölbung ab. So entstanden Gräben zu beiden Seiten, die dem Abfluss von Regenwasser dienten. Die Straßen wurden größtenteils vom Militär gebaut, das von Landvermessern (*agrimensores*)⁸⁸ begleitet wurde (Abb. 5).

An vereinzelt exponierten Stellen haben sich Geleisestraßen im Gelände erhalten, die im Gegensatz zum mittelalterlichen Rillenabstand von genau 1 m eine Spurweite von 107 cm aufweisen⁸⁹. In Raetien findet man solche Felsstraßen in Klais⁹⁰ bei Mittenwald (Abb. 6) und am Buchenberg bei Kempten⁹¹. Diese Felsstraßen waren jedoch die Ausnahme.



Abb. 5: Ein „römischer Vermesser“ mit Groma bei der Arbeit an der Originaltrasse der Via Claudia Augusta. Bei Windstille können die Fluchtpunkte exakt festgelegt werden.



Abb. 6: Die römische Geleisestraße bei Klais.

III. Römische Vermessungsinstrumente

1. Die Landvermessung

Die Landvermessung der Römer wurde schon in verschiedenen Publikationen dokumentiert⁹⁸. Dabei wurde bewiesen, dass die Römer gleich nach der Okkupation eines eroberten Gebietes sehr schnell das neue Territorium quadratisch vermessen ließen, um es später zuweisen zu können⁹⁹. Grundlage dieser Limitation war schon bald das Achsenkreuz¹⁰⁰. Ähnliche Vermessungsgrundsätze wurden auch bei der Planung von Städten oder Kastellen berücksichtigt, vor allem die Einteilung in *cardo* (Angelpunkt) und *cardo maximus* und *decumanus maximus* (Hauptstraßen) als Hauptvermessungsachsen¹⁰¹. Doch wie wurden Straßen im freien Gelände vermessen?

2. Das Vermessungsprojekt

Mit rekonstruierten Vermessungsgeräten sollen in den nächsten Jahren Teile der Originaltrasse der *Via Claudia Augusta* mit römischen und modernen Messgeräten vermessen werden, um die Genauigkeit dieser 2000 Jahre alten Methoden zu untersuchen¹⁰². Ziel- und Ausgangspunkt des Vermessungsprojekts sind die beiden Handelsstationen in Biberwier und Dietringen, zwischen denen man zahlreiche Stellen der ehemaligen Römerstraße noch erkennen kann (Abb. 7). Absicht ist es, mit Hilfe einer Groma der Frage nachzugehen, wie es den Römern gelang die Trasse schnurgerade zu bauen. Doch wie sah so ein Visiergerät aus?

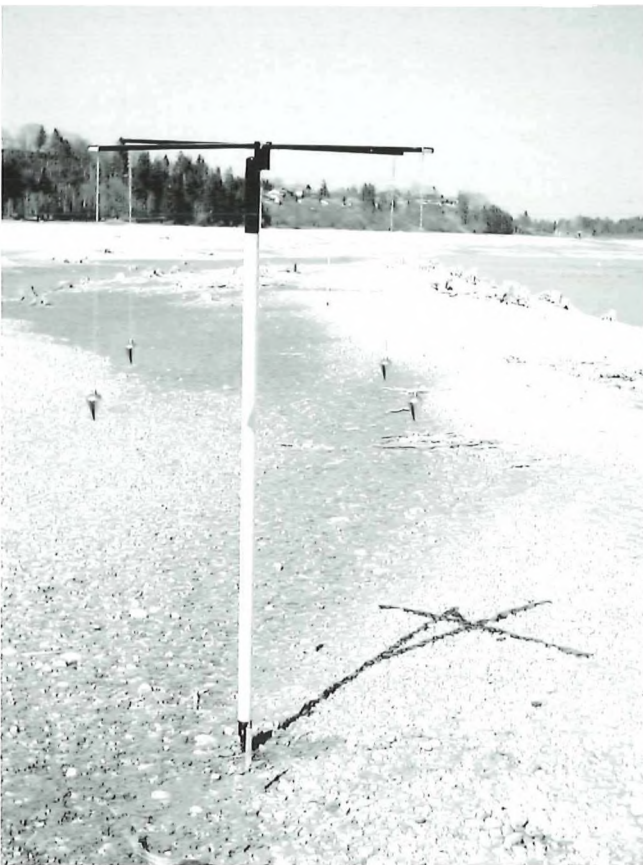


Abb. 7: Groma und Messstab beim Einsatz auf der Originaltrasse der *Via Claudia Augusta* im Forggensee zwischen Füßen und Roßhaupten.

3. Römische Vermessungsgeräte

Bis heute sind nur zwei solche Messgeräte (aus Pompeji und Pfünz bei Eichstätt) bekannt: Um 1885 wurde bei Ausgrabungen im Kastellgelände von Pfünz eine *Groma* aus Eisen gefunden¹⁰³. Das Besondere an diesem Gerät ist, dass es auf den vier Kreuzarmen Kerben hat, die auch eine Vermessung bei Wind zulassen.

Eine *Groma* in gutem Erhaltungszustand entdeckte man 1912 in Pompeji¹⁰⁴. Aus diesen elf Einzelteilen aus Eisen und Bronze lässt sich ein vollständiges Messgerät zusammensetzen. Ob es sich bei einem in Fayyum aufgefundenen Holzkreuz aus der ptolemäischen Zeit um ein Vorgängermodell einer *Groma* handelt, bleibt bis heute umstritten¹⁰⁵. Im römischen Budapest (*Aquincum*) entdeckte man ein Bronze- lot, das Bestandteil eines solchen Vermessungsgerätes war¹⁰⁶.

Auf einem Grabstein des Vermessers *L. Aebutius Faustus* aus dem 1. Jhd. v. Chr., der 1852 aufgefunden wurde und heute in Ivrea (Piemont) zu sehen ist, erkennt man das Kreuz und den Schaft eines Messgeräts¹⁰⁷. Dieses ist auch auf einer Kupfermünze von *Heraklea* in Lucanien (Süditalien) und einer Silbermünze in *Metapontum* (ebenfalls in Süditalien) zu erkennen.

Eine *Groma* besteht aus einem drehbaren Winkelkreuz (*stella*) auf einem feststehenden Stativ (*ferramentum*)¹⁰⁸. Gelegentlich stellte man diesen Stützstab in einen Stein (*ad lapidem*), den die Vermesser mit sich führten¹⁰⁹. An den vier Endpunkten (*corniculae*) des horizontalen Kreuzes hängen Gewichte (*pondera*) an Fäden (*nerviae*)¹¹⁰. Zwei dieser vier Hängelote der *Groma* aus Pompeji waren in Entenform ausgeführt. Der bewegliche Arm (*rostrum*) wurde nun gedreht, bis die Kreuzachse auf den angepeilten Punkt im Gelände zeigte¹¹¹. Mit diesem Gerät konnten nun im rechten Winkel die Fluchtpunkte mit Messstäben, die in den Boden neben der Straße geschlagen wurden, fixiert werden. Diese Richtlatten wurden mit Fäden verbunden, bis ein Standartabstand von 2400 Fuß (= 710,40 m) erreicht wurde¹¹². Dann wurde an diesem Punkt die *Groma* erneut angesetzt. Dabei ließ sich ein geradliniger Verlauf der Straße im Gelände markieren und für den Straßenbau nutzen.

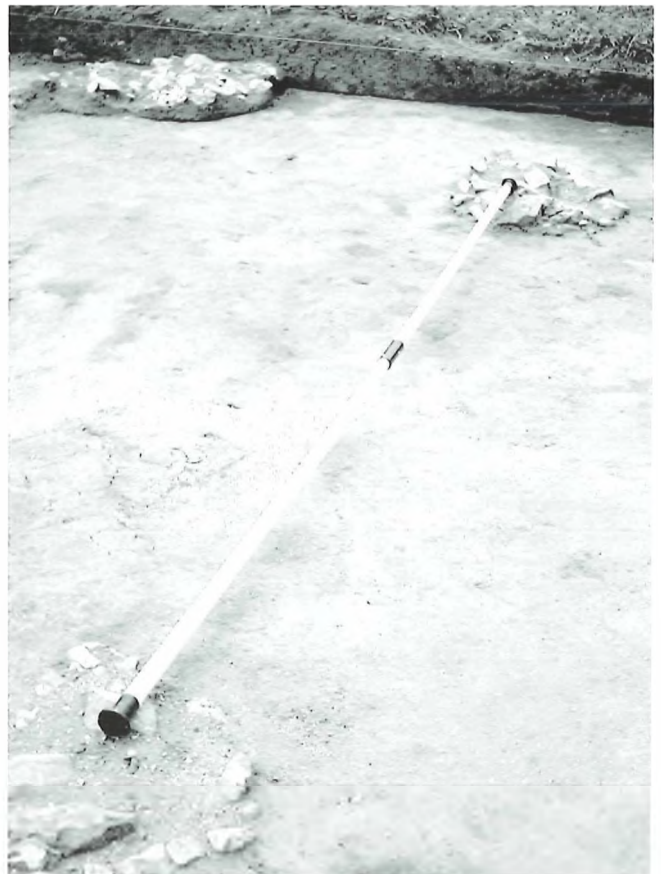


Abb. 8: Die bei den Ausgrabungen im Jahr 2003 in Biberwier eingesetzte römische Messlatte (10 Fuß = 2,96 m) verdeutlicht, dass die Pfostenlöcher, die als Hausfundamente dienten, genau in einem Abstand von 10 römischen Fuß angelegt waren.

Zur Längenmessung dienten Messketten oder eine Messlatte (*decempeda*)¹¹³. So eine Messlatte (Abb. 8) war – wie der lateinische Name schon verrät – genau zehn Fuß (*pedes*) lang (= 2,96 m)¹¹⁴. An den beiden Enden befanden sich Schutzhülsen, die eine Abnutzung des Geräts verhindern sollten¹¹⁵. Außerdem konnte mit dem runden Aufsatz eine Markierung im Boden gemacht werden, von der aus gemessen werden konnte. Auch diese Messlatte wurde für das Vermessungsprojekt in Originallänge rekonstruiert.

Bei ersten Messversuchen wurde deutlich, dass mit Hilfe einer *Groma* das Markieren eines geradlinigen Straßenverlaufs im Gelände möglich ist. Bei starkem Wind werden jedoch die Gewichte an den Schnüren leicht verdreht, sodass eine Vermessung nur unter erschwerten Bedingungen möglich ist. Untersuchungen belegen, dass gegenüber exakten modernen Vergleichsmessungen nur ein minimales Abweichen auszumachen ist. Bei einem archäologischen Experiment mit modernen und historischen Geräten am Limes bei Gausmannsweiler in der Nähe von Welzheim (Baden-Württemberg) im Herbst 2001 wurde bei einer Distanz von 200 m eine Differenz von nur 2 cm festgestellt¹¹⁶. Bei der exemplarischen Vermessung der Handelsstation in Biberwier mit *Groma* und *decempeda* im Sommer des Jahres 2003 stellte man außerdem fest, dass die entdeckten Pfostenlöcher für den Ständerbohlenbau eines römischen Gebäudes genau im Abstand von 5 bzw. 10 römischen Fuß angelegt waren. Dies legt nahe, dass auch beim Bau von Gebäuden solche Mess- und Visiergeräte Verwendung fanden (Abb. 9).



Abb. 9: *Groma*, Messlatte und Messstab bei den Ausgrabungen der römischen Handelsstation in Biberwier: Es liegt nahe, dass auch Fundamente für Gebäude mit diesen Geräten vermessen wurden.

Anmerkungen:

- 1 Lokale Arbeitsgruppe Via Claudia Augusta / Via Raetica Bayern (Hg.): Radwandern auf den Spuren der Via Claudia, St. Ottilien 1998.
- 2 Verein MIAR / Amt der Tiroler Landesregierung Abteilung Kultur (Hg.): Entlang der Via Claudia Augusta – Zu Fuß, mit dem Rad oder mit dem Auto entlang der Via Claudia Augusta durch die Bezirke Reutte, Imst und Landeck – Kulturgüter in Tirol Nr. 4, Innsbruck 2000.
- 3 Benvegnù, Francesca / Sommariva, Gian Paolo (Hg.): Radwandern auf den Spuren der Via Claudia Augusta im Feltrino, Feltre 2001.
- 4 Bikeline-Team (Hg.): Via Claudia Augusta – Von der Donau über die Alpen an die Adria, Rodingersdorf 2003.
- 5 Walde, Elisabeth: Crispus grüßt Julia – römische Reiseerlebnisse entlang der Via Claudia Augusta – Kulturgüter in Tirol Nr. 5, Innsbruck 2001.
- 6 Lokale Arbeitsgruppe Via Claudia Augusta / Via Raetica Bayern (Hg.): Radwandern auf den Spuren der Via Raetica, St. Ottilien 2001.
- 7 Steuerungsgruppe Via Danubia / Galli Verlag (Hg.): Radeln auf den Spuren der Römer – Via Danubia, Hohenwart 2001.
- 8 Ländliche Entwicklungsgruppe Oberbayern West (Hg.): Radwandern auf den Spuren der Römerstraße Via Julia von Augsburg nach Salzburg, St. Ottilien 2003.
- 9 Rucheinski, Willibald / Mozer, Rainer: Auf Römerstraßen durchs Land, Stuttgart 1995.
- 10 Müßler, Albrecht: Römerroute Kempten – Epfach – Führer zum historischen Radwanderweg längs der Römerstraße zwischen Iller und Lech, Kaufbeuren 1998.
- 11 Schwarz, Rosemarie: Abenteuer Römerstraßen – Fernstraße Bregenz-Salzburg, Eching 2000.
- 12 Schwarz, Rosemarie: Abenteuer Römerstraßen – Die Römerstraße von Salzburg bis zur Adria, Eching 2002.
- 13 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hg.): Der Limes zwischen Rhein und Donau – Ein Bodendenkmal auf dem Weg zum UNESCO-Weltkulturerbe, Stuttgart 1991; Rabold, Britta / Schallmayer, Egon / Thiel, Andreas: Der Limes – Die Deutsche Limes-Straße vom Rhein bis zur Donau, Stuttgart 2000.
- 14 Bartel, Antja: Die ältesten Textilfunde Bayerns – Geflechte und Gewebe aus der jungneolithischen Feuchtbodensiedlung von Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1994), Stuttgart 1995, S. 51-55; Bauer, Sibylle: Die jungneolithische Feuchtbodensiedlung Pestenacker – Bauzeiten und Bauformen, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1990), Stuttgart 1991, S. 34-38; Bauer, Sibylle: Pestenacker und seine Palisaden: Neubauten und Reparaturen aus den Jahren 3546/45-3495 v. Chr., in: Das archäologische Jahr in Bayern (1991), Stuttgart 1992, S. 50-54; Dirksen, Dietrich: Bearbeitungsspuren an altheimzeitlichen Knochenmeißeln aus Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1996), Stuttgart 1997, S. 32-34; Hilbig, Ortrud / Neef, Reinder:

- Umwelt und Agrarwirtschaft der jungneolithischen Siedlung von Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1991), Stuttgart 1992, S. 54-55; Pflanz, Eduard: Jungsteinzeitliche Moorsiedlung bei Pestenacker, in: Landsberger Geschichtsblätter (71/72), 1972/73, S. 34-48; Schönfeld, Guntram: Ausgrabungsbeginn in der Feuchtbodensiedlung von Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1988), Stuttgart 1989, S. 34-38; Schönfeld, Guntram: Die Ausgrabung in der Feuchtbodensiedlung Pestenacker und ihre Zielsetzung, in: Landsberger Geschichtsblätter (87/88) 1988/89, S. 4-7; Schönfeld, Guntram: Fortsetzung der Ausgrabung in der jungneolithischen Feuchtbodensiedlung von Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1989), Stuttgart 1990, S. 41-45; Schönfeld, Guntram: Pestenacker – ein jungsteinzeitliches Dorf der Altheimer Kultur um Kreis Landsberg, in: Landsberger Geschichtsblätter (89/90), 1990/91, S. 3-13; Schönfeld, Guntram: Ein Wohnstallhaus aus der jungneolithischen Talbodensiedlung von Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1991), Stuttgart 1992, S. 44-50; Schönfeld, Guntram: Streitaxte aus der altheimzeitlichen Feuchtbodensiedlung von Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1993), Stuttgart 1994, S. 46-50; Schönfeld, Guntram: Ein Wohnhaus der Altheimer Gruppen aus Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (2001), Stuttgart 2002, S. 27-31; Sorge, Gabriele: Bären und Biber in Pestenacker, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1992), Stuttgart 1993, S. 38-40.
- 15 Huber, Anton: Die jungneolithische Feuchtbodensiedlung von Unfriedshausen, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1987), Stuttgart 1988, S. 48-49; Huber, Anton: Die jungneolithische Feuchtbodensiedlung von Unfriedshausen, in: Landsberger Geschichtsblätter (95/96), 1996/97, S. 17-18; Schönfeld, Guntram: Neues von der Ausgrabung einer jungneolithischen Feuchtbodensiedlung bei Unfriedshausen, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1995), Stuttgart 1996, S. 40-42. Schönfeld, Guntram: Ein jungsteinzeitliches Dorf im Moor bei Unfriedshausen, in: Landsberger Geschichtsblätter (95/96), 1996/97, S. 3-16; Schönfeld, Guntram: Unfriedshausen – Jenseits des Zauns, in: Das archäologische Jahr in Bayern (2002), Stuttgart 2003, S. 13-15; Schönfeld, Guntram: Ein jungsteinzeitliches Filialsiedlungssystem in der Talau bei Unfriedshausen, Gde. Geltendorf, in: Landsberger Geschichtsblätter (102), 2003, S. 3-8; Weidemann, Clea / Schönfeld, Guntram: Eine jungneolithische Feuchtbodensiedlung bei Unfriedshausen, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1994), Stuttgart 1995, S. 48-51.
 - 16 Huber, Anton: Siedlung aus der Hallstattzeit, in: Landsberger Geschichtsblätter (75/76), 1976/77, S. 123-125; Wingham, Stefan: Totenfolg am Lechrain? Ein reiches Doppelgrab der späten Bronzezeit im neu entdeckten Gräberfeld von Hurlach, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1996), Stuttgart 1997, S. 69-72.
 - 17 Koschik, Harald: Der Schlossberg von Landsberg am Lech als Siedelplatz seit früher Zeit, in: Landsberger Geschichtsblätter (69/70), 1970/71, S. 7-30.

- 18 Dertsch, Richard: Historisches Ortsnamenbuch von Bayern – Schwaben – Band 1: Landkreis Marktobderdorf, München 1953, S. 77.
- 19 Steiner, Thaddäus: Historisches Ortsnamenbuch von Bayern – Schwaben – Band 9: Füssen, München 2005, S. 107.
- 20 Weber, Gerhard: Die polis Kambodounon, in: Weber, Gerhard (Hg.): Cambodounon – Kempten – Erste Hauptstadt der römischen Provinz Raetien?, Mainz 2000, S. 15-24.
- 21 Swozilek, Helmut: Antike Schriftquellen über Brigantium, in: Vorarlberger Landesmuseum Bregenz (Hg.): Das römische Brigantium, Bregenz 1985, S. 79-82, hier vor allem S. 79.
- 22 Dietz, Karlheinz: Okkupation und Frühzeit, in: Czysz, Wolfgang / Dietz, Karlheinz / Fischer, Thomas / Kellner, Hans-Jörg (Hg.): Die Römer in Bayern, Stuttgart 1995, S. 18-99, hier vor allem S. 37-42.
- 23 Zanier, Werner: Der Alpenfeldzug 15 v. Chr. und die augusteische Okkupation in Süddeutschland, in: Wamser Ludwig / Flügel, Christof / Ziegau, Bernward (Hg.): Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer – Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht – Ausstellungskatalog Rosenheim 2000, Mainz 2000, S. 11-17, hier vor allem S. 11-12.
- 24 Zanier, wie Anm. 23, S. 11.
- 25 Zanier, wie Anm. 23, S. 11.
- 26 Dietz, wie Anm. 22, S. 31-32.
- 27 Weitnauer, Alfred: Allgäuer Chronik – Textband I, Von Anbeginn bis zum Jahr 1500, Kempten 1981, S. 38.
- 28 Zanier, wie Anm. 23, S. 13.
- 29 Zanier, wie Anm. 23, S. 13.
- 30 Dietz, wie Anm. 22, S. 11-12.
- 31 Czysz, Wolfgang: Das zivile Leben in der Provinz, in: Czysz, Wolfgang / Dietz, Karlheinz / Fischer, Thomas / Kellner, Hans-Jörg (Hg.): Die Römer in Bayern, Stuttgart 1995, S. 177-308, hier vor allem S. 206-207.
- 32 Czysz, wie Anm. 31, S. 200-206.
- 33 Czysz, Wolfgang / Dietz, Karlheinz / Fischer, Thomas / Kellner, Hans-Jörg (Hg.): Die Römer in Bayern, Stuttgart 1995, S. 439-441; Dietz, wie Anm. 22, S. 50; Münzer, Klaus: Ein Römerort im Kreise Landsberg – Abodiacum-Epfach, in: Landsberger Geschichtsblätter (73/74), 1974/75, S. 51-77.
- 34 Czysz, Wolfgang: Spät römisches Kastell auf dem Schlossberg, in: Czysz, Wolfgang / Dietrich, Hanns / Weber, Gerhard (Hg.): Kempten und das Allgäu – Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland (30), Stuttgart 1995, S. 167-168.
- 35 Garbsch, Jochen: Mann und Ross und Wagen – Transport und Verkehr im antiken Bayern, München 1986, S. 83.
- 36 Dietz, Karlheinz / Pietsch, Martin: Ein neuer Meilenstein des Julian Apostata aus Mittenwald, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1996), Stuttgart 1997, S. 129-132. Dietz, Karlheinz / Pietsch, Martin: Zwei neue römische Meilensteine aus Mittenwald, in: Verein für Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte im Landkreis Garmisch-Partenkirchen e. V. (Hg.): Mohr – Löwe – Raute – Beiträge zur Geschichte des Landkreises Garmisch-Partenkirchen – Band 6, Garmisch-Partenkirchen 1998, S. 41-57; Grabherr, Gerald: Die so genannte Via Decia, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter (61), München 1996, S. 229-244;
- 37 Neu, Wilhelm: Vor- und Frühgeschichte, in: Landkreis Landsberg am Lech (Hg.): Landsberger Kreisheimatbuch, Landsberg ³1982, S. 58-65, hier S. 62-63.
- 38 Czysz, Wolfgang: Das Umland von Augsburg in römischer Kaiserzeit, in: Pötzl, Walter / Schneider, Otto (Hg.): Vor- und Frühgeschichte – Archäologie einer Landschaft – Der Landkreis Augsburg – Band 2, Augsburg 1996, S. 203-266, hier vor allem S. 218-221; Czysz, Wolfgang: Mithras unter Dach und Fach, in: Das archäologische Jahr in Bayern (2002), Stuttgart 2003, S. 150-151.
- 39 Winghart, Stefan: Ausgrabungen in der römischen Straßenstation Urusa bei Raisting im Ammertal, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1987), Stuttgart 1988, S. 140-143.
- 40 Czysz, Wolfgang: Eine frühkaiserzeitliche Handelsstation an der Via Claudia Augusta im Forggensee bei Diettringen – Teil I, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Alt Füssen (1996), S. 5-24.
- 41 Grabherr, Gerald: Neue Untersuchungen im Bereich der römischen Straßenstation von Bibervier, in: Zeisler, Josef / Tomedi, Gerhard (Hg.): ArchoTirol – Kleine Schriften 2, Wattens 2000, S. 111-114; Grabherr, Gerald: Die Grabungskampagne 2002 in der römischen Siedlung von Bibervier, in: Zeisler, Josef / Tomedi, Gerhard (Hg.): ArchoTirol – Kleine Schriften 4, Wattens 2002, S. 184-185; Grabherr, Gerald: Ad radices Alpium – Eine neuentdeckte römische Siedlung in Bibervier, Tirol, in: Wamser, Ludwig / Steindl, Bernd (Hg.): Neue Forschungen zur römischen Besiedlung zwischen Oberrhein und Enns- Kolloquium Rosenheim 2000, Remshalden-Grumbach 2002, S. 35-43; Grabherr, Gerald: Fernfahrer der Antike – Kultur- und Handelsbeziehungen entlang der Via Claudia Augusta im Spiegel der archäologischen Fundstücke aus der römischen Siedlung in Bibervier, in: Holzner, Johann / Walde, Elisabeth (Hg.): Brüche und Brücken – Kulturtransfer im Alpenraum von der Steinzeit bis zur Gegenwart, Wien-Bozen 2005, S. 74-87.
- 42 Römer-Martijnsee, Elisabeth: Eine frühkaiserzeitliche Handelsstation an der Via Claudia Augusta im Forggensee bei Diettringen – Teil II, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Alt Füssen (1997), S. 5-28.
- 43 Karte in Czysz, wie Anm. 31, S. 218.
- 44 Neu, wie Anm. 37, S. 63. In der Nähe dieser Villa entdeckte man auch Spuren einer römischen Nebenstraße, die bei Braasch, Otto: Archäologische Luftbilder früher Straßen und Gräben an Lech und Wertach, in: Bellot, Josef / Czysz, Wolfgang / Krahe, Günther (Hg.): Forschungen zur provinzialrömischen Archäologie in Bayerisch-Schwaben, Augsburg 1985, S. 117-146, hier S. 128-129, dargestellt ist.
- 45 Fried, Pankraz: Zur Siedlungsgeschichte im Landkreis Landsberg am Lech, in: Landkreis Landsberg am Lech (Hg.): Landsberger Kreisheimatbuch, Landsberg ²1982, S. 66-78, hier S. 67; Neu, wie Anm. 37, S. 63.
- 46 Fried, wie Anm. 45, S. 68; Huber, Anton: Älteste Fabrik im Kreis Landsberg?, in: Landsberger Geschichtsblätter (75/76), 1976/77, S. 126-129; Pietsch, Martin: Ausgrabungen im römischen Gutshof von Weil, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1997), Stuttgart 1998, S. 121-124.
- 47 Huber, Anton: Römischer Münzfund bei Erpfting, in: Landsberger Geschichtsblätter (69/70), 1970/71, S. 47-48; Lichtenstern, Anton: Die Entdeckung einer römischen Villa bei Erpfting, in: Landsberger Geschichtsblätter (71/72), 1972/73, S. 27-33.
- 48 Czysz, Wolfgang / Schmidt, Wolfgang: Römerbad und Rodelbahn: Römische Gebäude am Fuß des Tegelbergs bei Schwangau, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1999), Stuttgart 2000, S. 59-61; Krahe, Günther / Zahlhaas, Giesela: Römische Wandmalereien in Schwangau, Landkreis Ostallgäu – Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte – Reihe A- Band 43, Kallmünz 1984; Krahe, Günther: Die römische Siedlung am Tegelberg, in: Liebhart, Wilhelm (Hg.): Schwangau – Dorf der Königsschlösser, Sigmaringen 1996, S. 73-90.
- 49 Czysz, Wolfgang / Tschoko, Diethart: Die Römervilla am Kühstallweiher bei Kohlshunden, in: Das archäologische Jahr in Bayern (2002), Stuttgart 2003, S. 72-73; Czysz, Wolfgang / Scholz, Markus: Götterspeise – Ein Opferdepot am Rand der Römervilla von Kohlshunden, in: Das archäologische Jahr in Bayern (2002), Stuttgart 2003, S. 74-78.
- 50 Czysz, Wolfgang: Ausgrabungen in einem römischen Gutshof bei Oberndorf am Lech, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1989), Stuttgart 1990, S. 133-140; Czysz, Wolfgang: Der Eisendepotfund aus dem römischen Gutshof von Oberdorf am Lech, in: Das archäologische Jahr in Bayern (1990), Stuttgart 1991, S. 120-126.
- 51 Czysz, wie Anm. 31, S. 219.
- 52 Czysz, wie Anm. 31, S. 219-226.
- 53 Czysz, wie Anm. 31, S. 226.
- 54 Kierdorf, Wilhelm: Claudius, in: Clauss, Manfred (Hg.): Die römischen Kaiser – 55 historische Portraits von Caesar bis Justinian, München 2001, S. 76-76.
- 55 Scarre, Chris: Die römischen Kaiser – Herrscher und Dynastien von Augustus bis Konstantin, Düsseldorf 1996, S. 42-49.
- 56 Czysz, Wolfgang: Die römische Staatsstraße Via Claudia Augusta, in: Czysz, Wolfgang / Dietrich, Hanns / Weber, Gerhard (Hg.): Kempten und das Allgäu – Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland (30), Stuttgart 1995, S. 163-167, hier S. 164.
- 57 Garbsch, wie Anm. 35, S. 82.
- 58 Thalmeier, Matthias: Die Tabula Peutingeriana im Bereich des heutigen Bayerisch-Schwaben, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Alt Füssen (2004), S. 8-16.
- 59 Walde, Elisabeth: Bemerkungen zum Ausgangspunkt der Via Claudia, in: Walde, Elisabeth (Hg.): Via Claudia, Neue Forschungen, Telfs 1998, S. 309-313, hier S. 309.
- 60 Walde, wie Anm. 59, S. 310.
- 61 Bundesdenkmalamt (Hg.): Wegzeiten – Archäologie und Straßenbau. Begleitbuch zur Ausstellung Mauerbach 2004, Wien 2004, S. 34; Czysz, wie Anm. 56, S. 164.
- 62 Walser, Gerold: Die römischen Meilensteine in Raetien – Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besatzungsgeschichte Südwestdeutschlands Nr. 29, Stuttgart 1983, S. 74; Walde, wie Anm. 59, S. 309.
- 63 Walser, wie Anm. 62, S. 74.
- 64 Walser, wie Anm. 62, S. 73.
- 65 Pöll, Johannes: Nauders, Pension Engadin, römischer Meilenstein, in: Kulturberichte aus Tirol Nr. 437/438 (58. Jahrgang), 57. Denkmalbericht, Innsbruck 2004, S. 153-154.
- 66 Czysz, Wolfgang: Via Claudia Augusta, in: Petzet, Michael (Hg.): Die Römer in Schwaben – Ausstellungskatalog Augsburg 1985, München 1985, S. 139-140, zeigt auf der abgebildeten Karte auf S. 137, Abb. 102, „Hostilia“ am Po als Ausgangspunkt der Haupttrasse der Via Claudia, den Ausgangspunkt „Altinum“ nur als Zubringer; Czysz u.a., wie Anm. 33, S. 528, geben ebenfalls als primären Ausgangspunkt „Altinum“ an, Gleiches zeigt die Karte auf S. 529, Abb. 233; Ott, Martin: Die Via Claudia Augusta in römischer Zeit, in: Joosten, Hans-Dirk / Kürzeder, Christoph (Hg.): Via Claudia Augusta – Stationen einer Straße, Großweil 2000, S. 15-25, nennt neben anderen Trassenvorschlägen den Po als Hauptausgangspunkt.
- 67 Walde, wie Anm. 59, S. 310.
- 68 Walde, Elisabeth: Betrachtungen zum römischen Reiseverkehr, in: Ver-

- ein MIAR / Amt der Tiroler Landesregierung (Hg.): Entlang der Via Claudia – Zu Fuß, mit dem Rad oder mit dem Auto entlang der Via Claudia Augusta durch die Bezirke Reutte, Imst und Landeck – Kulturgüter in Tirol Nr. 4, Innsbruck 2000, S. 3-7, hier S. 3.
- 69 Söldner, Wolfgang: Zur Urgeschichte und Römerzeit in Nordtirol, in: Söldner, Wolfgang (Hg.): Zeugen der Vergangenheit – Archäologisches aus Tirol und Graubünden – Ausstellungskatalog Chur-Innsbruck 2002, Innsbruck 2002, S. 19-75, hier S. 57.
- 70 Heinz, Werner: Reisewege der Antike – Unterwegs im Römischen Reich, Stuttgart 2003, S. 99.
- 71 Cysz, wie Anm. 56, S. 164.
- 72 Hochholdinger, Willy / Brunner, Wolf: Die Römerstraße durch Werdenfels, in: Verein für Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte im Landkreis Garmisch-Partenkirchen e.V. (Hg.): Mohr – Löwe – Raute – Beiträge zur Geschichte des Landkreises Garmisch-Partenkirchen – Band 6, Garmisch-Partenkirchen 1998, S. 58-74, hier S. 59.
- 73 Lang, Amrei / Schultz, Ulrich / Zanier, Werner: Eine frühromische Holz-Kies-Straße im Moos bei Eschenlohe, in: Verein für Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte im Landkreis Garmisch-Partenkirchen e.V. (Hg.): Mohr – Löwe – Raute – Beiträge zur Geschichte des Landkreises Garmisch-Partenkirchen – Band 6, Garmisch-Partenkirchen 1998, S. 22-40, hier S. 31.
- 74 Lang u.a., wie Anm. 73, S. 33.
- 75 Benvegnú u.a., wie Anm. 3, S. 17.
- 76 Joosten, Hans-Dirk: Stationen einer Straße – Via Claudia, in: Joosten, Hans-Dirk / Kürzeder, Christoph (Hg.): Via Claudia Augusta – Stationen einer Straße, Großweil 2000, S. 913, hier S. 9.
- 77 Kolb, Peter: Die Römer bei uns – Juniorkatalog und Sachbuch zur Landesausstellung Rosenheim 2000, München 2000, S. 177; Pelz, Bernhard (Hg.): Interessantus est – Bilder einer Ausstellung, Graz 2004, S. 33.
- 78 Fischer, Thomas: Die Römer in Deutschland, Stuttgart 1999, S. 94; Kolb, wie Anm. 77, S. 178.
- 79 Bender, Helmut: Römischer Straßen- und Reiseverkehr, in: Wamser Ludwig / Flügel, Christof / Ziegas, Bernward (Hg.): Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer – Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht – Ausstellungskatalog Rosenheim 2000, Mainz 2000, S. 255-263; Bundesdenkmalamt, wie Anm. 61, S. 35; Pöll, Johannes: Ein Streckenabschnitt der Via Claudia Augusta in Nordtirol. Die Grabungen am Prügelweg Lermoos/Bez. Reutte 1992-1995, in: Walde, Elisabeth (Hg.): Via Claudia, Neue Forschungen, Telfs 1998, S. 15-111.
- 80 Cysz, Wolfgang: Der antike Straßenbau in Westraetien, in: Petzet, Michael (Hg.): Die Römer in Schwaben – Ausstellungskatalog Augsburg 1985, München 1985, S. 135-136.
- 81 Kreutle, Rainer: Römerstraßen im Ulmer Raum, in: Ulmer Museum (Hg.): Römer an Donau und Iller – neue Forschungen und Funde – Ausstellungskatalog Ulm 1996, Sigmaringen 1996, S. 177-123.
- 82 Heinz, wie Anm. 70, S. 43; Pleyel, Peter: Das römische Österreich – Geschichte Österreichs – Band 1, Wien 2002, S. 108.
- 83 Kolb, wie Anm. 77, S. 177; Pleyel, wie Anm. 82, S. 108.
- 84 Heinz, wie Anm. 70, S. 43; Pleyel, wie Anm. 82, S. 108.
- 85 Heinz, wie Anm. 70, S. 43; Pleyel, wie Anm. 82, S. 108.
- 86 Bender, wie Anm. 79, S. 260; Cysz, wie Anm. 80, S. 135-136.
- 87 Bender, wie Anm. 79, S. 260, geht von einer Straßenbreite von 7 bis 9 m aus; Cysz, wie Anm. 80, S. 135, nennt 6 bis 10 m; Kolb, wie Anm. 77, S. 177, gibt als Regelbreite 7 m an, kennt aber Trassen bis zu einer Breite von 12 m; Pöll, wie Anm. 79, S. 56, gibt 7 m für das Lermooser Becken an.
- 88 Müller, Dieter: Schnurgerade über Berg und Tal, in: Archäologie in Deutschland – Heft 3/2002, S. 29.
- 89 Bundesdenkmalamt, wie Anm. 61, S. 51; Grabherr, Gerald: Über Stock und Stein: Die römische Via Claudia Augusta in den Alpen, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hg.): Über die Alpen – Menschen – Wege – Waren, Begleitband zur Ausstellung, Stuttgart 2002, S. 67-72, hier S. 70; Heinz, wie Anm. 70, S. 40 und 50; Pöll, Johannes: Spuren alter Verkehrswege in Nordtirol – Geleisestraßen, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hg.): Über die Alpen – Menschen – Wege – Waren, Begleitband zur Ausstellung, Stuttgart 2002, S. 73-81, hier S. 76.
- 90 Bierl, Hermann: Archäologie-Führer Bayern – Führer zu Bodendenkmälern aus Vor- und Frühzeit, zu Museen und neuzeitlichen Schanzen, Garmisch-Partenkirchen 1998, S. 229-230; Hochholdinger u.a., wie Anm. 72, S. 70.
- 91 Bender, wie Anm. 79, S. 260-261; Bierl, wie Anm. 90, S. 92-93; Weber, Gerhard: Römerstraße Kempten-Bregenz und Burgi von Ahegg und Kenels, in: Cysz, Wolfgang / Dietrich, Hanns / Weber, Gerhard (Hg.): Kempten und das Allgäu – Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland (30), Stuttgart 1995, S. 144-147.
- 92 Heinz, wie Anm. 70, S. 76.
- 93 Cysz, Wolfgang: Rasthäuser und Meilensteine, in: Petzet, Michael (Hg.): Die Römer in Schwaben – Ausstellungskatalog Augsburg 1985, München 1985, S. 139-140, hier S. 139-140; Heinz, wie Anm. 70, S. 76.
- 94 Heinz, wie Anm. 70, S. 75-78.
- 95 Cysz, Wolfgang: In einer römischen Reisekutsche übers Gebirge, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hg.): Über die Alpen – Menschen – Wege – Waren, Begleitband zur Ausstellung, Stuttgart 2002, S. 249-255; Heinz, wie Anm. 70, S. 74-82.
- 96 Grabherr, wie Anm. 41, alle Publikationen.
- 97 Höck, Andreas: Aspekte des Handels in spätrömischer Zeit in Tirol, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hg.): Über die Alpen – Menschen – Wege – Waren, Begleitband zur Ausstellung, Stuttgart 2002, S. 219-226.
- 98 Heimberg, Ursula: Römische Landvermessung – Limitatio – Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besatzungsgeschichte Südwestdeutschlands Nr. 17, Stuttgart 1977; Kretschmer, Fritz: Bilddokumente römischer Technik, Wiesbaden ohne Jahr, S. 6-8; Müller, wie Anm. 88, S. 29.
- 99 Heimberg, wie Anm. 98, S. 19-35.
- 100 Heimberg, wie Anm. 98, S. 36-36.
- 101 Heimberg, wie Anm. 98, S. 52 und 56-72.
- 102 Wankmiller, Klaus: Aktivitäten rund um die Via Claudia im Außerfern, in: Kulturberichte aus Tirol, Nr. 435/436 (58. Jahrgang), Innsbruck 2004, S. 235-237; Wankmiller, Klaus: Groma zur Vermessung der Via Claudia rekonstruiert, in: Museumseinblicke des Museumsvereins des Bezirkes Reutte Nr. 24/2004, Dezember 2004, S. 3; Wankmiller, Klaus: Messen wie die Römer! – Mit einer „Groma“ wird die Via Claudia Augusta vermessen, in: Das schöne Allgäu Nr. 6/2004 (67. Jahrgang), S. 75-77; Wankmiller, Klaus: Straßenbau nach Römerart, in: Archäologie in Deutschland, Heft 6/2004, S. 71; Wankmiller, Klaus: Straßenvermessung nach römischer Art – Mit einer „Groma“ wird die „Via Claudia Augusta“ vermessen, in: Tiroler Heimatblätter Nr. 2/2004 (79. Jahrgang), S. 55-60; Wankmiller, Klaus: Straßenvermessung im Außerfern und Füssener Land nach römischer Art, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Alt Füssen (2004), S. 59-63.
- 103 Röttel, Karl: Die Groma der römischen Feldmesser, in: Historische Blätter für Stadt und Landkreis Eichstätt 30 (1981), Nr. 2, S. 5-8, hier vor allem S. 5; Schörner, Georg: Das römische Visiergerät aus Pfünz, in: Historische Blätter für Stadt und Landkreis Eichstätt 4 (1955), Nr. 6, S. 21-22.
- 104 Nowotny, Eduard: Groma, in: Germania 7 (1923), S. 22-29, hier vor allem S. 22; Röttel, wie Anm. 103, S. 5.
- 105 Röttel, wie Anm. 103, S. 6.
- 106 Polenz, Hartmut (Hg.): Das römische Budapest, Münster/Lengerich 1986, S. 118.
- 107 Nowotny, wie Anm. 104, S. 22; Röttel, wie Anm. 103, S. 5.
- 108 Röttel, wie Anm. 103, S. 5.
- 109 Munzinger, Michael / Rathjen, Walter: Pompeji – Natur, Wissenschaft und Technik in einer römischen Stadt, Ausstellungskatalog Deutsche Museum München 2000, München 2000, S. 110.
- 110 Röttel, wie Anm. 103, S. 5.
- 111 Munzinger/Rathjen, wie Anm. 109, S. 110.
- 112 Munzinger/Rathjen, wie Anm. 109, S. 110.
- 113 Heimberg, wie Anm. 98, S. 12.
- 114 Heinz, wie Anm. 70, S. 68-69.
- 115 Heimberg, wie Anm. 98, S. 14.
- 116 Bericht in den Schorndorfer Nachrichten vom 18.12.2001 über die Vergleichsmessung mit Groma und modernen Vermessungsgeräten. Dieses archäologische Experiment ging der Frage nach, wie die Römer vor 2000 Jahren die Flucht des Limes in heutigen Südwestdeutschland schnurgerade anlegen konnten. Solche Experimente dienen zum einen der wissenschaftlichen Ergänzung der Funde und Befunde, zum anderen der Museumspädagogik.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Ausschnitt aus: Garbsch, Jochen: Mann und Ross und Wagen – Transport und Verkehr im antiken Bayern, München 1986, S. 111.
- Abb. 2: Ausschnitt aus: Garbsch, Jochen: Mann und Ross und Wagen – Transport und Verkehr im antiken Bayern, München 1986, S. 90.
- Abb. 3: Aus: Kolb, Peter: Die Römer bei uns – Juniorkatalog und Sachbuch zur Landesausstellung Rosenheim 2000, München 2000, S. 177.
- Abb. 4: Aus: Fischer, Thomas: Die Römer in Deutschland, Stuttgart 1999, S. 94.
- Abb. 5 bis 9: Klaus Wankmiller

Landsberger Papier

Vier Jahrhunderte Landsberger Papiermeister und ihre Wasserzeichen¹

von Klaus Münzer

Das späte Mittelalter ist in Europa durch einschneidende Veränderungen der gesellschaftlichen Entwicklung gekennzeichnet. Mit der Neugründung zahlreicher Städte und Märkte wollen die Landesherren die Wirtschaft und damit die Steuerkraft ihres Territoriums ankurbeln. In den Städten ringen die in Zünften organisierten Handwerker gegenüber den Patriziern - zumeist Fernkaufleuten und Stadttadel - um Mitwirkung im Stadtrecht. Die Förderung schulischer Bildung in den Städten drängt auch in den handwerklichen Berufen den Analphabetismus allmählich zurück. Die Gründung neuer Universitäten ermöglicht Bürgerlichen akademische Bildung: Neben der Theologie als Möglichkeit zur Übersteigerung von Standesschranken eröffnet nun die Jurisprudenz neue Karrieren in staatlicher und städtischer Verwaltung, während die Medizin Prestige und Reputation in der Gesellschaft in einer Zeit schafft, wo die räumliche Verdichtung in den Städten die Ausbreitung von Seuchen beschleunigte.

Diese Entwicklungstendenzen wurden entscheidend beeinflusst und gefördert durch zwei technische Erfindungen: die Kunst der Herstellung von Papier aus Lumpen und der Buchdruck mit beweglichen Lettern, wobei das Papier als kostengünstigerer Schriftträger gegenüber dem Pergament wiederum eine wichtige Voraussetzung für die Herstellung und wohlfeile Verbreitung von Flugblättern und Büchern war. Um die revolutionären Folgen dieser Erfindungen an einem Beispiel zu verdeutlichen: ohne das Papier und den Buchdruck hätte die Reformation Martin Luthers sich nicht ausbreiten können und hätte deshalb wohl gar nicht stattgefunden. Die Macht des zunächst geschriebenen, dann gedruckten Wortes wurde so groß, dass sie einerseits aus der Furcht vor der Kraft des freien Denkens zur staatlichen Zensur von Druckschriften und zum Bücherindex der katholischen Kirche führte, andererseits aber ermöglichte die durch das Buch verbreitete Aufklärung die „Befreiung des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Knechtschaft“, wie es der große Philosoph Immanuel Kant formulierte.

Der Weg des Papiers nach Schwaben und Altbayern

Nun ist das Papier aber keine Erfindung des späten Mittelalters. Das Wort leitet sich zwar von der Papyrusbinde, einer Sumpfpflanze ab, aus deren Bastschichten die Ägypter seit 3500 v.Chr. ihre Schriftträger fertigten und auch die Griechen und Römer damit versorgten. Das Papier des europäischen späten Mittelalters aber geht nicht auf die Ägypter, sondern auf die Chinesen zurück. Nach der chinesischen Überlieferung soll etwa um 100 nach Christus Tsai-Loun das aus Bastfasern gestampfte und mit einem Sieb geschöpfte Papier erfunden haben, dem später Hadern zugesetzt wurden. Die Kunst der Herstellung des Papiers aus Hadern gelangte durch chinesische Kriegsgefangene 751

nach Samarkand im heutigen Usbekistan, und von da später durch die Araber über Spanien nach Europa. 1150 wird bei Valencia Papier hergestellt und 1276 in Italien, im Kirchenstaat².

Von Italien gelangte die Papierherstellung über die Alpenpässe nach Schwaben und ins Herzogtum Bayern. Die Wasserzeichen der ältesten Papiere der Archive von Augsburg und München aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts weisen auf Papiermühlen in der Lombardei und Venetien hin. 1347 soll Kaiser Ludwig der Bayer den Bau einer Papiermühle „ob der Au“ bei München bewilligt haben, doch ist die Urkunde dafür nicht auffindbar, und auch kein Wasserzeichen deutet auf sie hin³. Die älteste nachweisbare Münchener Papiermühle wurde aber erst 1490 in Giesing errichtet. Älter dagegen sind die ersten Papiermühlen in Schwaben. So soll es bereits 1312 bei Kaufbeuren und 1360 bei Ravensburg eine Papiermühle gegeben haben; nachweisbar sind Papiermühlen 1477 in Kottern bei Kempten, 1481 in Memmingen, sowie 1483 und 1485 zwei Papiermühlen an der Singold bei Augsburg.⁴

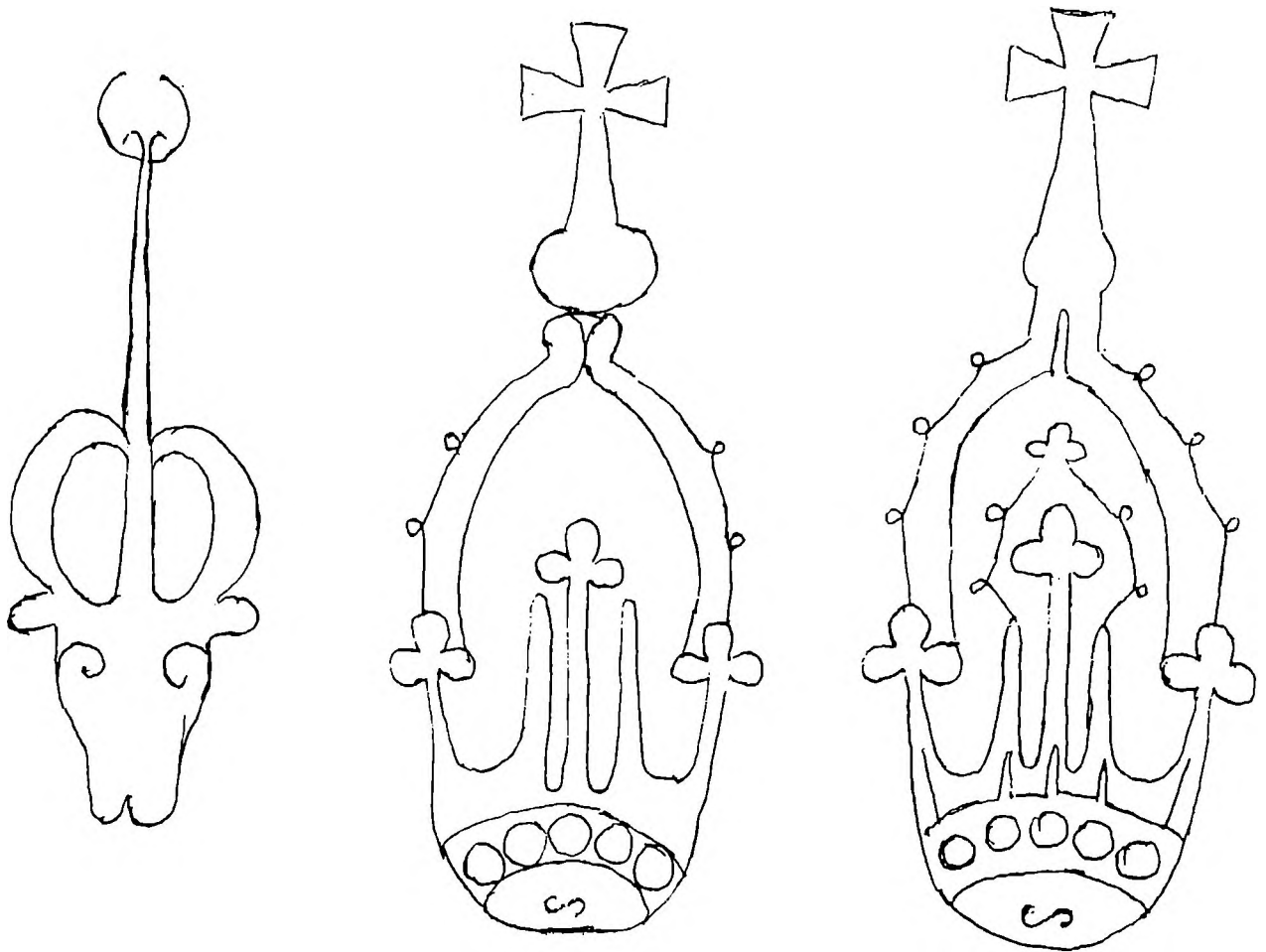
Wann erbauten die Landsberger ihre Papiermühle?

Aus den Achtzigerjahren des 15. Jahrhunderts sind auch die ältesten Landsberger Papierurkunden, doch sie tragen Wasserzeichen, die für das venezianische Gebiet in Oberitalien, die „terra ferma“, kennzeichnend sind. Diese - eine schmale Krone mit Kreuz⁵ - treten hier zuletzt noch 1507 und 1511 auf. Ein anderes „welsches“ Wasserzeichen, der Ochsenkopf, tritt hier noch um 1500 auf.

Das erste eindeutig Landsberger Wasserzeichen (Kreuz auf Dreieck im Schild) wird in der Literatur auf das Jahr 1512 datiert und ist in dem großen Werk „Les Filigranes“ von Briquet abgebildet⁶. Ich konnte aber fast das gleiche Wasserzeichen bereits zum Jahre 1506 auf einer Aufzeichnung über das Landsberger Heilig-Geist-Spital im Bayerischen Hauptstaatsarchiv finden⁷. (Siehe unten im Abschnitt „die Landsberger Papiermeister und ihre Wasserzeichen“.)

- 2 Höbtle, Friedrich von, Bayerische Papiergeschichte, in: Der Papierfabrikant, Jgg. 1924, Heft 10, S. 96f, München 1924
- 3 Höbtle 1924, Heft 21, S. 233
- 4 Mitterwieser, Alois: Frühere Papiermühlen in Altbayern und ihre Wasserzeichen, in: Gutenberg-Jahrbuch Mainz 1933, S. 19
- 5 Die Kronen-Wasserzeichen. Findbuch I der Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, bearbeitet von Gerhard Piccard; Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1961. (Nachweisbar nach Piccard auf Papierurkunden, ausgestellt von der Kanzlei König Maximilians I. in Verona, Trient, Bozen, Meran, Innsbruck, Augsburg, Kloster Kaisheim u.a.)
- 6 Briquet, Charles Moise: Les Filigranes, 4 Bände mit 16 112 Wasserzeichen. Verlag K. W. Hiersemann, Leipzig 1907; in Band I, Nr. 1240 (abgebildet, allerdings kopfstehend, bei Höbtle 1924, Heft 23, S. 257); dt. Amsterdam 1968
- 7 BayHStA, Kurbayern Geheimes Landesarchiv 1110, fol. 17: „Vermerckt des hailigen gaists pavrn unnd Hindersassen so von unnsers gnedigen herrn Ambtlewten zu diensten erfordert werden“
- 8 Die mit H.F. (=Hanns Frank) gezeichnete Anmerkung 1 zum Beitrag von Dr. A. (Alois) Mitterwieser: „Die alten Papiermühlen bei Landsberg a.L.“ (Landsberger Geschichtsblätter, 35. Jgg. 1938, 89): „Die Handschrift 106 der Bischöflichen Ordinariatsbibliothek Augsburg, eine Beschreibung von Andechs aus dem Jahre 1457, trägt 2 Papiervorsatz-

¹ „Klaus Münzer bereitet eine Publikation aller bisher bekannten Landsberger Wasserzeichen vor.“ So ist zu lesen in der Abhandlung „Abgegangene Papiermühle, heute Bayer. Pflugfabrik“ unter Anmerkung 20 auf Seite 242 im Band 4 der Landsberg-Bände des Landesamtes für Denkmalpflege. Sechs Jahre nach Erscheinen dieses Bandes wird es Zeit, dem Vorhaben endlich nachzukommen.



„welsche“ Wasserzeichen in Landsberg: Ochsenkopf um 1500, Krone mit Kreuz 1507, 1511

1506 ist somit der „terminus ante quem“ der Errichtung der Landsberger Papiermühle⁸. Als „terminus post quem“ ist das Jahr 1464 anzusehen, in welchem der bayerische Herzog Sigmund seine Mühle „zu Spettingen bei unsrer Statt Lanntspurg“ - auf welche bisher Ulrich der Müller Erbrecht hatte - gegen jährlich 4 Pfund Münchner Pfennige der Stadt Landsberg auf deren Bitte übergab, damit sie „Mühle und Hammer darauf bauen können“⁹. Hier ist also von einem Neubau oder zumindest Umbau auszugehen. Der erwähnte Hammer deutet darauf hin, dass mit der Mühle wohl keine Getreidemühle - wie bis dahin mit Ulrich dem Müller - gemeint sein kann, zumal die Landsberger ihre eigenen Getreidemühlen am Mühlbach hatten. Ein von einem Mühlrad getriebener Hammer passt in jener Zeit aber nur zu einer Hammerschmiede oder eben zu einer Papiermühle. Eine von der Stadt errichtete Hammerschmiede erscheint aber wenig wahrscheinlich, zumal eine solche später dort nicht erwähnt wird¹⁰ und in Verbindung mit einer Mühle keinen rechten Sinn ergibt. Mit „Mühle und Hammer“ ist also wohl doch eine Papiermühle gemeint. Fraglich bleibt hier aber, wann die Landsberger den 1464 geplanten Bau eines Hammers verwirklicht haben, zumal sich Landsberger Papier an Hand der Wasserzeichen erst ab

1506 nachweisen lässt. Benutzte man vorher in Landsberg zum Papierschöpfen aus Italien eingeführte Siebe mit Wasserzeichen „Krone und Kreuz“ und dem „Ochsenkopf“, oder führte man das fertige Papier aus Oberitalien ein? Der Papierbedarf Süddeutschlands wurde im 15. Jahrhundert (und ins 16. hinein) nämlich noch weitgehend durch welsche Händler gedeckt, welche Papier aus Mailand und Venedig neben Olivenöl („Baumöl“), Seide, Südfrüchten („Limoni“ u.a.) und Wein („Ötschwein“ aus Südtirol) über die Alpen brachten. Spekulationen führen hier nicht weiter. Die Errichtung einer Papiermühle mit Hammer in Landsberg vor den schwäbischen Reichsstädten (siehe oben!) wäre jedenfalls überraschend.

Zwei Papiermühlen in Landsberg?

In den Archivalien ist mitunter von zwei Landsberger Papiermühlen, und zwar von einer unteren und einer oberen, zu lesen. So wird zum Beispiel 1652 im Bestandsbrief des Papiermeisters Wolfgang Krabler über die „gemainer Statt eigenthomblich gehörige ober: vnnnd vnder Papiermihlen“ berichtet, Krabler habe „nit allain in der oberen Papiermihl an Tachungen, vnnnd Hauptmäuern nit wenigen Paukhossten aufgewendt, sonder am Hamer oder vnderen Papiermihl ain neues werckh auf seinen nit geringen Uncossten erbau“¹¹. Aus dem Text geht eindeutig hervor:

- * dass beide Papiermühlen zusammengehören
- * und dass die „untere Papiermühle“ mit einem Hammerwerk ausgestattet war.

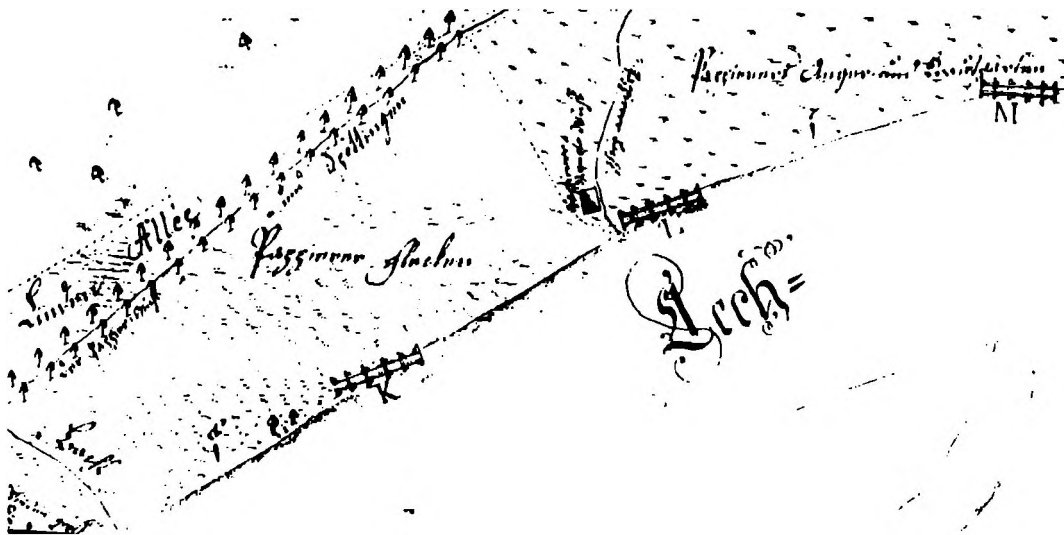
Beide Gebäude gehörten also zusammen, hatten aber unterschiedliche Funktionen im Arbeitsprozess.

und Schlußblätter mit Wasserzeichen P, darüber Kreuz auf Dreieberg in einem Wappenschild (H.F.)“ schließt aus dem Datum der Handschrift irrtümlich auf das Alter der Vorsatz- und Schlussblätter. Das von Frank beschriebene Wasserzeichen lässt sich in Landsberg jedoch erst von 1555 bis 1601 nachweisen (siehe unten!)

⁹ StadtA LL, Urk.313 vom 18.XII.1464

¹⁰ In Sandau allerdings wird 1788 „dem Bartlmä Schiöbling auf die von seinem Vorfahrer Philipp Blasi in der auf städtischem Grund Sandauer Mille erbaute Hammerschmiede die erste Freystiftsgerechtigkeit ertheilt“ (StadtA LL, „Comunalsteuer 1812“, in Karton „1810-12“)

¹¹ StadtA LL, Papierurkunde vom 7.9.1652 (Karton „Städtische Bedienstete, Papierer“)



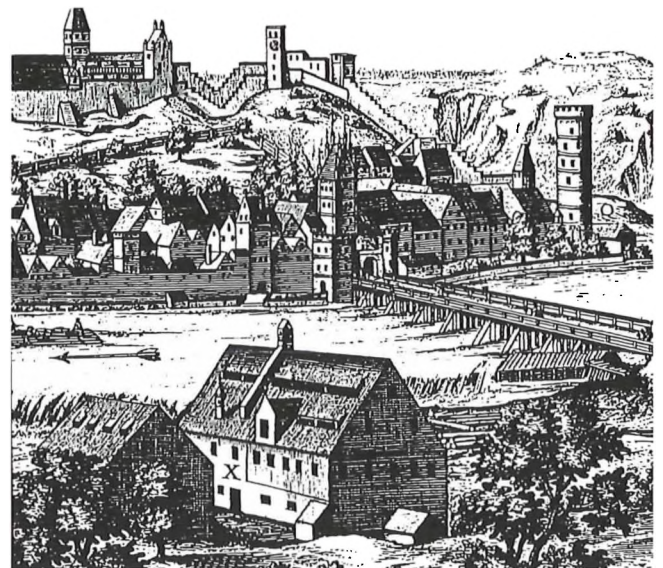
Ausschnitt aus dem Plan von 1787

Leider ist keine bildliche Darstellung erhalten, auf der beide, die untere und die obere Landsberger Papiermühle, zu sehen sind. Zwar existierten noch 1939¹² zwei große Votivtafeln mit Abbildungen beider Papiermühlen in der Wallfahrtskirche zu Klosterlechfeld, doch sind diese heutzutage nicht mehr auffindbar¹³. In der bekannten Landsberger Stadtansicht von Michael Wening (um 1700) ist nur die obere Mühle mit einem Nebengebäude erkennbar, welche die untere, die Stampfmühle mit dem Hammer, ganz verdecken. Ein Plan von 1787¹⁴ zeigt dagegen das Gelände am Westufer des Lechs mit „Pappierers Unnder Mühl“ am „Pappierer Bach“, südlich davon den „Pappierer Flecken“, nördlich davon „Pappierers Anger und Krautgarten“, während die „Linden Allee“ zu „der Pappier Mühl und Spöttingen“ zwar die Richtung zur oberen Papiermühle weist, diese selbst aber außerhalb des Kartenrandes liegen lässt.

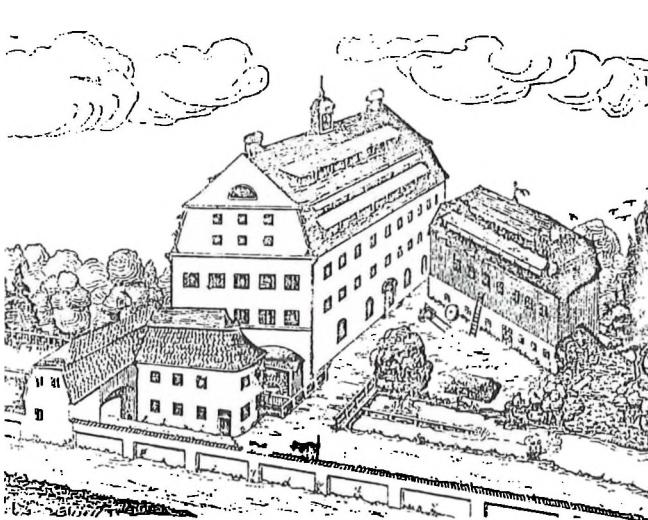
Abbildungen anderer Papiermühlen zeigen, ähnlich wie bei Landsberg, die bauliche Trennung des Hauptgebäudes

- 12 Landsberger Geschichtsblätter 1939, 5
- 13 lt. Kohlberger, Alexandra: Maria Hilf auf dem Lechfeld 400 Jahre Wallfahrt (=Beiträge zur Heimatkunde des Landkreises Augsburg, Bd.18), Augsburg 2003
- 14 BayHStA Plansammlung 834 „Grundriß Der Stadt Landsbergischen Wuehr und Wasser=Gebäuden Aufgetragen und gemessen von Alan Gerold Bruck= und Wasserbau=Meister ao 1787“
- 15 Abbildungen entnommen aus: Friedrich von Hößle, Bayerische Papiergeschichte, in: Der Papier-Fabrikant , München, Heft 23 (1924), S.255 und Heft 8 (1926) S.127

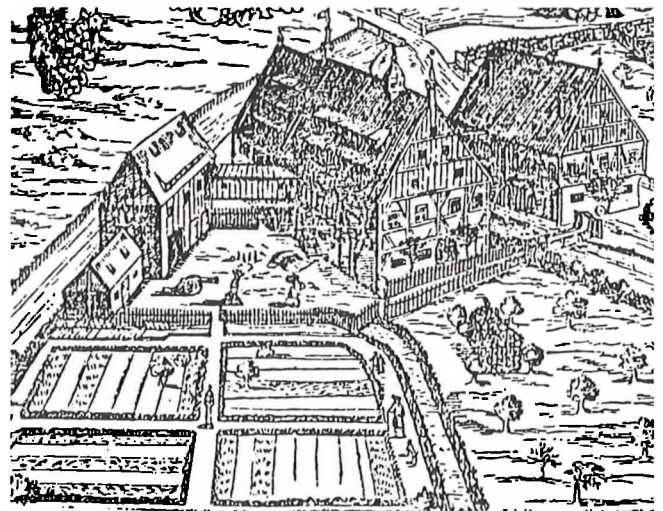
mit Nebengebäude von der Stampfmühle, welche letztere jeweils direkt an einen Wasserlauf gebaut ist. So etwa bei der Thalkirchner Papiermühle bei München und der „Neuen Papiermühle“ an der Singold bei Augsburg¹⁵.



Ausschnitt aus dem Kupferstich von Michael Wening mit oberer Papiermühle und einem Wirtschaftsgebäude



Thalkirchner Papiermühle bei München



„Neue Papiermühle“ an der Singold bei Augsburg

Die Anlage und Arbeitsweise einer Papiermühle

Zum besseren Verständnis ist es angebracht, auf die bauliche Anlage und die damit verbundene Arbeitsweise von Papiermühlen einzugehen¹⁶. Zunächst benötigte man einen großen Raum zum Lagern und Sortieren des Rohmaterials. Als solches dienten Lumpen aus Leinwand, daneben auch aus Hanf und Baumwolle. Flachs wurde im Umland von Landsberg in großen Mengen angebaut, sprach man doch damals vom „blauen Allgäu“ wegen der großen Felder mit blau blühendem Flachs. Die aus Flachs hergestellte Leinwand herrschte damals nicht nur bei der Unterwäsche, sondern auch bei der Oberkleidung der Bauern und Handwerker vor. Die ständig anfallenden Lumpen wurden von Lumpensammlern („Haderlumpen“) aus der näheren und weiteren Umgebung¹⁷ zur Papiermühle herangeschafft und dort zunächst sorgfältig von Frauen sortiert und gereinigt. Knöpfe und Nesteln (Hafteln), Nähte und Säume wurden entfernt und das ungefärbte Leinen aussortiert. Dieses allein war für das teurere weiße Schreibpapier (Kanzlei- oder Regalpapier genannt) und für den Buchdruck verwertbar. Farbige Leinen war allenfalls für graues Konzeptpapier oder blaue und rote Aktendeckel brauchbar. Schlechten Lumpenabfall („Schrenz“) und Wolllumpen verarbeitet man zu Packpapier und Pappdeckel. Das Lagern und Sortieren der Lumpen kann man sich in der oberen Papiermühle vorstellen.

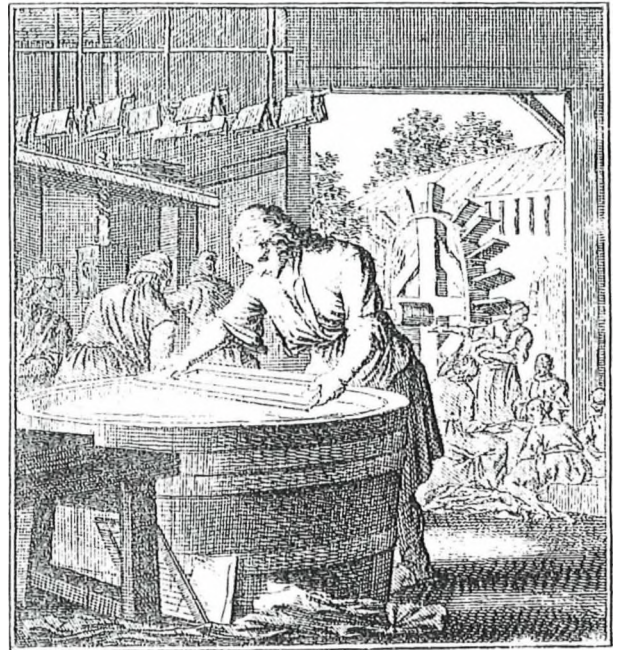
Nach dem Sortieren wurden die Lumpen in Bottichen, Gruben oder Faulkellern einem mehrwöchigen Fäulnisprozess unterzogen und nach diesem mit Messern zerkleinert. Die zerkleinerten Lumpen mussten nun zerfasert werden. Dies geschah in der Stampfmühle, auch Hammer genannt. Ein Wasserrad trieb einen Wellbaum an. Parallel zu diesem lag ein dicker Eichenstamm („Löcherbaum“), in den 4 bis 6 große trogartige Vertiefungen („Buttenlöcher“) ausgestemmt waren, an deren Boden je eine Eisenplatte eingelassen war. In diese Buttenlöcher wurden die gewässerten, zerkleinerten Lumpen gefüllt. Der sich drehende Wellbaum hob mittels „Daumen“ die an Hebeln befestigten, schweren eisenbeschlagenen Stämpfel an, welche nacheinander herabfallend die Lumpen in den Buttenlöchern im Takt der Drehung zerstampften, wobei Schmutzwasser herausgepresst und stetig klares Wasser zugeführt wurde, bis nach 12 -24 Stunden aus den Hädern ein faseriger Brei, die gebrauchsfertige Papiermasse, gewonnen war. Für das Wässern brauchte man viel sauberes Wasser, um sauberen Papierbrei zu gewinnen. Dazu war klares Bachwasser besser geeignet als das oft trübe Lechwasser. Für die Klarheit des Landsberger Papiererbachs zeugt auch, dass es als städtisches Fischwasser für Forellen diente und als solches an betuchte Landsberger Bürger verpachtet wurde¹⁸. Mit der Gewinnung des Papierbreis war die Arbeit in der Stampfmühle beendet. Die Arbeitsvorgänge in der Stampfmühle überwachte der „Mühlberaiter“. Das Hämmern in der Stampfmühle war mit Ohren betäubendem Lärm verbunden, wes-

16 Die Darstellung der Papierherstellung beruht im Wesentlichen auf Alois Mitterwieser (s. Anm. 4), S. 9f, und auf der Festschrift zur Eröffnung des „Klostermühlen Museum Thierhaupten“ 1997, mit Text aus dem Buch „Closter Thierhaupten“ von Franz Häusler 1989

17 Da mit steigendem Papierbedarf das Rohmaterial knapp wurde, wurden den Lumpensammlern fest eingeteilte Bezirke zugeteilt und Ausfuhrverbote für Lumpen aus Bayern erlassen, so 1616 und 1638 durch Herzog Maximilian. Umgekehrt durfte der Landsberger Papierer keine Lumpen aus Schwaben einführen lassen (F.v.Höfle, H. 13 (1924), S. 137)

18 So steht etwa im Bestandsbrief des Papierers Wolfgang Krabler, dass der Fischfang im Papierer- und Hammerbach an Ferchen (=Forellen) der Stadt vorbehalten bleibe (StadtA LL, Papierurkunde vom 10.12.1682). 1688 wurde „der Papier- und Hungerbach vom Ursprung in den Ängern und Halden bis zum Ausgang bei dem Papierhammer“ auf 14 Jahre bestandsweis um 60 Gulden dem Herrn Ignaz Genzinger, Apotheker und Mitglied des Inneren Rats, überlassen (StadtA LL, Papierurkunde vom 15.9.1692)

Der Papierer.
Es scheint schlecht, und dient doch recht



Der alte Lumpen kommt durch Fleiß;
Zu neuen Lützen schon und weiß;
Doch die dünnen Herk' verächtlich bleiben;
Hervor aus alten Fäden stand,
ganz neu und rein, daß Gottes Hand
auf dich moß seinen Willen schreiben.

Das Schöpfen aus dem Bottich. Die Papierherstellung erforderte die Arbeitsteilung unter mehreren Gesellen. Im Hintergrund ist außen das Wasserrad der Stampfmühle zu erkennen¹⁹.

halb die Papiermühlen meistens außerhalb von Wohngebieten, aber der Hammer auch getrennt von dem Hauptgebäude der Papiermühle gebaut wurde.

Der gebrauchsfertige Papierbrei wurde wohl im oberen Papiermühlgebäude in große ovale, hölzerne Bottiche („Bütten“) umgefüllt und mit Wasser verdünnt, wobei er, stets von unten angewärmt, in Bewegung gehalten werden musste. Aus diesen Bottichen schöpfte nun der Meister oder der „Büttgesell“ mit dem Schöpfsieb so viel Brei, wie für einen Bogen Papier nötig war. Beim Schöpfen lief das Wasser unter rüttelnder Bewegung ab, wobei sich der Faserbrei verdichtete. Das Schöpfsieb, auch Form genannt, besteht aus einem hölzernen Rahmen in Bogengröße (doppelte Foliogröße), in welchen ein Drahtsieb gespannt ist, und einem abnehmbaren Holzrahmen. Im Sieb laufen die Drähte in engem Abstand parallel zu einander, gestützt von quer dazu in fingerbreitem Abstand verlaufenden Drähten, den sogenannten Stegen. Auf dieses Drahtgeflecht war - gewöhnlich in der Mitte der rechten Bogenhälfte - aus feinem Filigrandraht eine Figur eingeflochten oder aufgelötet, die nach dem Schöpfen als Wasserzeichen in dem Papier sichtbar wurde. Ein kleineres Wasserzeichen, z.B. ein Posthorn oder eine Blume, konnte die linke Bogenhälfte zieren, diese konnte aber auch leer bleiben. Geschöpft wurde meistens abwechselnd mit zwei Rahmen mit meist gleichförmigen Wasserzeichen, die aber leichte Abweichungen aufweisen können. Seltener - weil weniger verlangt - findet sich ein großes Wasserzeichen inmitten des Bogens, wenn das Papier

19 Aus „Abbild- und Beschreibung der Gemein=Nützlichen Haupt=Stände“ von Christoff Weigel in Regensburg 1698

nicht zur Heftung, sondern als Großbogen z.B. für eine Entwurfskizze vorgesehen war²⁰. Die Schöpfrahmen lieferte der Siebmacher, die Wasserzeichen konnten vom Papiermeister eingeflochten werden. Es gab aber auch Spezialisten, die auf Bestellung Siebe mit kunstvollen filigranen Figuren herstellten.

Das Wasserzeichen diente gewissermaßen als Herkunftsnachweis einer bestimmten Papiermühle, meistens auch - durch Hinzufügen seiner Initialen - eines Papiermeisters, und wechselte dann mit diesem. Da die filigranen Drähtchen bei längerem Einsatz beschädigt werden konnten, mussten sie nach einigen Jahren repariert oder ersetzt werden. So kann der Zustand des Wasserzeichens zu einer ungefähren Altersbestimmung des Papiers dienen, was bei undatierten Schriftstücken oder losen Blättern die Datierung erleichtert.

Der zweite Geselle, der „Gautscher“, nahm dem Büttsell die Form ab und legte sie umgekehrt auf einen Filz, auf welchem der nasse Papierbogen haften blieb. Darauf legte er wieder einen Filz und stapelte so 182 mit Filz abwechselnde nasse Papierbögen zu einem „Pausch“, aus welchem der dritte Geselle, der „Leger“, mittels einer Spindelpresse das Wasser auspresste. Dann hob er die Bögen vorsichtig von den Filzlagen ab. Nun brachten weitere Hilfskräfte das Papier zum Trocknen auf die Dachböden („Hängböden“) der Papiermühle und hängten sie über dünne Seile. Den ganzen Dachstuhl entlang waren Luken angeordnet, die mit hölzernen Läden verschließbar waren, so dass man den Luftzug regeln konnte. Größere Papiermühlen, und auch die Landsberger, besaßen ein eigenes Hängehaus, dessen untere Räume zum Lagern von Lumpen und fertigem Papier und als Gesinderäume genutzt wurden. Der Kupferstich von Wening macht deutlich, dass die „obere Mühle“ ein solches Hängehaus mit mindestens zwei Hängeböden war, worauf die Lukenreihen hindeuten.

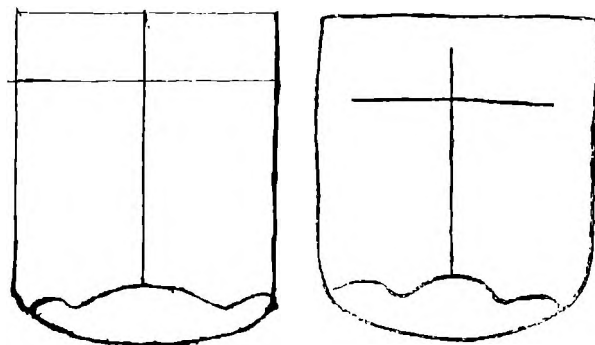
Das so bearbeitete und getrocknete Papier war noch ungeleimt und konnte so nur für den Buchdruck verwendet werden. Druckpapier wurde vor allem im Winter hergestellt, da der Frost die Faserzellen im Papier sprengte, wodurch es für den Druck weich und griffiger wurde. Schreibpapier dagegen musste noch geleimt werden, um die Oberfläche tintenfest zu machen. Aus dem Hängeboden wurde es getrocknet in die Leimküche getragen, häufig ein kleiner Anbau neben der Stampfmühle. Dort wurde in einem großen Kupferkessel ein wässriger Leim gekocht. Zum Leim dienten Schafsfüße, Kalbsköpfe und das beim Gerben abgeschabte sogenannte Gerberleimleder, was alles gekocht, verdünnt und mit Alaun abgeklärt wurde. In diesen Leim wurde nun Bogen für Bogen langsam eingetaucht, damit sie gut benetzt wurden. Nach dem Leimen wurden die Bögen wieder gepresst und zum zweiten Mal auf die Hängeböden zum Trocknen gebracht.

Nach dem Trocknen wurde das Schreibpapier geglättet. Auf einer Marmorplatte wurde jeder Bogen in Handarbeit mit einem polierten Glättstein aus Achat abgerieben. Seit dem 17. Jahrhundert wurde zum Glätten oft ein mechanisch betriebener Schlaghammer benutzt, was viel Zeit und Arbeit sparte. Das geglättete Papier wurde nun Bogen für Bogen durchgesehen und verschönert, das heißt, grobe Stellen wurden mit dem Messer herausgeschält und mit Bimsstein nachgeglättet. Schließlich wurden die Bögen gezählt, in der Mitte gefalzt und je 24 zu einem „Buch“ zusammengelegt. Zwanzig Buch wurden als „Ries“ aufeinandergelegt und nochmals gepresst, dann in einen „Riesumschlag“ gehüllt und mit Bindfaden verschnürt. Zum Transport wurden 10 Ries zu einem Ballen verpackt und so verschickt.

Ein Handwerk mit vielen Gesellen

Vom Schöpfen bis zum Verpacken musste ein Bogen Schreibpapier etwa dreißigmal in die Hand genommen werden. Papiermühlen gehören zu den ältesten Betrieben mit geregelter Arbeitsteilung, wobei mehrere Gesellen in festem Arbeitsrhythmus Hand in Hand zuarbeiten mussten.

Von der Landsberger Papiermühle gibt es allerdings hierüber keine Aufzeichnungen, doch lassen andere Quellen implizit auf mehrere Gesellen schließen. So vermerkt zum Beispiel das Hauptbuch der von den Jesuiten 1645 gegründeten „Loblichen Bruderschaft der Ledigenstands Mannspersonen“²¹ in manchen Jahren die Aufnahme oder die Abreise von mehreren Papierergesellen. Die Matrikelbücher der Stadtpfarrei Mariä Himmelfahrt berichten von der Heirat ansässig gewordener Papierergesellen, die Ratsprotokolle von deren Einbürgerung, während die Gesellen anderer Handwerke in der Regel ledig blieben und zum Haushalt des Meisters gehörten. In Landsberg lassen sich zwischen 1602 und 1743 allein 16 verheiratete Papierergesellen feststellen, wovon fünf durch Einheirat oder Kauf nachweislich zu Hausbesitz kamen. Für 1652 etwa sind die Namen von 4 ledigen und 2 verheirateten Papierergesellen bekannt, von denen der eine, Leonhard Perckhmann, bis zu seinem Tode 1694 das Haus 43 am Seelberg besaß, während der andere, Hanns Wideman, ein Papierergeselle aus Mering, bis zu seinem Tode 1664 das Haus Nr. 69 im Klösterl sein Eigen nannte, in welches er eingehiratet hatte. Die ledigen Gesellen waren wohl in der „oberen Mühle“, dem Hängehaus am Papiererbach, untergebracht. Die Papiermeister besaßen übrigens - nachweisbar von 1660 bis 1702 - ein Haus beim St. Leonhardskirchlein, während die Papiermühle mit dem Hammer seit 1464 bis 1860 Eigentum der Stadt war und in der Regel für 10 Jahre einem Papiermeister „bestandsweise“ überlassen, d.h. verpachtet wurde.



1506

1512, 1515

Die ältesten Wasserzeichen von Landsberg am Lech

Die Landsberger Papiermeister und ihre Wasserzeichen

Namen von Landsberger Papiermeistern tauchen erst im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts auf, was auf die großen Verluste von Archivalien während der Schwedeneinfälle 1632/33 und 1646 zurückzuführen ist, wo nur jeweils eine Truhe mit den wichtigsten Dokumenten der Stadt in Sicherheit gebracht werden konnte. So sind die Ratsprotokolle - mit Lücken - erst ab 1622, die Rechnungsbücher der Stadtkammer - von einem Einzelstück von 1536 abgesehen - erst ab 1632 erhalten.

²¹ enthalten in einer hölzernen Bruderschaftslade im Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt

²⁰ Aus der Landsberger Papiermühle sind bisher nur zwei solcher Großbögen aufgetaucht, einer 1690 auf einer Wagordnung, den auch Lorenz Luidl für den Entwurf zum marmornen Springbrunnen auf dem Hauptplatz benutzte, ein zweiter zwischen 1735 und 1748

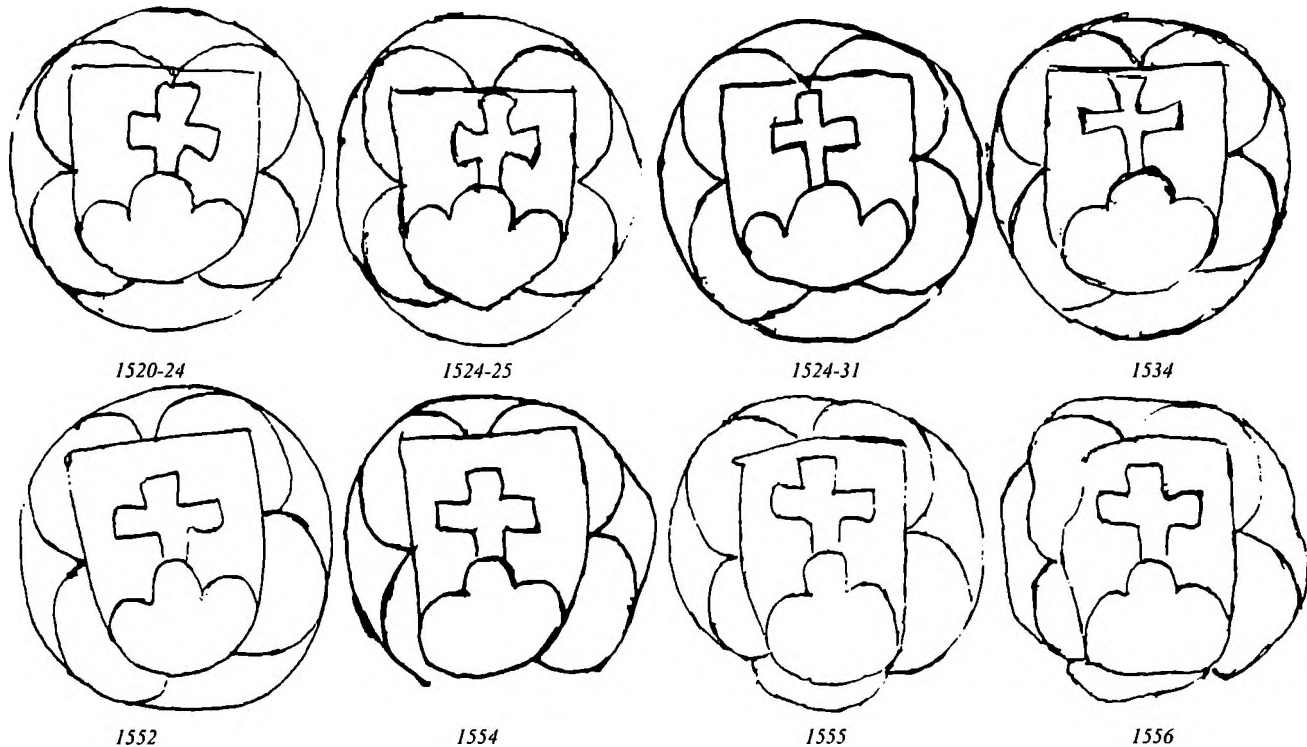
Etwas besser ist es um die Bücher des Heilig-Geist-Spitals und der Stadtpfarrkirche bestellt. In den Spitaleinnahmen des Rechnungsjahres 1572/73 wird erstmals ein Landsberger Papiermeister genannt: **Martin Mair**, „Pappeurer“²².

In Landsberg erzeugtes Papier dagegen ist wegen des Wasserzeichens schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts datierbar, doch erst 100 Jahre später lässt sich ein solches eindeutig durch ein beigefügtes Monogramm einem Papiermeister zuordnen.

Das älteste Landsberger Wasserzeichen hat den spätgoti-

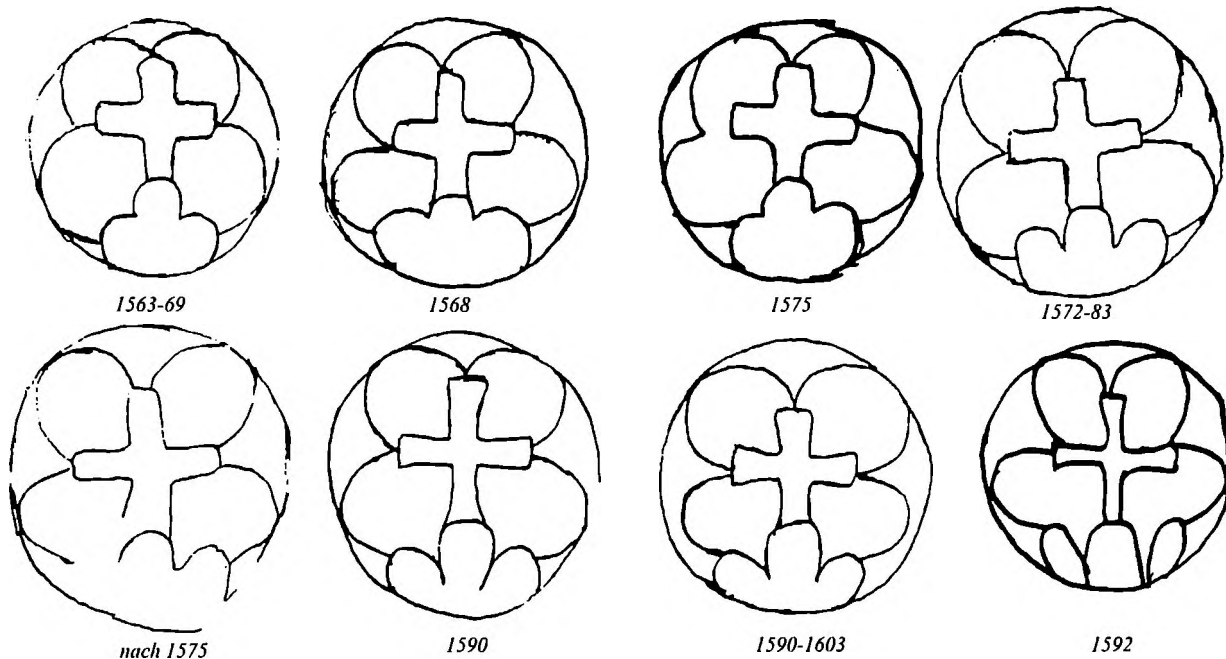
schen Schild mit einfachem Strickkreuz auf flachem Dreieck. 1506 berühren die Kreuzenden den Schildrand²³, 1515 enden sie in leicht abgewandelter Form frei²⁴.

Von 1513²⁵ bis 1556 erscheint das Kreuz mit Umrisslinien im Schild, der von einem Vierpass, und dieser wiederum von einem Kreis umschlossen wird. Während das Kreuz bis 1534 oben fast den Schildrand berührt, sind die Kreuzenden von 1552 bis 1556 etwa gleich weit vom Schildrand entfernt, wobei im Laufe weniger Jahre Schäden und Verformungen der Filigrandrähte an Vierpass und Kreis auftreten:



In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts herrschen zwei Wasserzeichenformen vor, die mit mehreren Verformungen, Abnutzungen und Neufassungen bis ins 17. Jahrhundert hin-

einreichen. Die eine ähnelt der Vorangegangenen, doch erscheint nun das Kreuz auf dem Dreieck in Vierpass und Kreis ohne den Schild:



22 StadtA LL, Spitaleinnahmen 1572/73

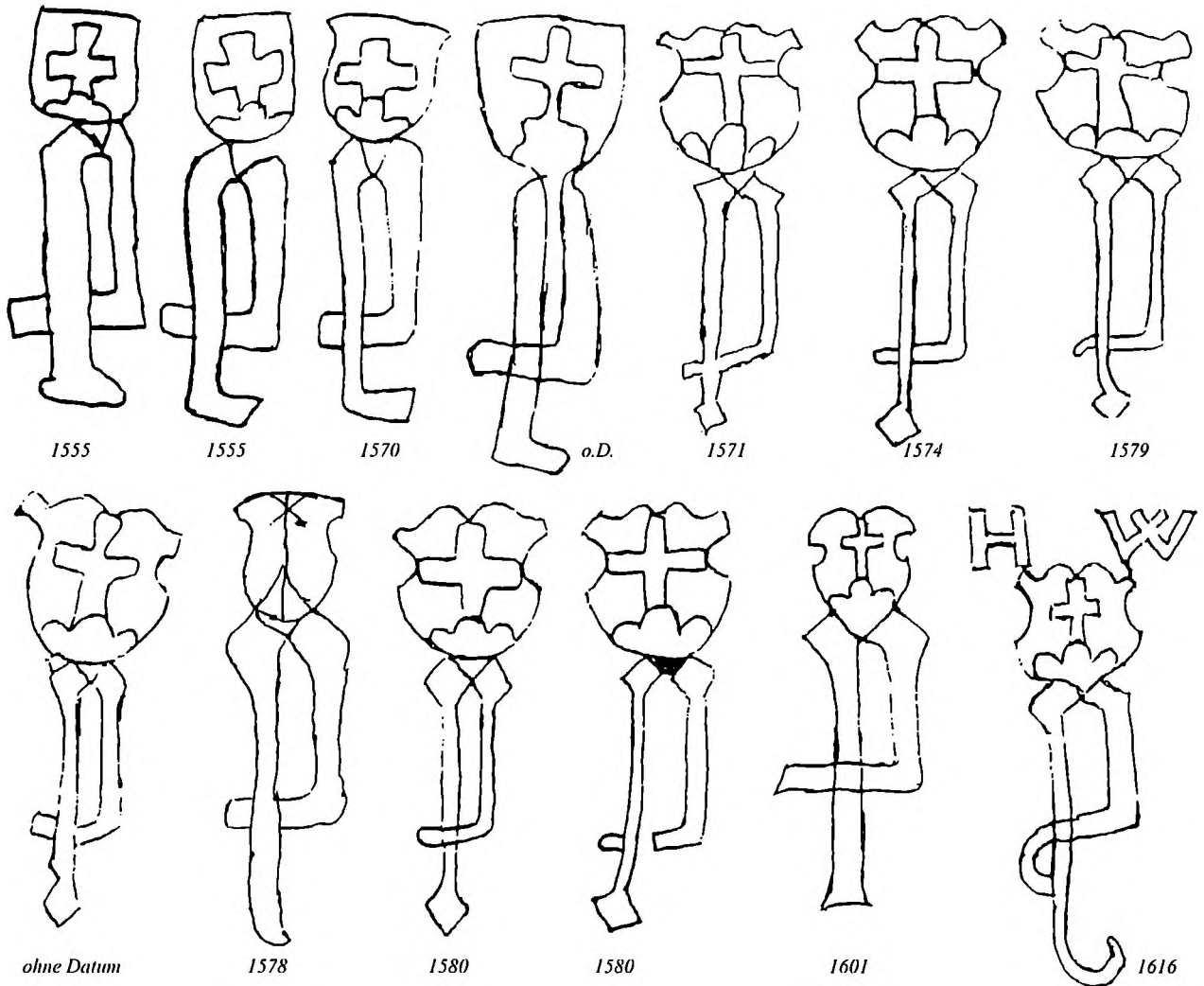
23 BayHStA Kurbayern Geh.Landesarchiv 1110, fol.17: „des Hl.Gaists pavn und hindersassen“ vom Jahre 1506

24 Das bei Mitterwieser (s.Anm.4) auf S.15 abgebildete Wasserzeichen lässt sich in Landsberg 1515 finden.

25 So nach Mitterwieser, S.15; im Landsberger Stadtarchiv bisher erst seit 1520 nachweisbar

Die andere Wasserzeichenform ist das bei Papierern beliebte gotische kleine p, das in Landsberg schmal und hochgezogen auftritt, bekrönt von einem kleinen Kreuz auf Dreiberg²⁶, in mit den Jahren wechselnden Schildformen: Während bis 1570 der Schild die einfache „gotische“ Form

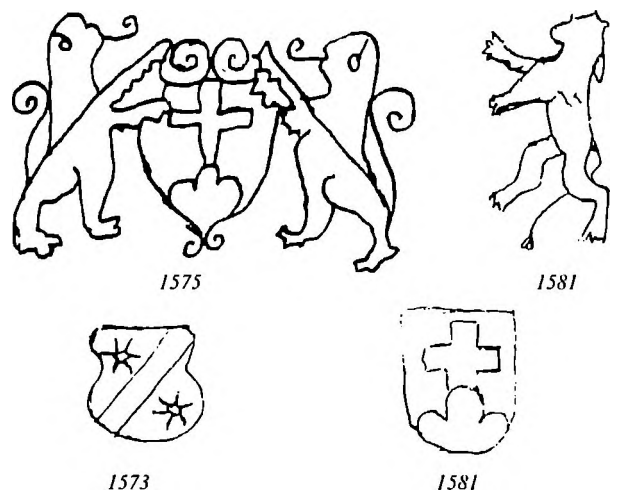
aufweist, nimmt er ab 1571 eine geschweifte „barocke“ Form an. Am Ende - 1616 - wird er begleitet von den Initialen „H W“ des Papiermeisters Hans Weidenhofer. Vor diesem sind die Namen weiterer Papiermeister bekannt, denen sich aber nicht bestimmte Wasserzeichen zuweisen lassen.



In die Zeit von **Martin Mair** könnten zwei Typen von Wasserzeichen gehören: ein Stadtwappen in großem Schild (1570), sowie ein solches, gehalten von zwei stehenden Löwen in kleiner Form (1575) und ein mehr als doppelt so großes (1585). Drei kleinere Wasserzeichen fallen noch in diesen Zeitraum: ein diagonal geteilter Schild mit zwei Sternen (1573), ein kleines Stadtwappen in „gotischem“ Schild (1581) und ein aufrecht stehender Löwe (1581).

den jährlichen Zins aus ihrem Anger neben der unteren Papiermühle und dem - 1522 erstmals erwähnten - Papiermühlbach²⁷. 1588 wird „der alten Papiererin Erben Behausung“ am Vorderen Anger erwähnt²⁸, und am 16.8.1598 stirbt Georg Greither „der alt“.

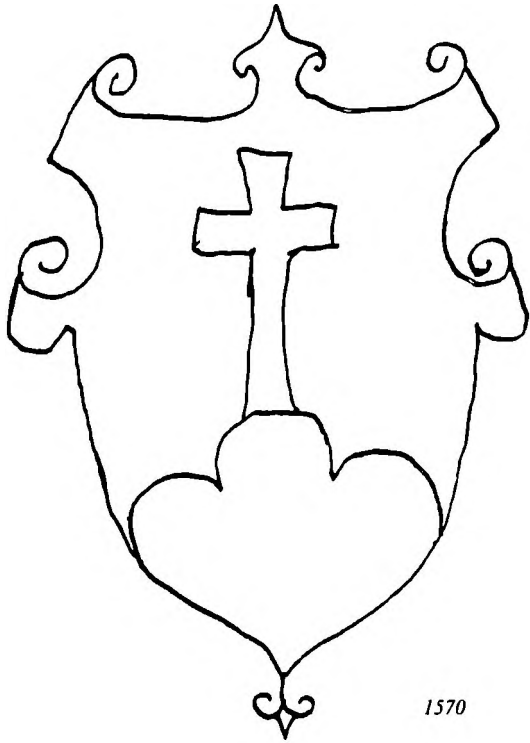
Zumindest die zwischen 1581 und 1585 auftretenden Wasserzeichen gehören aber in die Bestandzeit des Papierers **Georg Greither**. Georg Greither, Papierer und Bürger zu Landsberg, und seine Ehefrau Barbara erhielten am 5.11.1580 von der Schmiede- und Wagnerbruderschaftsmesse in der Stadtpfarrkirche 40 Gulden gegen einen Gul-



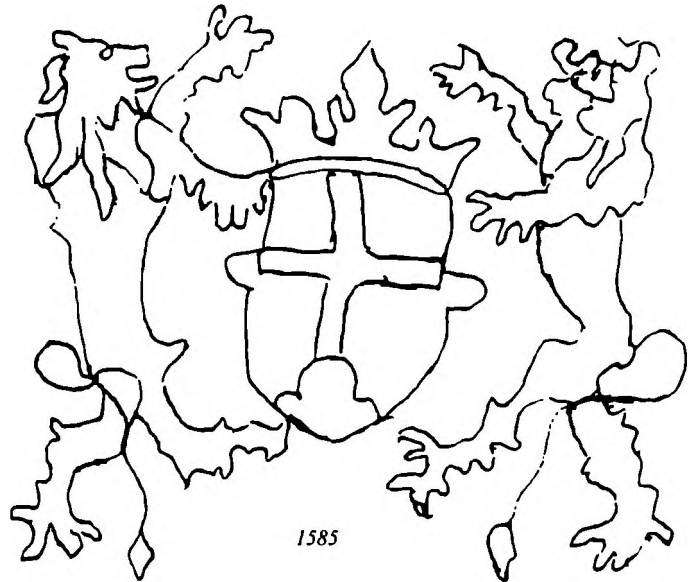
26 Der damalige Schriftleiter Hans Frank schreibt zwar in einer Fußnote zu Mitterwiesers Beitrag „Die alten Papiermühlen bei Landsberg a.L.“ in Landsberger Geschichtsblätter, 35.Jahrgg. 1938, 89, Anm. 1: „Die Handschrift 106 der Bischöflichen Ordinariatsbibliothek Augsburg, eine Beschreibung von Andechs aus dem Jahre 1457, trägt je 2 Papiervorsatz- und Schlußblätter mit Wasserzeichen P, darüber Kreuz auf Dreiberg in einem Wappenschild. H[ans]. F[rank].“, doch gehörten diese Vorsatz- und Schlussblätter sicher nicht zu der Handschrift, sondern sind erst später in der 2.Hälfte des 16.Jahrhunderts beim Einbinden dieser Handschrift vor- bzw.nachgesetzt worden.

27 StadtA LL, Urk. 955 vom 8.11.1580

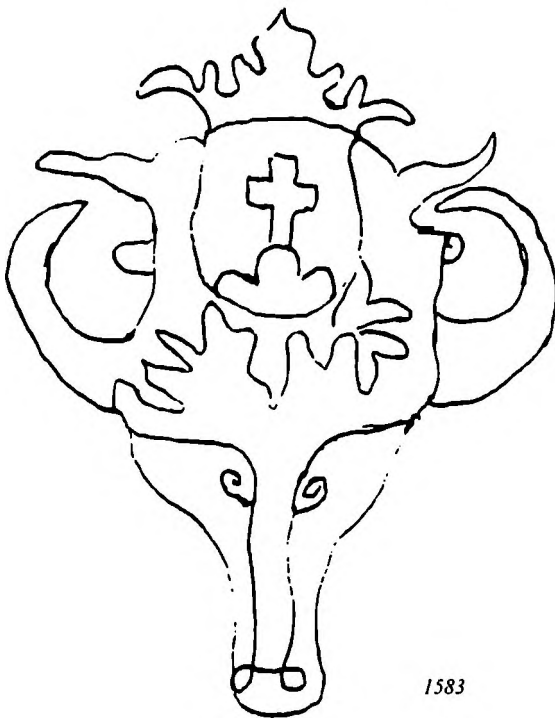
28 StadtA LL, Urk. 2003



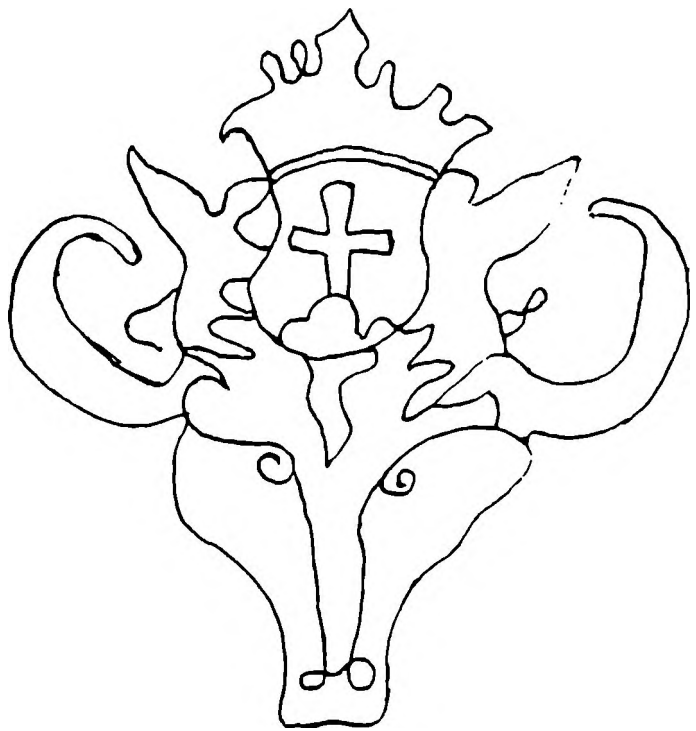
1570



1585



1583



1586

Christoph Barettschneider als Papiermeister (1586? - 1606)

Schon etliche Jahre vorher - spätestens 1586 - muss die Papiermühle an Christoph Barettschneider (auch Paritschneider geschrieben) durch die Stadt verliehen worden sein, denn 1586 und 1594 nimmt dieser an einem Papierer-Konvent zu Kaufbeuren teil²⁹. Die Pacht („Bstand“) lief in der Regel für jeweils 10 Jahre, konnte aber für den gleichen Zeitraum mehrmals erneuert werden. Christoph Paritschneider erscheint auch in den Kirchenrechnungen von 1596, 1601 und 1606. In diesem Jahre lief wohl sein zweiter Bestandsvertrag mit der Stadt ab, denn ab 1607 erscheint ein Wasserzeichen mit dem Monogramm H W des Papiermeisters Hanns Weidenhofer. Christoph Barettschneider übernahm dann die Papiermühle in Mering von seinem Bruder Joachim Paritschneider, der diese Mühle 1604 neu aufge-

baut hatte³⁰. Für Christoph Barettschneider kann also eine Bestandszeit von 1586 bis 1606 angenommen werden.

Barettschneider übernahm wohl von seinem Vorgänger Georg Greither ein großes Wasserzeichen, bestehend aus einem Stierkopf mit gekröntem Stadtwappen zwischen den Hörnern, das bereits 1583, dann etwas verstümmelt 1586 und im gleichen Jahre in neuer, leicht veränderter Form auftritt³¹.

29 Höhle (s.Anm.2) 1924, Heft 23, S.258

30 Wie Anm.27

31 Alois Mitterwieser fand im Band vom Jahre 1602 der Hofzahlamtsrechnungen einen Stierkopf mit Landsberger Wappenschild, aber ohne Hörner, Augen und Nüstern vor, ein deformiertes Wasserzeichen, das ich im Landsberger Stadtarchiv bisher nicht finden konnte. (Abbildung in Mitterwiesers Beitrag „Die alten Papiermühlen bei Landsberg a.L.“ in: Landsberger Geschichtsblätter 1938, Spalte 92)

Während Georg Greither und Christoph Paritschneider nach Urkundenlage als Papiermeister anzusehen sind, waren zwei Papierer, die in diesem Zeitraum im Mortuarium der Stadtpfarrei erwähnt werden, wohl nur verheiratete Gesellen: 1594 stirbt dem **Papierer Wagner** ein Kind, ebenso 1602 dem „Papeyrer“ **Hans Heckel** sein Weib und 1607 ein Kind und seine zweite Frau. Noch 1622 taucht Heckel im Ratsprotokoll auf, als er ein Häusl am Bichl - als „Notbichl“ bezeichnete man den oberen Teil des Hofgrabens - um 285 Gulden erwerben wollte³². Verheiratete Papierergesellen, sogar mit Bürgerrecht und Hausbesitz, werden uns noch mehrmals begegnet, zum Teil auch mit Nebenerwerb. Bei der Papierherstellung, die ja viele Arbeitskräfte erforderte, waren verheiratete Altgesellen offenbar keine Seltenheit, zumal ja die Papiermeister, im Gegensatz zu Handwerksmeistern, keinen eigenen Betrieb innehatten, sondern nur „bstandsweise“ auf der Papiermühle saßen. Das gilt auch für den erst ab 1607 als „Papiermüller“ bezeichneten **Hans Weidenhofer**, der bereits 1589 aus Schwarzbach³³ zugezogen war und die Landsbergerin Ursula Zehetmayrin geheiratet hatte, die aber bereits 1591 starb. Aus einer 1592 geschlossenen zweiten Ehe mit Maria Mörztin gingen Kinder hervor, von denen zwei 1601 und 1602 starben.

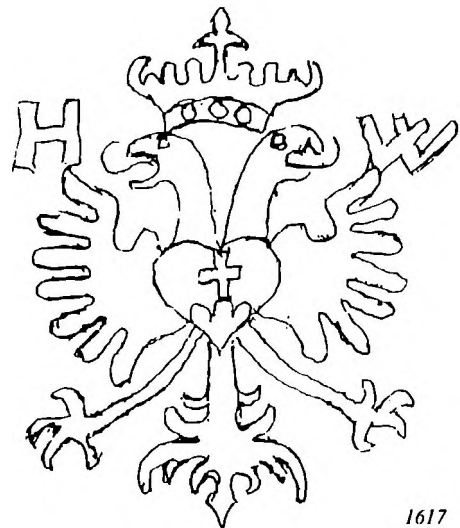
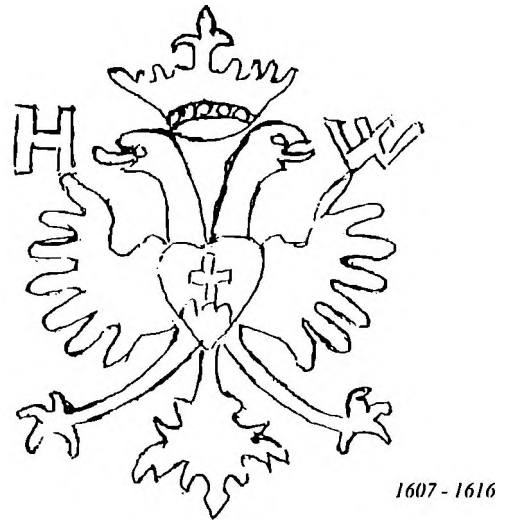
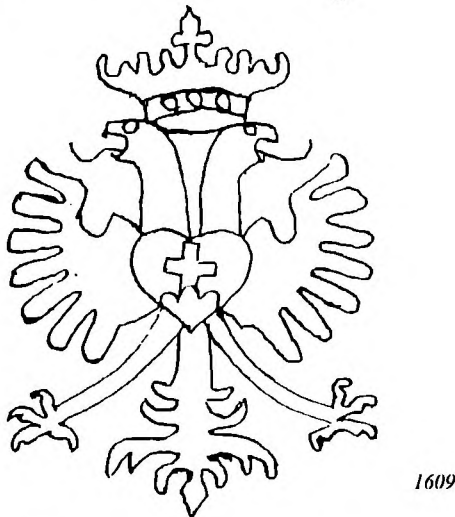
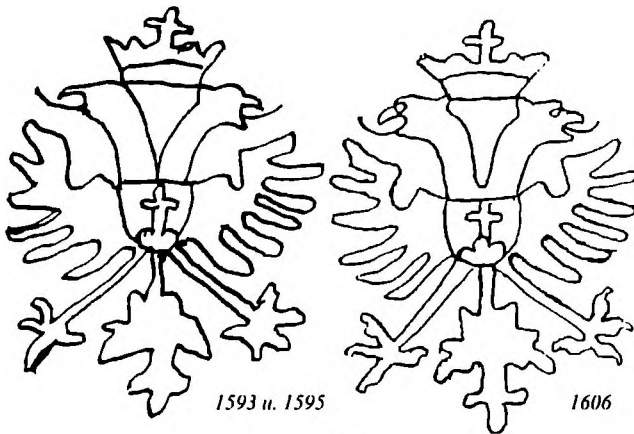
Hans Weidenhofer als Papiermeister (1607-1626 ?)

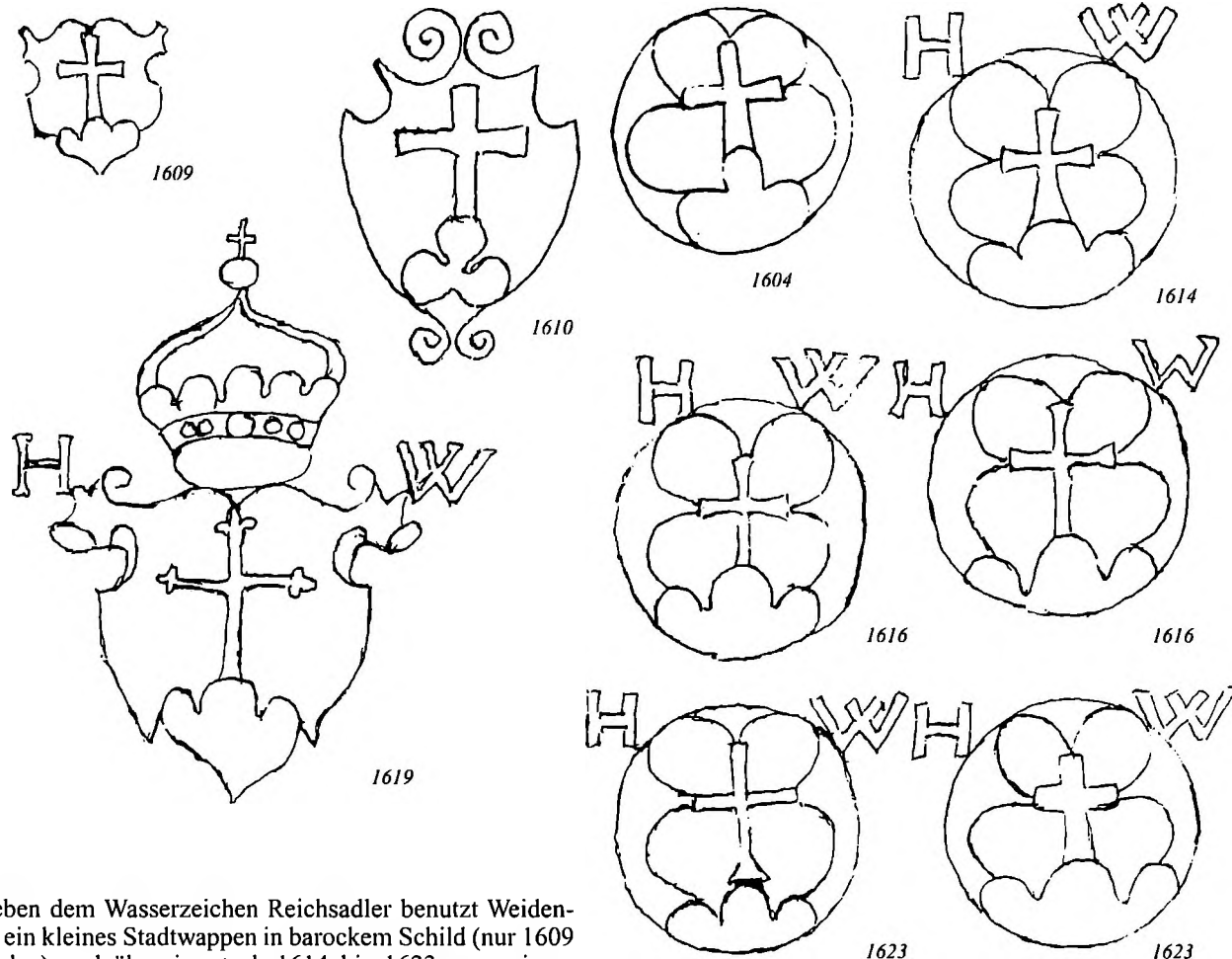
1607 findet sich im Stadtarchiv erstmals ein Wasserzeichen, das von dem Monogramm H W begleitet wird. Es ist die Darstellung eines bekrönten doppelköpfigen Reichsadlers, wie sie häufig, mit dem jeweiligen Stadtwappen im Herzschilde auf der Brust, bei den Papiermühlen der schwäbischen Reichsstädte beliebt waren³⁴. Die Landsberger Papiermühle verwendet dieses Wasserzeichen - wie zu erwarten - mit dem Landsberger Stadtwappen. Es taucht aber bereits erstmals 1593 im Stadtarchiv auf, als Weidenhofer noch als verheirateter Papierergeselle unter Christoph Paritschneider arbeitete. Das Stadtwappen im Reichsadler ist 1593, 1595 und 1606 im Wappenschild anzutreffen, 1606 in feinerer Ausführung von Flügeln und Fängen. Zwischen 1607 und 1616 trägt der nun mit Weidenhofers Initialen versehene Reichsadler das Stadtwappen in einer Herzform, 1617 in gleicher Form in neuer, feinerer Ausführung von Krone, Köpfen und Stoß. Im gleichen Jahre verwendet Weidenhofer auch den Reichsadler in kleinerem Format. 1616 taucht auch, wie oben erwähnt und abgebildet, das schlanke gotische p, das auch noch von Paritschneider verwendet worden war, in neuer Form mit Weidenhofers Initialen auf.

32 StadtA LL, Ratsprotokoll (=RP) de anno 1622, fol.66

33 in Altbayern gibt es nur einen Ort Schwarzbach, Gemeinde Marzell bei Reichenhall, allerdings mehrere Namens Schwarzenbach

34 Mitterwieser (s.Anm.4) S.21





Neben dem Wasserzeichen Reichsadler benutzt Weidenhofer ein kleines Stadtwappen in barockem Schild (nur 1609 gefunden) und übernimmt ab 1614 bis 1623 von seinem Vorgänger das Stadtwappen im Vierpass und Kreis, nun aber mit seinen Initialen H W. Außerdem taucht, ebenfalls mit H W, eine neue Form auf: das Kreuz auf herzförmigem Dreieck im barocken Schild mit eingerollten Enden, darüber eine große Krone (nur 1619 gefunden).

Seit 1622, mit dem Einsetzen der erhaltenen Ratsprotokolle, erfährt man mehr über die Landsberger Papiermeister. So etwa, dass Hans Weidenhofer jährlich „bis in 20 Pallen zu fürstl. Hofcammer“ lieferte³⁵. Im gleichen Jahre berichten die Ratsprotokolle aber, dass der Rat der Stadt „aus beweglichen Uhrsachen“ dem Papiermeister aufgekündigt habe: Obwohl sein Bestandsbrief jährliche Kündigungsfrist vorsehe, solle er binnen eines halben Jahrs die Papiermühle räumen, da der Rat in diesem Brief sich vorbehalten habe, ihn „wan er sich nit wol helt, teglich weckh zeschaffen“. Was waren aber die „beweglichen Uhrsachen“ dieser Kündigung? Er habe den Leimkessel verkauft und zudem schlechtes Papier gemacht, worüber man sich bei Hofe und an anderen Orten vielfältig beklagt habe. Der schlechten Qualität ungeachtet, habe er zudem den Ballenpreis eigenmächtig bis auf 40 Gulden heraufgesetzt, den Mühlzins und weitere Schulden bei der Stadtkammer und anderswo nicht bezahlt. Besonders wird ihm aber vorgeworfen, er habe trotzig verlauten lassen, „es hab noch vil wasser im Landt, er khön ain Pappiermühl umb par (=bar) gelt uf seinen Cossten aufpauen“³⁶.

Doch 1623 sitzt Weidenhofer noch immer auf der Papiermühle. Am 10. Februar wird der Papiermeister vor den Rat gefordert und ihm vorgehalten: Man habe ihm vergangenen Michaelis (29. September) die Papiermühle aufgekündigt, ihm aber noch „dilation (=Aufschub) bis auf die vier Tage“

gewährt, wobei es verbleibe und wonach er sich zu richten habe. Der Stadtrat drückt dann sein Befremden darüber aus, dass zu München und anderen Orts geklagt werde, er habe aus eigener Gewalt den Satz für das Pelle (=Ballen) Papier auf 60 Gulden gesetzt, und dennoch sei das Papier nicht gut. Außerdem wird ihm übel vermerkt, dass er und sein Weib täglich mit dem Wagen oder Schlitten in die Stadt und heraus fahren, „als wann er gleichsamb ein Freiherr wär“. Es sei auch ganz verdächtig, dass er allerlei Viktualien aus der Stadt bringe. Das Schlittenfahren in die Stadt werde ihm daher untersagt. Wenn er es dennoch täte, werde man den Schlitten wieder zurückschaffen, ihn aber „zum Lacher³⁷ in die Fenckhnus behalten“³⁸. Dorthin musste er aber im Mai des selben Jahres dennoch: Er weigerte sich nämlich, eine Schuld mit Papier abzugelten, und forderte für den Ballen 31 Gulden, da er angeblich 20 Ballen nach München liefern müsse³⁹.

Ob Hans Weidenhofer um die Räumung der Papiermühle abermals herumkam, ist fraglich. Wasserzeichen mit seinen Initialen nach 1623 konnten bisher nicht gefunden werden. Immerhin rechtfertigt er sich noch im Juli 1623 gegen den Vorwurf, er habe Salz verbotener Weise außer Landes geschafft, mit der Erklärung, er sei vom Herzoghof berechtigt, Salz an seine Lumpensammler zu geben⁴⁰. Im folgenden Jahre 1624 wird er als Sodale in die Mariä-Himmelfahrt-Bruderschaft aufgenommen. 1626, als er einen Anger-

37 Johann Lacher d. J. war ein „Grenrock“ (=Stadtknecht, wegen seines grünen Dienstrocks so genannt), der die im Keller des Brothaus (dem heutigen Rathaus) für Stunden oder einige Tage Arretierten zu überwachen hatte.

38 StadtA LL, RP 1623, 10. Februar, S. 18f

39 a.a.O. 1623, S. 34

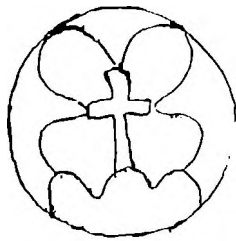
40 a.a.O. 1623, S. 104

35 StadtA LL, RP de anno 1622, fol. 35^r

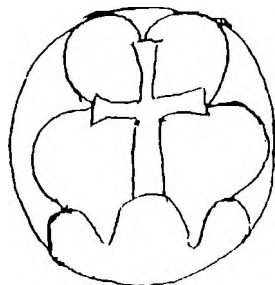
36 a.a.O. 1622, 1. Juni, fol. 45f

zins schuldet, bezeichnet ihn das Ratsprotokoll als „gewesten Papierer“⁴¹. Hans Weidenhofer starb am 18. Mai 1627 in Landsberg⁴².

Der unmittelbare Nachfolger Weidenhofers als Papiermeister lässt sich aus den Archivalien nicht ermitteln. Während seiner Bestandsjahre auf der Papiermühle werden außer dem schon genannten Hans Heckel fünf weitere verheiratete Papierer aktenkundig: **Andreas Saller** (sein Bruder David ist Bäcker in Landsberg) 1614, 1623 und 1630. **Sebastian Stockhaimer**: seine Frau Anna kauft 1616 einen Kirchenstuhl. **Georg Herz**, verheiratet, der 1622 und 1626 ein Kind und 1624 seine Frau Juliana verliert. 1629 wird er als Sodale in die Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft aufgenommen und lässt sich im Jahre darauf sein Landsberger Bürgerrecht vorbehalten, da er für 4 Jahre auf eine Augsburger Papiermühle geht⁴³. **Jobst Pflughart**: 1620 heiratet er Maria Catharina⁴⁴; 1623 wird ihm vom Rat der Stadt erlaubt, Branntwein auf einem Schragen feilzubieten, nachdem ihm der schwäbische Branntwein „abgeschafft“ worden war⁴⁵. 1629 wird er erstmals als Papiermeister bezeichnet (s.u.). **Johann Streit**, Bürger und Papierer, wird 1628 in die Mariä-Himmelfahrt-Bruderschaft als Sodale aufgenommen, er stirbt aber bereits am 4. September 1629. Letzterer könnte die Nachfolge von Hans Weidenhofer zwischen 1623 und 1626 angetreten haben, bis ihm nach seinem Tode 1629 Jobst Pflughart als Papiermeister nachfolgte.



1627, 1628



1627 - 1629

Jobst Pflughart als Papiermeister (1629-1636)

1629 wird Jobst Pflughart zum ersten Male in der Geldrechnung des Spitals als Papiermeister bezeichnet. Im gleichen Jahre nimmt der Rat der Stadt in der Papiermühle einen „Augenschein“, um festzustellen, was an den vorhandenen Materialien, an Bett, Leinwand, Zinn, Kupfer und anderem Geschirr dem Rat - d.h. der Stadt - gehöre⁴⁶. Ein solcher Augenschein lässt auf einen Wechsel des „Bständers“ auf der Papiermühle schließen. Hier zeigt sich nach Weidenhofer wiederum, dass die Stadt einem eingebürgerten, verheirateten bisherigen Papierergesellen ihre Papiermühle überließ.

Im Schwedenjahr 1632 verlor Pflughart seine Frau Catharina. Die untere Papiermühle, der Hammer genannt, wurde von den Soldaten abgebrannt, das obere Werk „übel verderbt“ und er selbst „übel tractiert“. Da er die Mühle nicht „besitzen“ (nutzen) konnte, erließ ihm die Stadtkammer den üblichen Jahreszins von 120 Gulden⁴⁷. Gleichwohl vermerkt das Spital im gleichen Jahre die Abnahme von 1 Ries

41 StadtA LL, RP 1626, fol. 119'

42 PfarrA Mariä Himmelfahrt, Mortuarium I, S. 315

43 StadtA LL, RP 1630, fol. 23

44 ermittelt aus der Bitte ihres Sohnes Michael, 1655 Papiermeister zu Lengfeld bei Salzburg, um einen Geburtsbrief. Seine Eltern seien vor 35 Jahren in Mariä Himmelfahrt zu Landsberg getraut worden (StadtA LL, Briefprotokoll vom 9.6.1655)

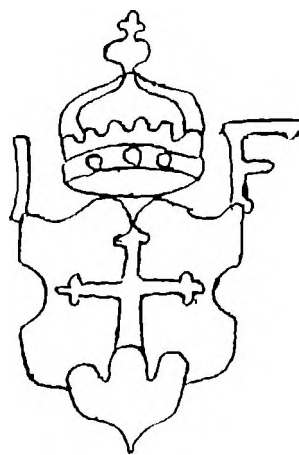
45 StadtA LL, RP 1623, S. 106 u. 109

46 StadtA LL, RP 1629, fol. 33

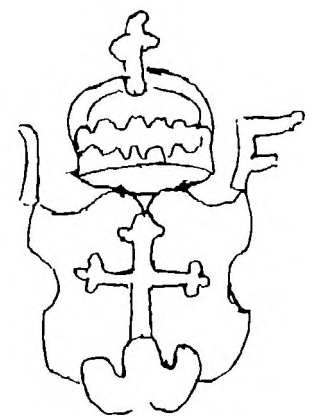
Schreibpapier und 2 Buch Copiepapier zum Küchenbuch und zu den Geld- und Kastenrapularen für 1 Gulden 16 Kreuzer⁴⁸.

Da am 9. November 1634 seine zweite Ehefrau Sabina verstorben war, verglich er sich 1635 mit seinen 4 Kindern aus erster Ehe und heiratete darauf die Susanna Prommerin. Da er aber mit ihr vor der Heirat „die Leichtfertigkeit getrieben“ hatte, musste der Rat der Stadt als Niedere Gerichtsbarkeit das Ehepaar am 19. Juni 1636 bestrafen. Weil aber der Pflughart inzwischen „Todts verschiden, unnd vil Khinder hinderlassen, also seindt sye beede in Ansehung ihrer Armueeth gewandlet (= bestraft) worden p 3 lb dn“ (= per 3 Pfund Pfennige)⁴⁹. So streng war man damals in puncto Sexualmoral, dass selbst ein Toter mit einer Geldstrafe belegt werden konnte!

Von Jobst Pflughart ist ein Wasserzeichen mit Stadtwappen in barockem Schild mit Krone, ähnlich dem von Weidenhofer 1619, aber kleiner und mit seinem Monogramm I F - für Jobst (P)Fleghart - bekannt, welches 1634 in beschädigter, 1636 in reparierter Form begegnet.



1631



1634

Zacharias Schmidt als Papiermeister (1636-1643)

Pflugharts Nachfolger auf der Papiermühle ist der aus Kaufbeuren mit Frau zugezogene Papierer Zacharias Schmidt, welcher 1636 das Bürgerrecht erhält⁵⁰. Als er im Januar 1637 mit den Ehalten und Bstandleuten der Stadt vor dem Rat erscheint, wird ihm sein Unfleiß wegen seines „schlimmen Papiers“ vorgehalten, „sonnderlich daß Ers so knopfer⁵¹ unnd ungleich mach, darmit man ybl zefriden ist“. Er bittet daraufhin, „ob man durch ain oder zween des Raths einen Augenschein hete einnehmen lassen, weilm bey der Pappier Muhl unnderschiedliche menngl verhandten“⁵². Die durch die Kriegsfolgen ruinierte Stadt hatte wohl die Papiermühlgebäude nur notdürftig instandsetzen können.

1639 heiratet der inzwischen verwitwete Zacharias Schmidt die Jungfrau Christina, Tochter des Rotgerbers Hanns Oberst⁵³. Im Laufe der folgenden Jahre verschlechterte sich sein Gesundheitszustand so sehr, dass er im Januar 1643 wegen „iebler leibs constitution“ von der Auswahl

47 StadtA LL, Cammerrechnung 1632, fol. 7'

48 StadtA LL, Spital-Geldrechnung 1632, fol. 73'

49 StadtA LL, RP 1636, fol. 37

50 StadtA LL, Cammerrechnung 1636, fol. 7

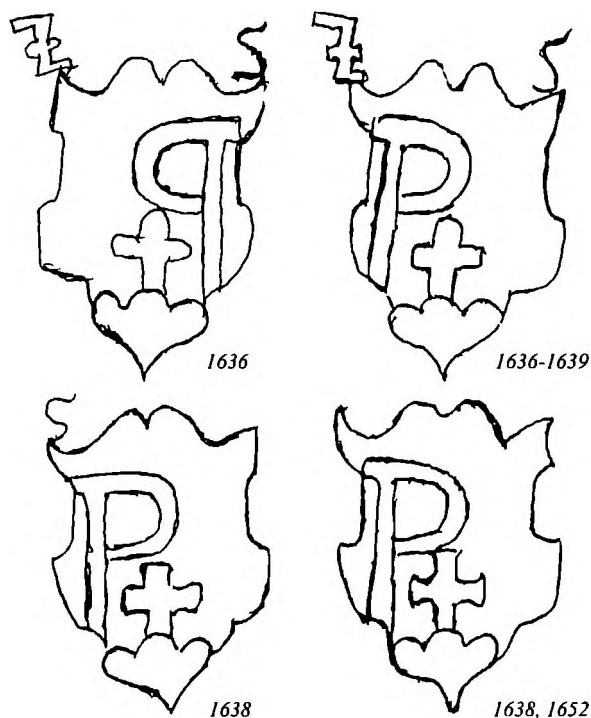
51 „Knöpfe“ im Papier sind Zusammenballungen von Fasern, die nach dem Pressen vorsichtig mit einem Messer ausgeschält werden müssen, wonach die schadhafte Stelle mit Bimsstein geglättet wird

52 StadtA LL, RP 1637, fol. 9'

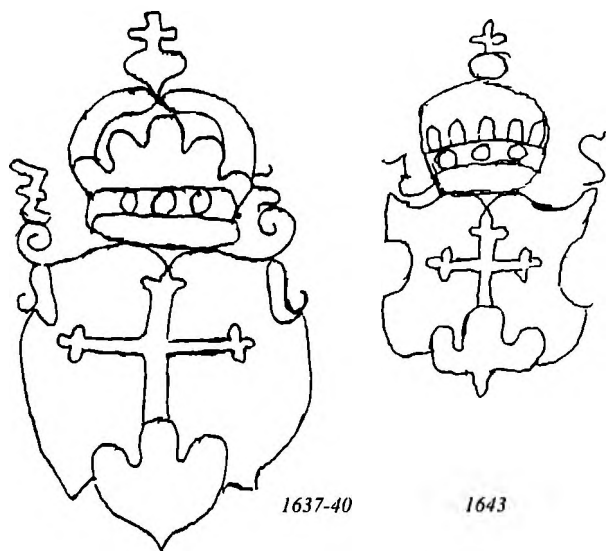
53 StadtA LL, RP 1639, fol. 22

zum Stadtfähnlein befreit werden musste. Noch im gleichen Jahre verstarb er⁵⁴. Seine junge Witwe Christina heiratete im folgenden Jahr seinen Nachfolger **Wolfgang Krabler**.

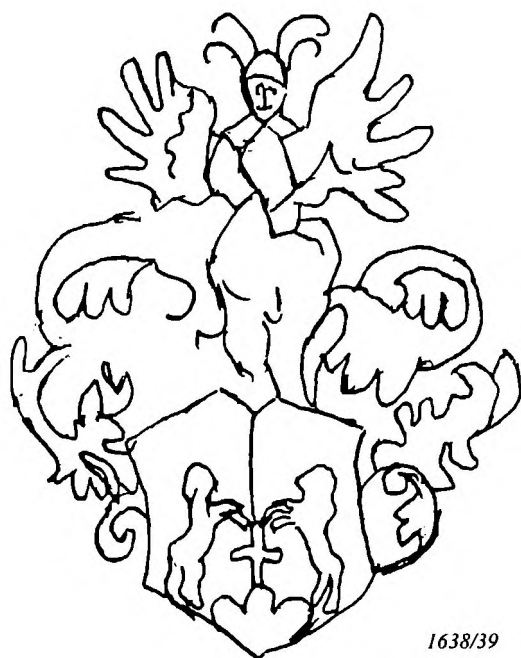
Zacharias Schmidt bringt 1636 ein neues Wasserzeichen mit seinem Monogramm Z S: im barocken Schild das Stadtwappen, überragt von einem großen P, zunächst 1636 spiegelverkehrt, im gleichen Jahre aber in korrigierter Form; 1638 nur mit Initiale S, aber auf der linken Bogenhälfte, und im gleichen Jahre ganz ohne Initialen, welches verspätet 1652 nochmals bei einem Brief auftaucht⁵⁵.



Ab 1637 bereits benutzt Schmidt auch ein Wasserzeichen mit Wappenschild und Krone, ähnlich dem von Weidenhofer (1619) und Pflughart (1631), welches 1640 ohne seine Initialen, 1643 mit Initialen, aber in halber Größe auftritt.



1638 bringt Zacharias Schmidt ein sehr kunstvolles, aber wegen seiner filigranen Feinheit sehr empfindliches Wasserzeichen, das noch im gleichen Jahre und im folgenden so stark beschädigt wurde, dass er es wohl aus dem Verkehr zog. Es stellt im eckigen Schild das Stadtwappen dar, aus dessen Kreuz Blumen sprießen, flankiert von zwei Steinböcken, über dem Wappen ein Helm mit geflügeltem Mann als Helmzier:



Unter Zacharias Schmidt und noch nach ihm arbeitet wieder ein verheirateter Papierergeselle. Es ist **Jacob Stephan** aus Weingarten, der 1638 die Apollonia Promerin aus Pitzling heiratet und für jährlich 2 Gulden das Beisitzrecht in Landsberg erhält. 1642 wird ihm der Beisitz für weitere 2 Jahre bewilligt, da er ein guter, ehrlicher Mann sei⁵⁶. Als ihm 1648 seine Frau stirbt, heiratet er im gleichen Jahre noch die Maria Epp.

54 StadtA LL, Hauptbuch der Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft, worin das Datum seiner Seelmesse verzeichnet ist. Bestattet wurden die Papiermüller und ihre Familienangehörigen im Spöttinger oder im St. Katharinen-Friedhof, da die Papiermühle zum Sprengel der Pfarrei Spötting gehörte. Im 1. Matrikelbuch dieser Pfarrei sind Begräbnisse erst ab 1653 verzeichnet.

55 StadtA LL, Brief von 1652, eingebunden ins RP 1664, bei fol.9

56 StadtA LL, RP 1638, fol.53; RP 1642, fol.38

Wolfgang Krabler als Papiermeister (1644-1688)

Er ist der am längsten in Landsberg wirkende Papiermeister. Da er 1688 im Alter von 73 Jahren starb⁵⁷, war er bei der Übernahme der Papiermühle 30 Jahre alt. Aus seiner ersten Ehe mit Christina Schmidin, der Witwe seines Vorgängers, gingen ein Sohn und fünf Töchter hervor⁵⁸. Aus dem Jahre 1652 ist der älteste Bestandsbrief eines Landsberger Papiermeisters erhalten. In ihm wird „*unserm mitbürger Wolfgang Khrabler Papiermaistern alhie, unnd Christinae seiner ehelichen hausfrauen unnsere beede zu gemainer Statt eigenthomblich gehörige Papiermihlen... den 7. 7bris (=September) Ao 1652 auf zehen Jahr bstandtsweis verlassen*“ (=überlassen). Weil aber Krabler „*mit allain in der oberen Papiermihl an Tachungen (=Dachungen) unnd haubtmäuern nit wenigen Paukhsossten (Baukosten) aufgewendt, sonder am Hamer oder nderen Papiermihl ain neues werckh auf seinen nit geringen Unccossten erbaut*“, wird ihm auf sein Begehren eine Beihilfe gewährt und ein neuer Akkord mit ihm getroffen. Leider ist das zweite Blatt des Bestandsbriefes nicht auffindbar, doch ist interessant, dass Krabler viel eigenes Geld in die offenbar durch den Krieg bedingten Gebäudeschäden steckte.

Knapp 3 Monate nach dem Tod seiner Frau Christina (+10.4.1653) heiratet er, nach Vergleich mit seinen 2 Stieftöchtern und 4 eigenen Kindern, am 5. Juli 1653 die Jungfrau Catharina Steinheilin, eine Landsberger Bürgers-tochter.

1657 beschwert sich der Äußere Rat beim Inneren Rat, Krabler solle besseres Papier machen⁵⁹. 1659 gibt es wieder Beschwerden: sein Papier sei schlecht, dünn und „flissig“, besonders das Einschlagpapier; auch verkaufe er den Ballen in Landsberg teurer als nach auswärts⁶⁰. Gleichwohl wird 1662 sein Bestand auf die Papiermühle für weitere 10 Jahre erneuert⁶¹.

Seit 1660 tritt Wolfgang Krabler als Hausbesitzer in der Altstadt auf: Aus der Wasserrechnung der Stadtkammer geht hervor, dass sein Haus bei St. Leonhard, das zuvor dem Salzstadelknecht Hanns Heinrich gehört habe, über ein freies altes Wasser verfüge, das 1688 an seinen Nachfolger auf der Papiermühle übergeht⁶². Ein weiteres Haus, Schlossergasse Nr. 379, ein ehemaliges Weißgerberhaus, gehörte von 1666 bis 1688 ebenfalls Wolfgang Krabler⁶³.

Im Jahre 1666 hatte Krabler nach dem Tode seiner Frau Catharina (+27.4.1665) in dritter Ehe die Jungfrau Anna Schalkhin aus Landsberg geheiratet⁶⁴. Die junge Frau wird ein Jahr später wegen einer unbedachten Handlung „*in den Gehorsam*“ (Arrestlokal unter dem Brothaus) gesteckt. Sie hatte der als Verschwenderin und Säuerin bekannten Bierbräuin Juliana Sedlmayrin 4 Metzen Malz abgekauft. Dafür musste sie außer der Gehorsamstrafe dem Ehemann Nicolaus Sedlmayr (Päbstelebräu, Herkomerstraße Nr. 79) zwei-

einhalb Gulden zahlen, während dessen Ehefrau als Vollsäuerin „*an die Täfle*“ geschrieben wurde⁶⁵.

1674 verheiratet Krabler seine Tochter Catharina mit dem Papierergesellen und Papiermeistersohn Johann Richard Neumair aus Baden bei Wien. 10 Jahre später, am 14. Februar 1684, heiratet seine Tochter Salome den Spöttinger Tafernwirt und Witwer Michael Probst.

1677 verursachte ein Lechhochwasser an der „*unteren oder Stampfmühle*“ Schäden. Da auch die obere Papiermühle „*ain merklich grosse Pauffelligkeit*“ aufwies, bat der Papiermeister Wolfgang Krabler den Magistrat als Eigentümer „*disem ruin zeitlich vorzubiegen, und repariern zlasen*“⁶⁶.

Offensichtlich hat aber Krabler „*an [den] Hammer und die untere Papiermühl nit wenig unkosten angewendt und erbauth*“, denn am 10. Dezember 1682 werden ihm und seiner Frau Anna auf weitere 10 Jahre die obere und die untere Papiermühle („*Hammer*“) bestandsweise überlassen und in dem neuen Vertrag einige Vergünstigungen zugebilligt. Aus dem fünfzigigen Vertrag seien einige Punkte hervorgehoben⁶⁷:

Krabler zahlte bisher 15 Gulden „*Wellengeld*“, die ihm nun erlassen werden, während es bei 70 Gulden jährlichem Bestandgeld bleibt. Er verzichtet dagegen auf alle Ansprüche aus seinen Baukosten in der oberen Papiermühle und am Hammer.

Zum Bestand gehören die obere und untere Papiermühle mit dem Anbau am Hammer, die Behausung bei der oberen Mühle wie die Hütte gegenüber und der Viehstall, weiter zwei Gärtl – das eine unterhalb des Baches, das andere oder „*Weihergärtl*“ hinter der Stallung zwischen Weg und Papierbach –, verschiedene Grundstücke und ein Baumgarten bei der Papiermühle.

Verschiedene Materialien und Gerätschaften erhält Krabler zur Nutznießung, außerdem Weiderecht für 6 Rinder und jährlich 20 Klafter Fichtenholz von der Stadt.

Ihm wird bewilligt, dass er 14 neue Eisenplatten für je 16-18 Gulden gegen die alten auswechseln darf. Über die Kosten solle er sich mit einem künftigen Nachfolger vergleichen.

Dagegen verpflichtet er sich, gutes Papier für den Stadtgebrauch und den Verkauf nach auswärts herzustellen und der Stadt einen „*leidenlichen*“ Kaufpreis zu machen, weiterhin keine verdächtigen und fremden Personen, besonders bei „*Sterbeläufen*“ (Epidemien) und andern gefährlichen Zeiten, zu „*behausen, behofen oder beherbergen*“. Er verpflichtet sich auch, dass bei Abtretung der Mühlen alles in gutem Stand sei und er die Werkzeuge, Materialien etc., so ihm gehören, um ein gebühliches Entgelt der Stadt für den neuen Papiermeister nach vorgenommener Schätzung zu kaufen gebe. Zur Sicherheit verpfänden Krabler und seine Frau all ihr jetziges und späteres Eigentum.

Nach 6 Jahren aber stirbt Wolfgang Krabler am 22. Januar 1688, worauf seine Witwe sich mit dem jungen Papierergesellen Johann Anton Ziser verheiratet und mit ihm die Papiermühle für die restlichen 4 Jahre des Bestands betreibt.

Die Wasserzeichen Wolfgang Krablers in den 44 Jahren seiner Tätigkeit als Papiermeister sind sehr zahlreich. Seine Initialen treten sowohl im wie neben dem Wasserzeichen auf. Auch die linke Bogenhälfte zierte häufig ein kleines Wasserzeichen in wechselnder Kombination mit den Zeichen der rechten Bogenhälfte.

57 It. I. Matrikelbuch der Pfarrei St. Ulrich u. Katharina wurde er am 22. I. 1688 im Friedhof bei St. Katharina beerdigt

58 StadtA LL, Fach 339: Ältere Schulakten VI, Beschreibung der Burgers Kinder zu Landtsparg... den 31 8bris 1650

59 StadtA LL, RP 1657, fol. 29

60 StadtA LL, RP 1659, fol. 72'

61 StadtA LL, Cammerrechnung 1662, fol. 64

62 StadtA LL, Cammerrechnung 1662, 16 u. Cammerrechnung 1688. Das Haus ließ sich noch nicht genau identifizieren und lag wohl zwischen dem Wirtshaus zur Glocke (Nr. 111/112) und der St. Leonhardskapelle. Diese vier Häuser wurden 1723 von den Ursulinen erworben. Noch 1702 ist es im Besitz des damaligen Papiermeisters Anton Ziser. Eines der vier Häuser verfügte über ein ganzes, ein zweites über ein kleines altes Wasser (StadtA LL; Cammerrechnung von 1729, Wasserzinse)

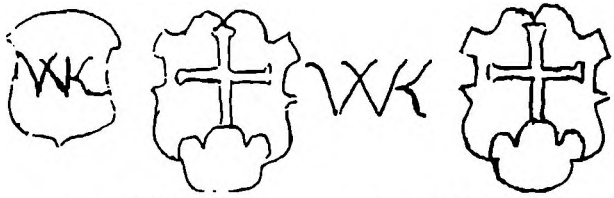
63 1669 gestattet ihm die Stadtverwaltung, das Abwasser aus seinem „Privette“ (Abort) in den Lederbach zu leiten (RP 1669, fol. 83)

64 StadtA LL, RP 1666, fol. 9' (dem Hochzeiter wurden auf sein Bitten „yber die in der landsordnung bestimpte Anzahl ... zwei extraordinari Hochzeitische und 22 Kreuzer pro Person als Mahlgeld erlaubt)

65 StadtA LL, RP 1667, fol. 19. Wessen Name auf den „Täfelchen“ stand, dem durfte kein Bier ausgeschenkt werden. (Bei einer Bierbräuin eine zwar unsinnige, immerhin aber doch ehrenrührige Strafe)

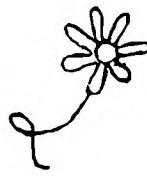
66 StadtA LL, RP 1677, fol. 16

67 StadtA LL, Papierurkunde

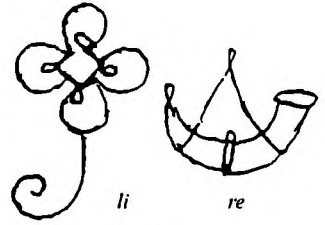


li 1646 re

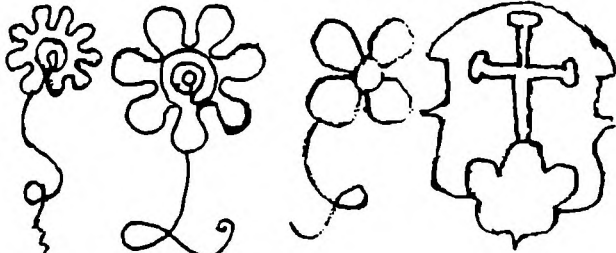
li 1647 re



li 1650



li re



1650

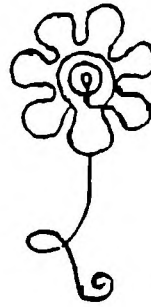
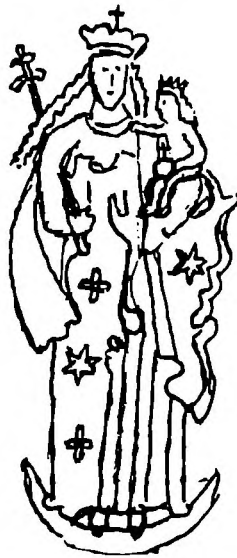
1650-54

1650-58

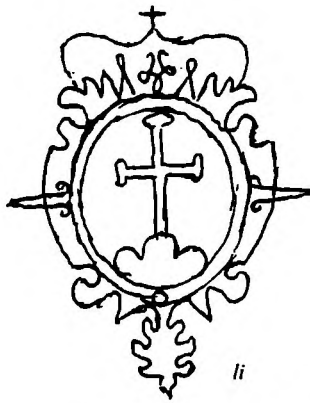
re



li 1650

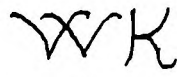


- 1653 -

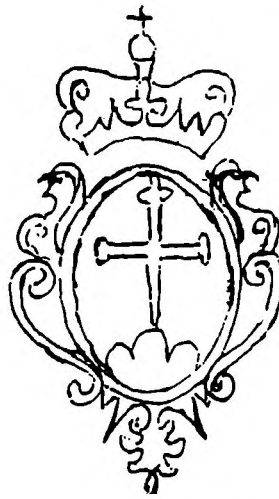


li

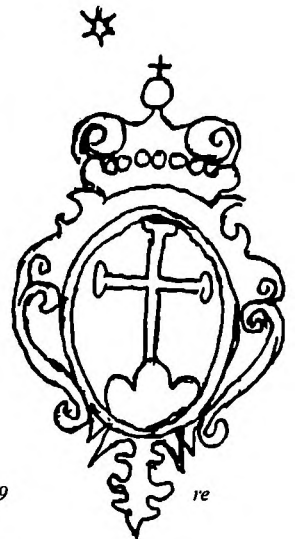
1646



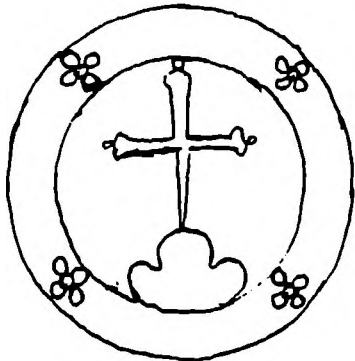
re



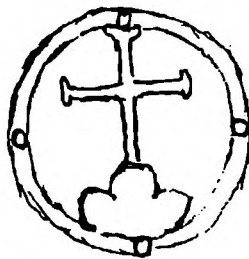
1646 re



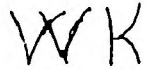
re



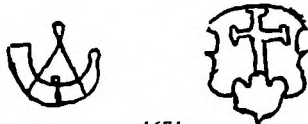
1651-54



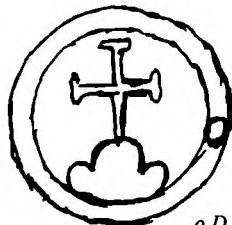
1662-66



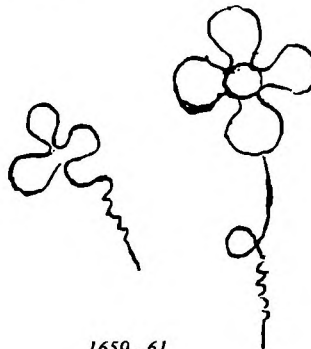
1649



1671

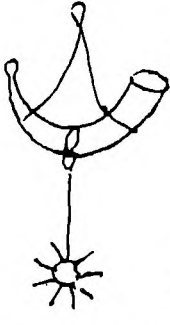


a.D.

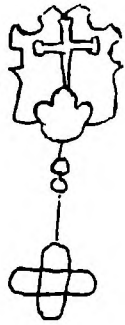


1659-61

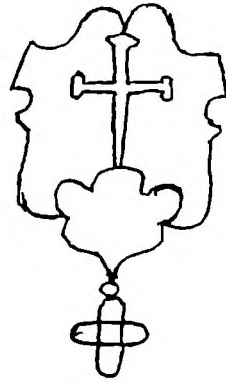
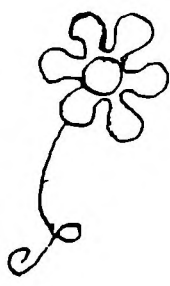
1659-61



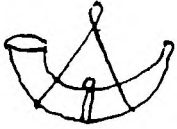
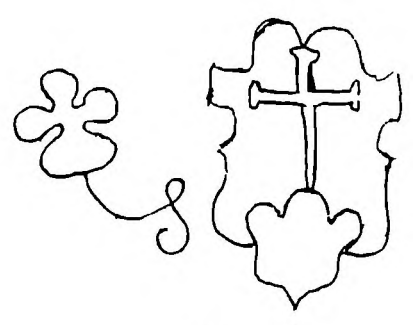
1662



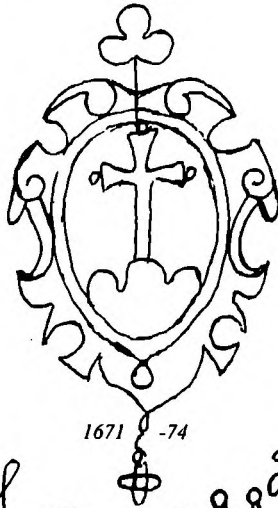
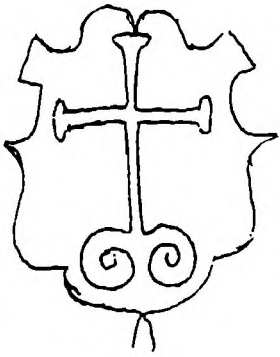
1662



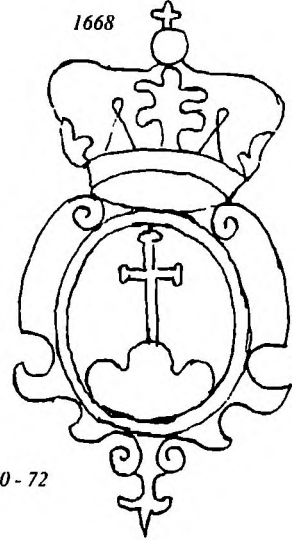
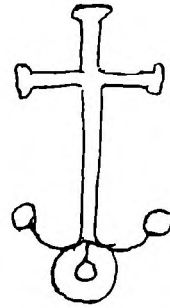
1668



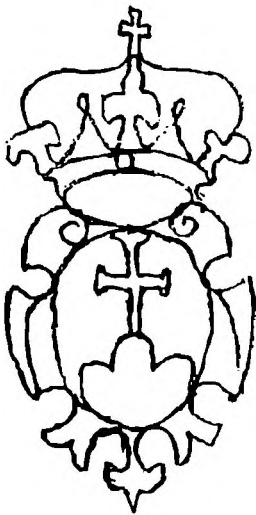
1670



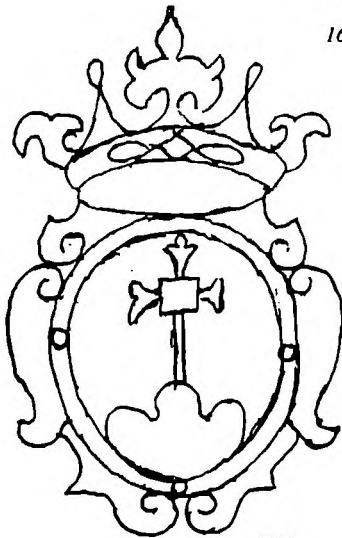
1671-74



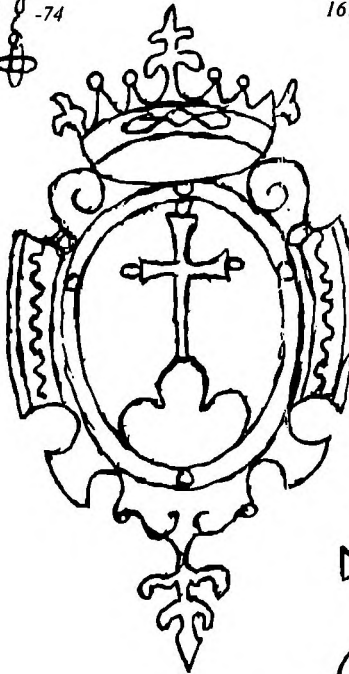
1670-72



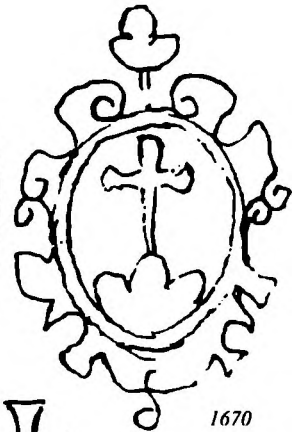
1677



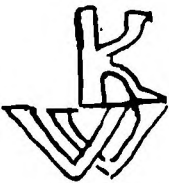
1679



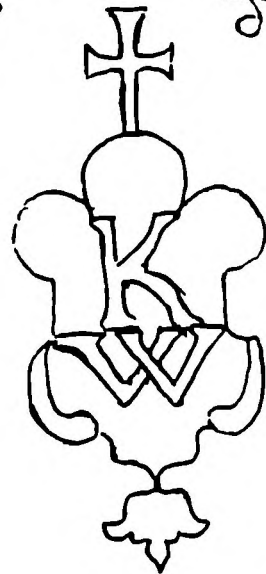
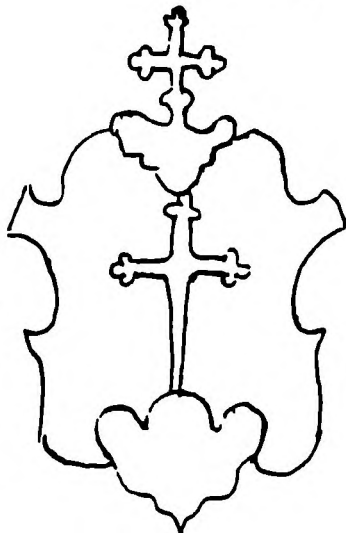
1676



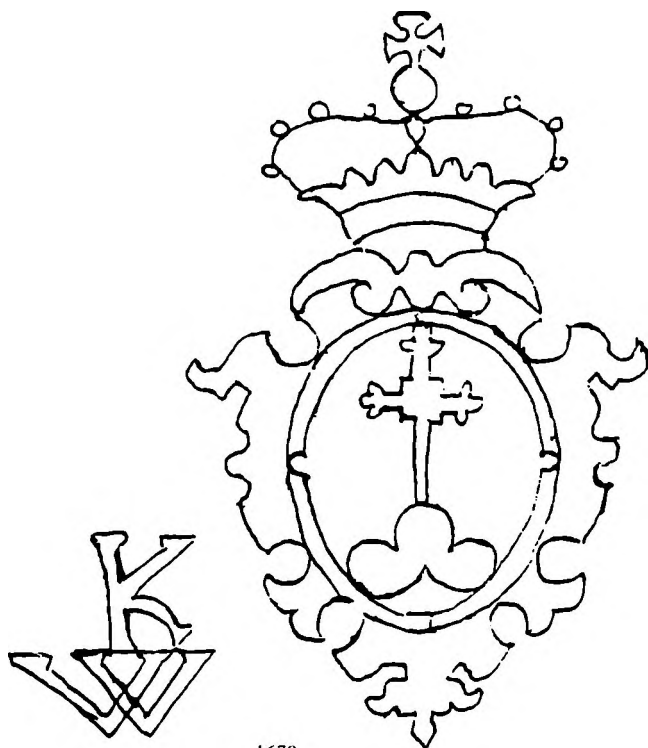
1670



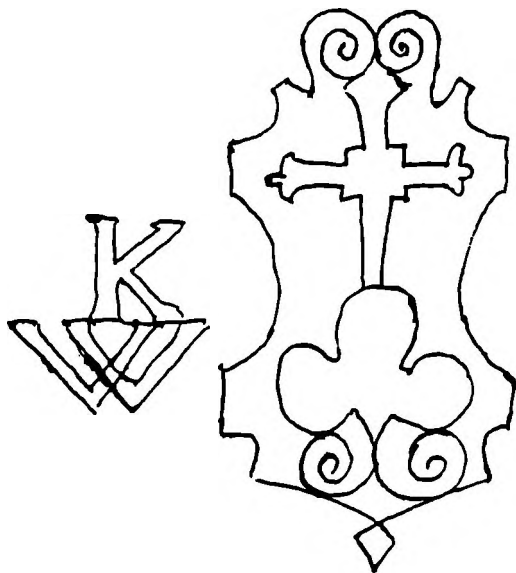
1682



1683



1679



1684 - 87 letztes Wasserzeichen von Wolfgang Krabler

Mit dem Jahre 1645 setzt eine Quelle ein, die uns – neben den Ratsprotokollen und Kammerrechnungen – mehr über den Personalbestand der Papiermühle berichtet: Es ist das Hauptbuch der am 23. April 1645 von den Landsberger Jesuiten gegründeten Bruderschaft der ledigen Gesellen⁶⁸, worin die eintretenden Gesellen mit Datum, Namen, Beruf und zumeist auch Herkunft vermerkt sind. Leider fehlt fast immer der Zeitpunkt des Weggangs aus Landsberg, denn man begnügte sich mit dem Vermerk „abii“ (=ging weg). Für die Jahrzehnte Wolfgang Krablers als Papiermeister sind

folgende Namen von Papierergesellen zu finden (daneben einige Namen aus den Ratsprotokollen):

1645: Krabler Caspar, abii 1.10.1645 (Gründungsmitglied; vielleicht ein Bruder des Papiermeisters).

1650: Probstatt Jacob, 17 Jahre, der aus der Studentenkongregation in Luzern kommt, und Finckh Michael aus Schlesien, 20 Jahre.

1651: Koler Johannes und Krabler Bartholomäus, Famulus auf der Papiermühl, discessit 31.7.1659 (ein weiterer Bruder von Wolfgang Krabler, er geht nach Schrobenhausen)⁶⁹, dann Mayr Michael, 22 Jahre, und Finckh Michael, 25 Jahre.

1652: Sperl Michael, 23 Jahre, Mutzel Georg von Feldkirchen, 26 Jahre, Golthofer Bartholomäus von München, 20 Jahre, und Fetzer Tobias von der Neiß (=Neiße) aus Schlesien.

1654 wird Weissner Esaias, Papierergeselle aus Kempten, von Michael Groß aus Preißen(!) blutig geschlagen⁷⁰. Im gleichen Jahre kommen Nidermayr Sebastian von Braunau, 21 Jahre, und Podmüller Adam von Weilheim, 19 Jahre.

1655: Gauderinus Albert.

1656: Henckh Petrus, 22 Jahre.

1661: Holderieder Johannes.

1667: Düffner Sebastian von München, verweist, zurück am 11.3.1668, Abreise am 19.3.1668.

1668: Stephan Georg, Abreise 1772

1669: Ridd Georg und Bergmann Sebastian, 18 Jahre, beide von Landsberg, sie bleiben bis 1670.

1670: Kholreth Martin, abgereist 1671. Schellhorn Georg, Papierergesell, in Rauferei verwickelt⁷¹.

1681: Henrici Thomas von München, und Braun Martin aus Kaufering (1693 Heirat und Bürgerrecht, s.u.)

1682: Gebhard Andreas und Langauer (Langenauer) Johann Adam aus Eger (1698 Heirat und Bürgerrecht, s.u.)

1686: Weitenauer Johannes.

Außer diesen ledigen Papierergesellen werden drei weitere während der Zeit Wolfgang Krablers in Landsberg ansässig, heiraten und kommen zu Hausbesitz:

Leonhard Perkhmann, Papierergeselle, heiratet 1650 und besitzt das Haus Nr. 43 am Seelberg. Da er neben dem ihm erlaubten Kranwitbranntwein auch Kornbranntwein brennt, kommt er kurz ins Gefängnis und sein Hafensack wird zerbrochen. Wegen seiner blinden Schwiegermutter darf er aber weiter Kranwitbranntwein verkaufen⁷². 1674 ist er Trauzeuge bei der Heirat der Tochter Catharina seines Papiermeisters. Perkhmann stirbt am 14.4.1694.

Johannes Widmann, lediger Papierergesell aus Mering, heiratet 1652 die Rosina Kreitterer und besitzt das Haus Nr. 69 im Hinteren Kloster. 1664 heiratet er in zweiter Ehe die Witwe Anna des Bauern Johann Ibl. Widmanns Sterbedatum ist nicht überliefert. Seine Witwe Anna stirbt 1681.

Bartholomäus Söckhler wird 1667 in die Bruderschaft der ledigen Gesellen aufgenommen. Nach der Heirat im Mai 1668 wird er als Bürger Sodale der Mariä-Himmelfahrt-Bruderschaft. Durch den Kauf des Seefelderhauses verschuldet er sich aber und erscheint deshalb wegen Rückständen zwischen 1671 und 1678 siebenmal in den Ratsprotokollen.

69 1670 werden die Ansprüche der Witwe des Bartholomäus Krabler in Schrobenhausen an seinen Bruder Wolfgang abgewiesen (RP 1670, fol.72)

70 StadtA LL, RP 1654, fol.18'

71 StadtA LL, RP 1670, fol.115

72 StadtA LL, RP 1665, fol.53' (Kranwit ist Wacholder)

68 Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt LL, „Hauptbuch Der Loblichen Bruderschaft Unser Lieben Frauen Geburt Ledigenstandtß Manspersonen“, wie ihr voller Titel lautet. Das Hauptbuch liegt in einer hölzernen Bruderschaftslade

(Joseph) Anton Ziser I als Papiermeister (1688-1720)

Joseph Anton Ziser, mit Vornamen meistens nur als Antoni bezeichnet, kam aus Willegg in Mähren. Mit der Absicht, die Witwe Anna Krablerin zu heiraten, erhielt der damals 26-Jährige am 29. April 1688 für 26 Gulden das Bürgerrecht⁷³ und übernahm mit der Heirat am 17. Mai als neuer Papiermeister die Papiermühle. Daraufhin verließ am 30. Mai Wolfgang Krabler, der Stiefsohn seiner Ehefrau, deren Bestandvertrag ja bis zum 10. Dezember 1692 lief, als Papierergeselle die Stadt⁷⁴.

Nach dem Tode seiner Frau, der verwitweten Krablerin, am 5. September 1692, musste der Witwer einen neuen Bestandbrief mit der Stadt aushandeln⁷⁵. Ihm wird bestätigt, dass er die Mühlen, die unter Krabler in sehr schlechten Stand gekommen waren, wieder „gehoben“ habe. Die Vertragsbedingungen sind nahezu identisch mit denen seines Vorgängers von 1682. Nun aber werden die Materialien, Geräte und Werkzeuge aufgeführt, die ihm mit der Mühle übergeben wurden. Da sie für die Einrichtung einer Papiermühle in damaliger Zeit von großem Interesse sein mögen, seien sie hier zitiert:

*„Ain kupfern Pfann, so darin Leim kocht wird,
ain hölzern Leimpfress,
drey truckhen (=trockene) darunter auch ain doppelte Pfress,
ain Naßpfress,
sechs Glättpladten (=Glättplatten),
acht gladtstein (=Glättsteine),
ain Wündten (=Winde),
ain Eiserner Schlögel,
vier Schauflzapfen an den (Wasser-)Rädern oder Wahlpäumen (=Wellbäumen), bei jedem Schauflzapfen drey Ring, wogen vier Zentner;
sieben Loch in jedem Vierstampf, wiegt in jedem Loch das Beschläg sambt der Eisernen Platte anderthalb Zentner;
thuet zusammen aylffthhalb (=10 1/2) Zentner;
An den drey truckhen und der nassen Pfress wiegt das Eisen drey Zentner.“*

Knapp drei Monate nach dem Tode seiner ersten Ehefrau heiratet Anton Ziser die Jungfrau Barbara Krummin, die Schwester des „Doktorbauern“ Dr. Benedikt Krumb aus dem Hof neben dem Bayertor. Zwischen 1693 und 1711 bringt sie 9 Kinder zur Welt. Als Pate fungiert jeweils der Gerichtsschreiber Ferdinand Haimlinger, ein Nachbar von Zisers Haus beim St. Leonhardskirchl.

Von den neun Kindern seien erwähnt:

der am 9. 12. 1695 geborene Johann Joachim, er besuchte das Landsberger Jesuitengymnasium und wurde Priester;

der am 2. Juni 1697 geborene Sohn Anton, der spätere Papiermeister⁷⁶ (Im gleichen Jahre 1697 bringt Ziser die zehnjährige „unbesinnte“ Tochter seiner ebenfalls „unbesinnten“ ledigen Stieftochter Maria Krablerin für 150 Gulden im Bruderhaus unter, da er durch sie Feuergefahr in der Papiermühle befürchtet⁷⁷);

schließlich der im Mai 1700 geborene Johann Ferdinand, später Papierergeselle bei seinem Bruder Anton (siehe unten!).

1702 wird Anton Zisers Besitzstand wie folgt beschrieben⁷⁸: *„Ziser Anthoni, Papyrmaister; 40 J. alters, hat ein Haus alhier (bei St. Leonhard) und besetzt die papyr Muhl von gemainer Statt bestandtsweis, neben 7 Jhrt (=Jauchert)*

lehen und aigen akhers 4 Tgw. Angers, 2 Gärtten, ist dargegen schuldig 1500 fl; ist 11 Jahr im Landfahnen gestanden“.

Im Laufe der Jahre hängt beim Papiermeister der Haussegen schief: 1708 schuldet er der Stadtkammer 175 fl aufgewachsenen Papiermühlzins⁷⁹. Im gleichen Jahre beschuldigt er den verheirateten Gesellen Hans Adam Langenauer, dieser betreibe Zisers Bestandsablösung, um selbst Papiermeister zu werden⁸⁰. Im gleichen Jahre muss seine Frau mit der Köchin Catharina Kistlerin „wegen grober Injurien“ einen halben Tag „in die Gehorsam“ (Arrest) unter Androhung der Geigenstrafe⁸¹ und zwei Jahre darauf wegen ehrenrühriger Reden gegen zwei Handwerksmeister 2 Pfund Pfennige Strafe zahlen⁸². 1711 schuldet Ziser der Stadtkammer bereits 4 Jahreszinsen zu je 100 Gulden. Trotzdem wird ihm 1713 sein Bestandvertrag auf die Papiermühle um 3 Jahre verlängert, da man deren angefangenen Bau vollenden wolle. Aus Bosheit sagt er seinen Gesellen seine Meisterschaft auf und stiftet so unter ihnen eine große Konfusion; deshalb und wegen liederlichen Lebens wird er bis zur Nacht in den „Gehorsam“ condemnirt. Er kommt nun, öfters zwei- als einmal täglich, volltrunken heim, schlägt sein Weib und zankt mit den Hausgenossen. Zur Korrektur steckt ihn der Magistrat 6 Tage in den „Gehorsam“ unter der Androhung, als Säufer „auf die Täfle“ geschrieben zu werden⁸³. Es kommt aber immer schlimmer: 1714 werden ihm wegen fortgesetzter übermäßiger Trunksucht abermals die „Täfle“ angedroht. Bald darauf wird er aus dem gleichen Grunde mit beiden Füßen in den „Stock“ geschlossen und am Tage darauf in den „Gehorsam“ gesteckt. Seine Ehefrau wird beauftragt, die Hauswirtschaft, die durch mehrere neue Schuldforderungen belastet wird, für ihn fortzuführen⁸⁴. 1717 schuldet sie einer verwitweten Weißgerberin weitere 200 Gulden.

Als die Papiermeisterin am 10. Mai 1718 stirbt, ruhen die Hoffnungen der Familie auf dem nun 21-jährigen Sohn Anton. Der aber muss 1719 zunächst mal vorm Rathaus mit beiden Füßen im Stock büßen, da er in „bübischer Schlägerrei“ einen Studenten zweimal angegriffen, geschlagen, verspottet und seines Mantels beraubt hatte. Trotzdem wird 1720 die Papiermühle wie bisher für 100 fl jährliches Bestandgeld an ihn verliehen. Kurz vor Jahresende erhält er als Papierer das Bürgerrecht und heiratet am 7. Januar 1721 die Landsberger Glasermeisterstochter Maria Catharina Riedenthalerin. Vor der Trauung kommt es vor dem Katharinenkirchlein zu einem Streit mit dem am gleichen Tage heiratenden Wirt von Spötting um den Vortritt in die Kirche⁸⁵.

Im gleichen Jahre stirbt am 14. April sein Vater, der ehemalige Papiermeister Johann Anton Ziser I, und wird bei St. Katharina begraben⁸⁶.

Unter Johann Anton Ziser I treten 4 Formen von Wasserzeichen auf, eines davon in zahlreichen Variationen:

Ein großes und ein kleines Wappenschild, sowie eines mit kleeblattförmigem Dreieck und 1693 erstmals mit dem Monogramm AZ. (Abb. Seite 29 oben links)

Mehrere Variationen weist ein Dreieck im Oval mit Krone auf, begleitet von den Initialen AZ in unterschiedlicher Größe. (übrige Abbildungen Seite 29)

73 StadtA LL, RP 1688, fol.40

74 Hauptbuch der ledigen Gesellen (s. Anm. 67): „dissessit cum testimonio“ am 30. Mai 1688

75 StadtA LL, Originalpapierurkunde vom 15. 9. 1692

76 deren Geburtsdaten und Namen im 1. Matrikelbuch der Pfarrei St. Ulrich und Katharina, Spötting

77 StadtA LL, RP 1697, fol. 36

78 StadtA LL, Beschreibung aller Bürger vom 7. Februar 1702

79 StadtA LL, RP 1708, fol. 35

80 StadtA LL, RP 1708, fol. 48

81 StadtA LL, RP 1708, fol. 104

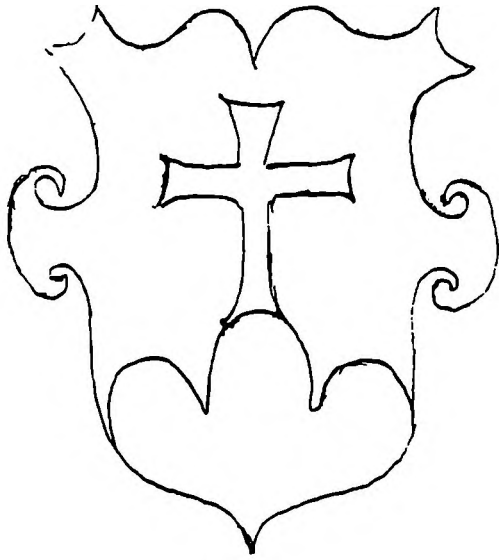
82 StadtA LL, RP 1710, fol. 102

83 StadtA LL, RP 1713, fol. 73, 81 u. 98

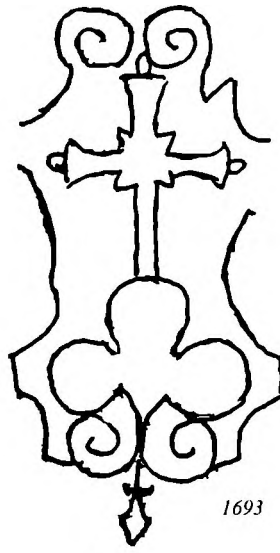
84 StadtA LL, RP 1714, fol. 20, 23, 34, 55, 56 u. 58

85 StadtA LL, RP 1719, fol. 82; RP 1720, fol. 109, 120; 1. Matrikelbuch der Pfarrei St. Ulrich u. Katharina zu Spötting

86 1. Matrikelbuch der Pfarrei St. Ulrich u. Katharina zu Spötting

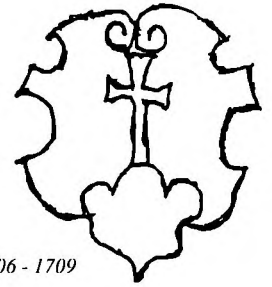


1690, 1729

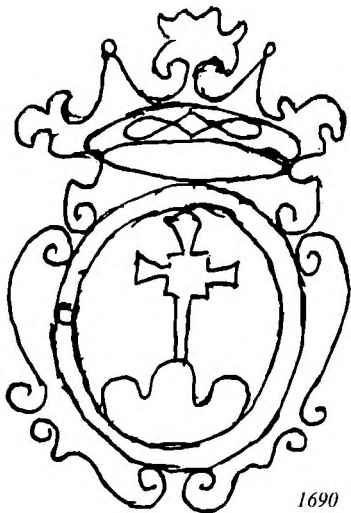


1693

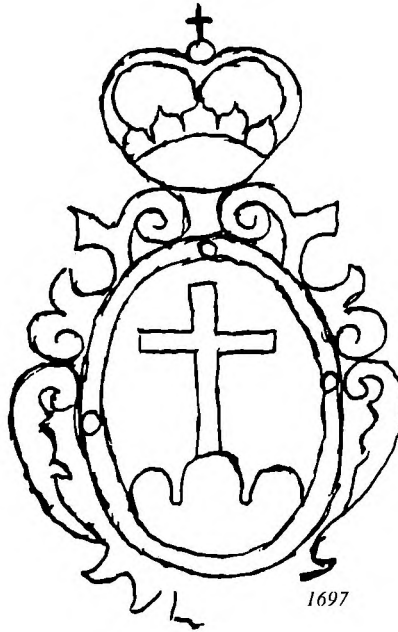
AZ



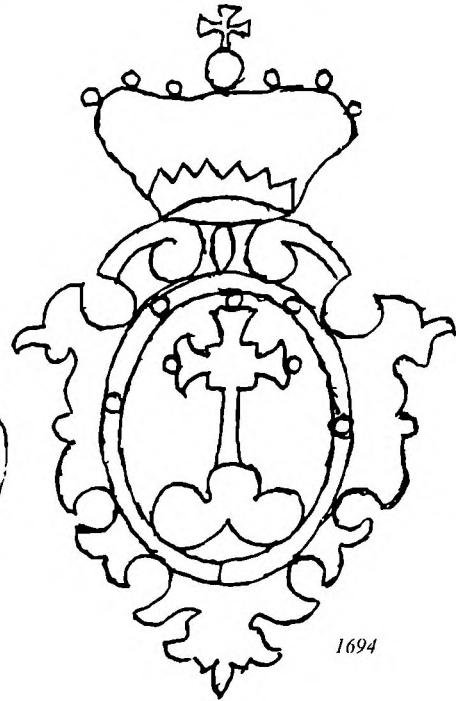
1706 - 1709



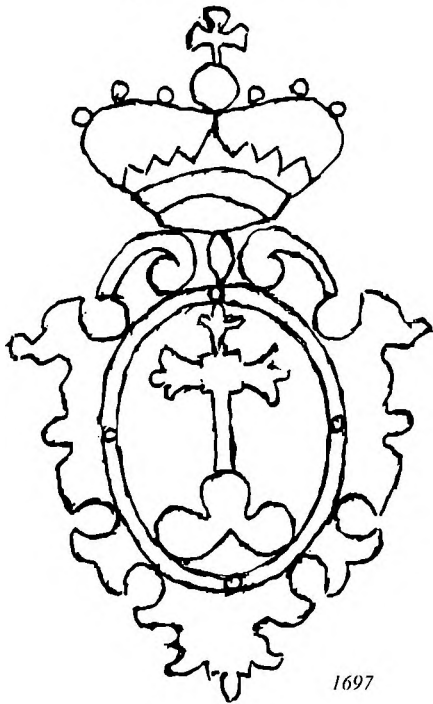
1690



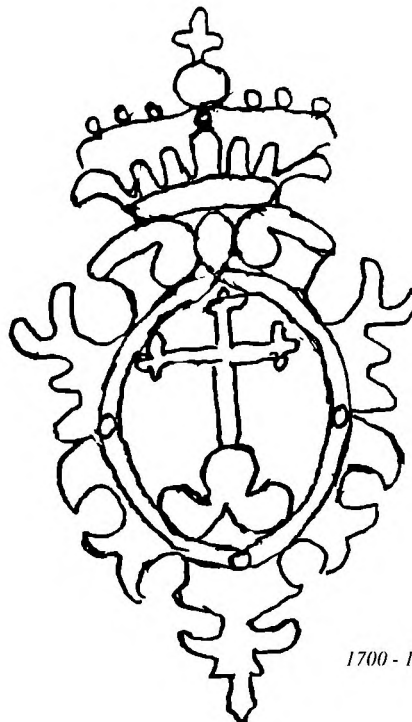
1697



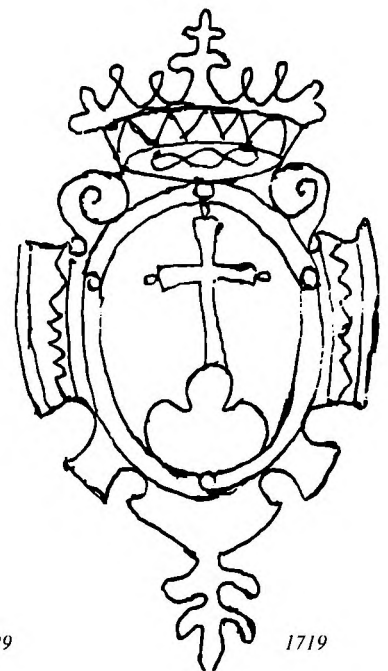
1694



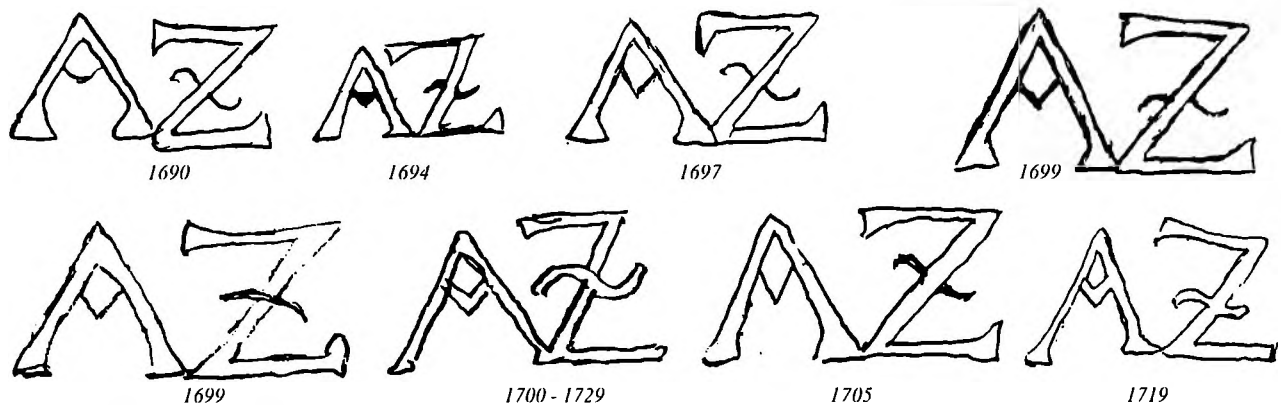
1697



1700 - 1729



1719



Unterschiedliche Wasserzeichen-Initialen des Papiermeisters Anton Ziser I

Während seiner Meisterzeit sind ein Lehrling, zehn ledige und vier verheiratete Papierergesellen namentlich bekannt. Die vier Verheirateten sind:

Wolfgang Krabler II verlässt am 30. Mai 1688 nach dem Tode seines Vaters und der Heirat seiner Stiefmutter mit Anton Ziser die Bruderschaft der ledigen Gesellen und Landsberg, kommt aber 1691 zurück und heiratet als Bürgersohn die Waffenschmiedwitwe Maria Mayrin mit dem Haus Nr. 263 am Vorderen Anger⁸⁷. 1702 ist er 53 Jahre alt, immer noch Papierergesell; sein älterer Sohn steht in bayerischen Kriegsdiensten, der jüngere, der 18jährige Philipp Jacob, ist Papierergeselle in Mähren⁸⁸. Am 23. September 1709 stirbt Wolfgang Krabler als Leprosenvater im Siechenhaus an der Spöttinger Straße, die damals noch Siechengasse hieß⁸⁹.

Jacob Socher, verheirateter Papierergeselle, wird 1689 in die Mariä-Himmelfahrt-Bruderschaft aufgenommen⁹⁰.

Martin Braun, Papierer aus Kaufering, trat 1681 in die Bruderschaft der ledigen Gesellen ein. 1693 erhält er, da er über 8 Jahre auf der Papiermühle gearbeitet habe, mit seiner Frau Ursula für 25 Gulden das Bürgerrecht⁹¹. Er besitzt ab 1673 zur Hälfte das Haus Nr. 71 im Klösterl, auch noch 1717 als Papierergeselle zusammen mit dem Maurer Caspar Prandt⁹².

Johann Adam Langenauer aus Eger, aber in Landsberg aufgezogen, war 1682 in die Bruderschaft der ledigen Gesellen eingetreten und heiratete 1698 die Erbin des Hauses Nr. 2 am Hauptplatz, die Söcklerstochter Magdalena Krazin, und erhielt Bürgerrecht⁹³. 1705 verliert er wegen übler Nachrede der Papiermeisterin Barbara Ziserin seine Arbeit auf der Papiermühle⁹⁴ und tritt 1706 als Obsthändler in Erscheinung. 1708 beschuldigt ihn Papiermeister Anton Ziser, Langenauer habe seine Bestandsablösung betrieben, um selbst Papiermeister zu werden⁹⁵.

Die Namen der Ledigen:

1693: Einwalter Michael und Langenauer Georg Adam (wohl ein Bruder von Johann Adam Langenauer); 1694 rufen er und die Papierergesellen Martin Praun (siehe oben!) und Benedict Loidl⁹⁶ vor der Papiermühle mit einem Mühl-

knecht und einem Studenten. 1699: Millner Wolfgang Gabriel; 1707: Pflegar Johann Jacob, Payr Johann Martin und Grindler Matthias; 1709: Roll Anton, Papierlehrling⁹⁷; 1710: Jacob Philipp und Hermann Peter; 1718: Loen Johann Martin.

Anton Ziser II als Papiermeister (1720-1754)

Nach dem Tode seiner Mutter, noch zu Lebzeiten des Vaters, wurde die Papiermühle für 100 fl jährliches Bestandgeld dem damals 23jährigen Sohn Anton Ziser überlassen, noch bevor ihm am 16. Dezember 1720 das Bürgerrecht verliehen wurde und er die Ehe mit der Maria Catharina Riedenthalerin am 7. Januar 1721 einging. Bei der Trauung gab es gleich Streit mit dem Spöttinger Tafernwirt Johann Georg Schwarz, der am gleichen Tag heiratete, um den Vortritt in die Katharinenkirche. Der Streit um die „Präzedenz“ konnte erst 1724 durch einen Ratsentscheid beigelegt werden, wonach der Vortritt vierteljährlich wechseln, künftig aber der Ältere den Vortritt haben sollte⁹⁸. Man muss hierzu beachten, dass es in der Pfarrei Spötting außer dem Siechenhaus, der Stadtbleiche, dem Jesuiterwaschhaus und dem Mesner von St. Katharina nur zwei größere Haushalte gab, nämlich die Papiermühle und die Tafernwirtschaft.

Am 7. April 1724 erhielten Anton Ziser und seine Ehefrau Katharina die ihnen bisher im Bestand überlassene Papiermühle gegen bar erlegte 1500 Gulden als Freistiftsgerechtigkeit⁹⁹, das bedeutete de facto auf Lebenszeit. Es entfiel so das jährliche Bestandgeld von 100 Gulden. Aus der Ehe gingen 15 Kinder hervor. Außer seinem am 4. Februar 1724 geborenen späteren Nachfolger Johann Michael Ziser seien erwähnt:

Valentin Ignaz, geboren am 14. Februar 1723, später kurfürstlicher Salzstadlmeister in Landsberg (Wohnung im Haus Nr. 133, heute der Bachwirt), dann kurfürstlicher Güterbestätter und Hallverwalter in München;

Maria Theresia, geboren am 8. Oktober 1735, die 1767 den Maurermeister Augustin Natter heiratet, den Nachfolger von Nikolaus Schütz;

Maria Helena, geboren am 17. August 1745, die 1770 den Papierer Johann Peter Paimbl aus Mehring, Herrschaft Kloster Waldsassen, heiratet, der die hiesige Mayrische Stadtbleiche gekauft hatte.

Außer den 15 Kindergeburten vermelden die Archivalien über Anton Ziser nur Geldforderungen aus Zinsrückständen und Streit wegen Flurschäden. So soll er etwa dem Gärtner Veit Södlmayr den von seinem Vieh angerichteten Schaden

87 StadtA LL, RP 1691, fol. 44'

88 wie Anm. 78

89 StadtA LL, RP 1709, fol. 146

90 StadtA LL, Hauptbuch der Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft

91 StadtA LL, RP 1693, fol. 88'

92 StA München, GL 2028/183

93 StadtA LL, RP 1698, fol. 83'

94 StadtA LL, RP 1705, fol. 78' u. 81

95 StadtA LL, RP 1708, fol. 48

96 Kein Sohn des Bildschnitzers Lorenz Luidl, vielleicht aber einer von dessen Neffen aus Mering

97 StadtA LL, RP 1709, fol. 115: er schlägt die Tochter eines Tabaküberreifers u. muss in den Gehorsam

98 StadtA LL, RP 1724, fol. 25

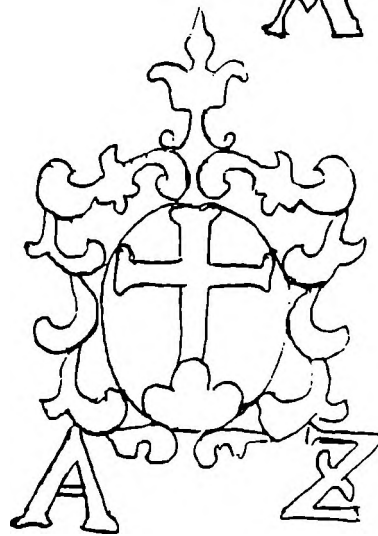
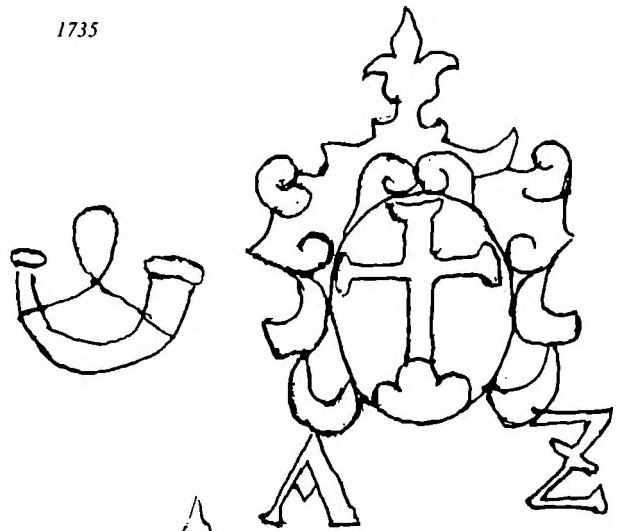
99 StadtA LL, Kammerrechnung 1724, fol. 70' f

ersetzen, andererseits erhält er 5 Gulden Entschädigung, als ihm die Pferde dreier Bürger seinen Krautgarten leer-fraßen¹⁰⁰. 1732 fordert der Lumpensammler Michael Seemüller aus Schwabniederhofen von Ziser ausstehende 11 Gulden 50 Kreuzer für gelieferte Lumpen. Den gleichen Seemüller zeigt Ziser 1748 an, weil er Lumpen widerrechtlich außer Landes - nach Kaufbeuren und anderswo - gebracht habe¹⁰¹. Im Laufe des 18. Jahrhunderts waren nämlich wegen Zunahme der Bürokratie und der Alphabetisierung der Bevölkerung die Lumpen zur Papierherstellung in Bayern und anderswo knapp geworden, so dass „Lumpensperren“ erlassen wurden¹⁰². 1733 wird Anton Zisers Schuldenstand mit 800 Gulden angegeben¹⁰³.

In seinen letzten Jahren muss die Papierqualität der Landsberger Papiermühle wieder einmal zu Beanstandungen geführt haben. Denn 1753 erhält der Landsberger Rats-herr und „ordinari Augspurger Fuehrmann“ Jacob Kretz vom Heilig-Geist-Spital den Auftrag, 4 Ries Schreibpapier aus Augsburg beizubringen, „weillen in alhiesiger Papiermühl in die etwelche jahr her von dieser güette kheines zu bekhommen were“¹⁰⁴. Im folgenden Jahr 1754 am 28. März stirbt Anton Ziser II im 57. Lebensjahr, seine Frau Maria Katharina folgt ihm 16 Jahre später, am 10. Januar 1770, 75 Jahre alt.

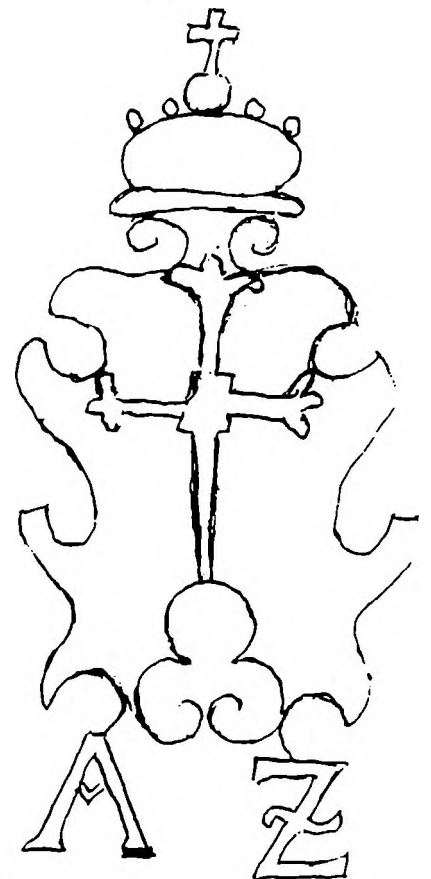
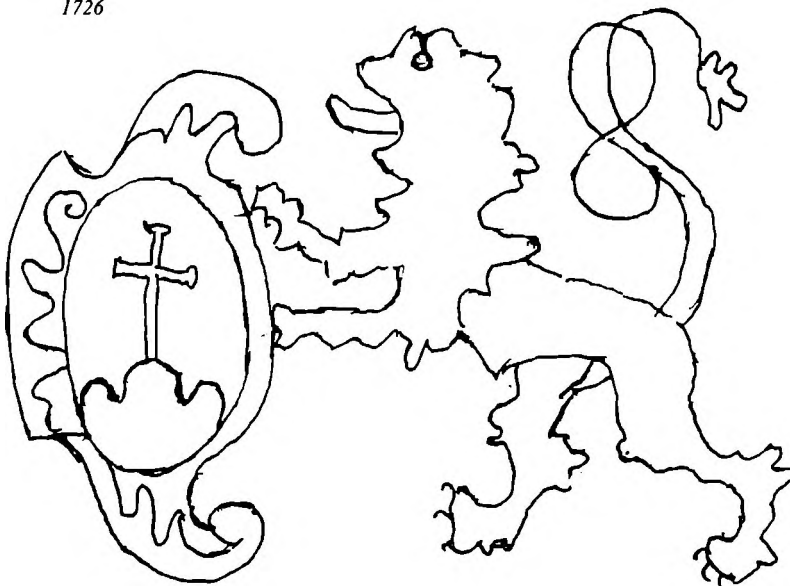
Unter Anton Ziser II wurden zunächst bis etwa 1730 die Wasserzeichen seines Vaters mit Krone in der Form von 1695 - 1702 und von 1700-1729 mit Monogramm AZ weiter benutzt, außerdem ein Posthorn gegenüber dem Stadtwappen (1734). Aber bereits 1726 tritt daneben ein neues eigenes Wasserzeichen auf: ein das Stadtwappen stützender Löwe ohne Initialen. Es folgen fünf Hauptformen in Groß- oder Kleinformat mit wechselnden Wappenformen und Initialen neben oder unter dem Wappen:

1735



1735 - 1740

1726



1726 - 1730

100 StadtA LL, RP 1727, fol.37' u. RP 1728, fol.76'

101 StadtA LL, RP 1732, fol.59, und RP 1748, fol.51

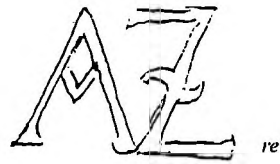
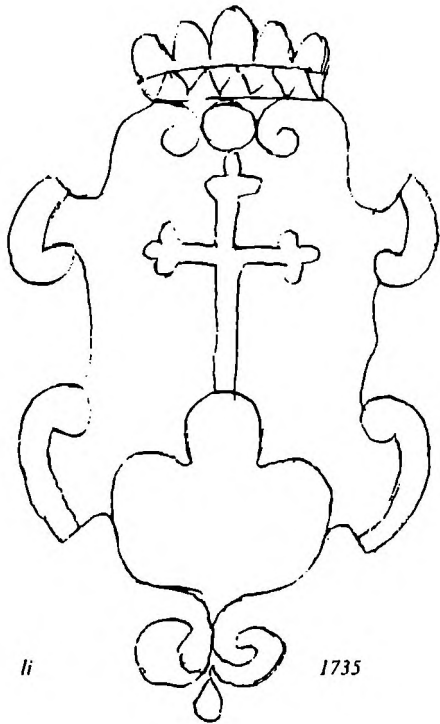
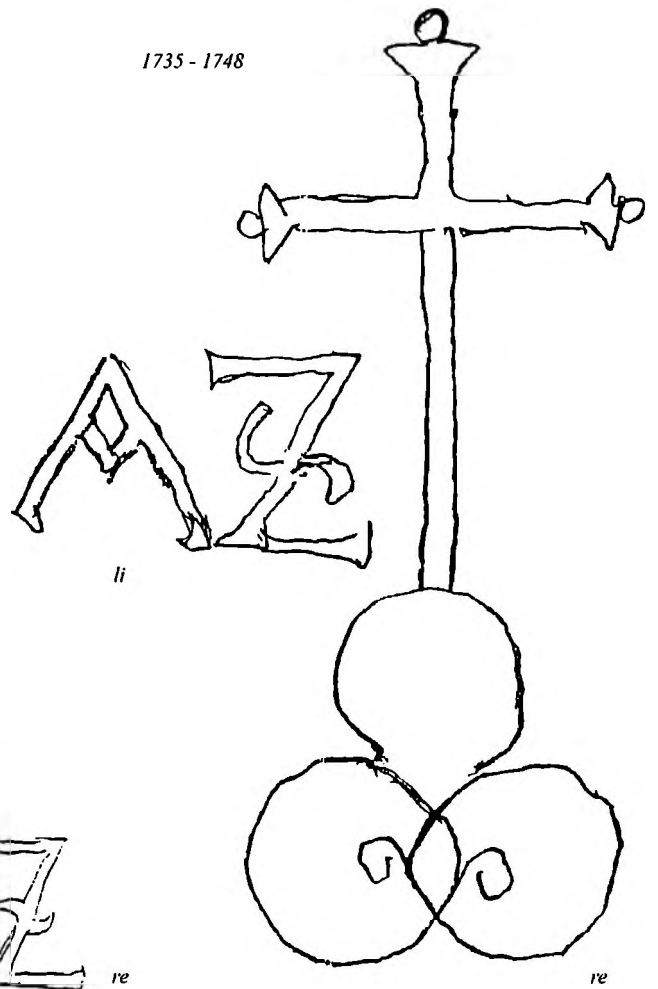
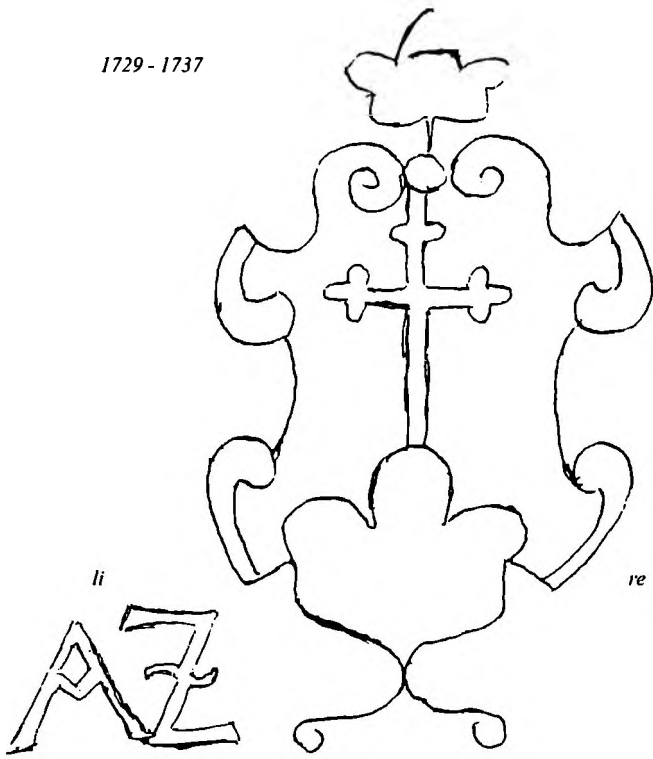
102 so 1715 durch Kurfürst Max Emanuel von Bayern, 1731 wiederholt (nach Höhle - wie Anm.2 - 1924, Heft 13, S.137)

103 StadtA LL, „Beschreibung aller Burger in der churfirtl. Gräniz Statt Landsperg“ vom 16. März 1733

104 StadtA LL, Spital-Geldrechnung 1753, fol.166'

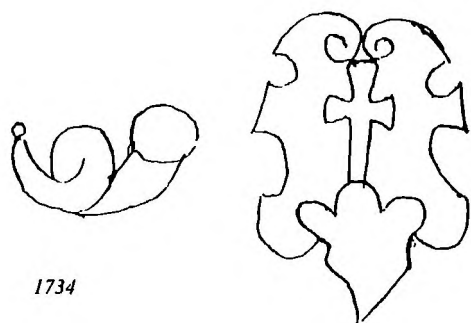
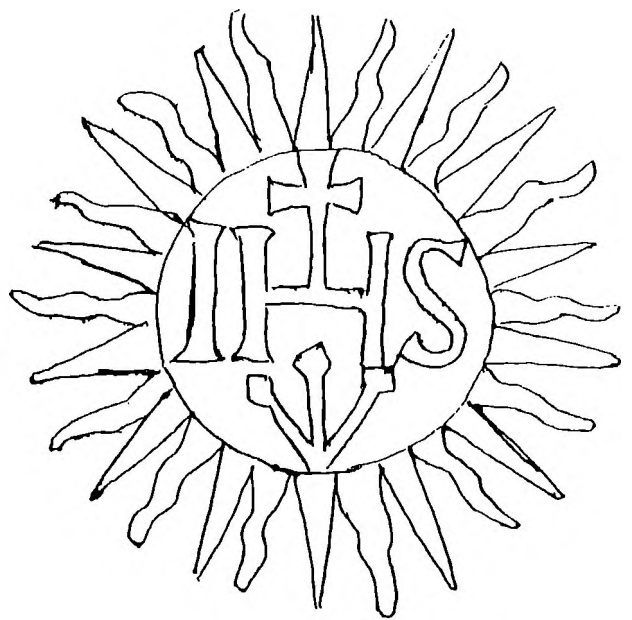
1729 - 1737

1735 - 1748



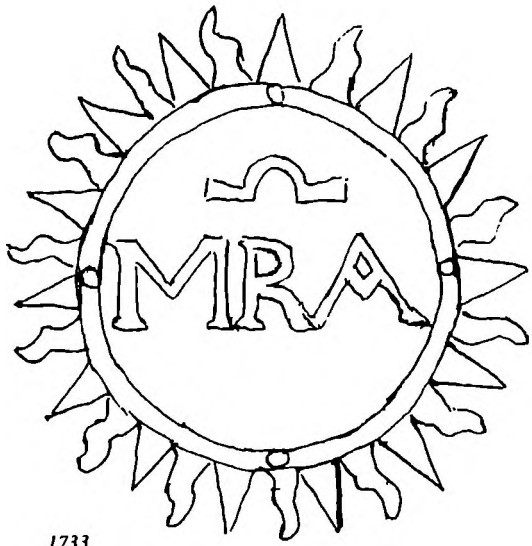
Weiterhin benutzt Anton Ziser II verschiedene Wasserzeichen mit den Namenskürzeln von Jesus und Maria, zunächst im Kreis (1634 mit seitenverkehrtem Z), später im Oval, jeweils mit Strahlenkranz, und am Schluss endlich ein Posthorn mit seinen Initialen AZ:

li 1735

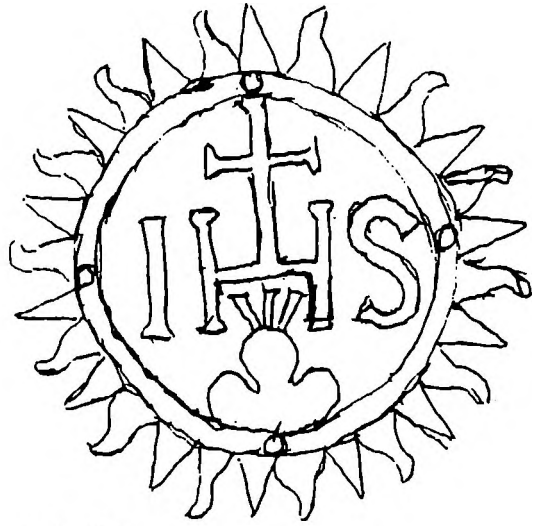


1734

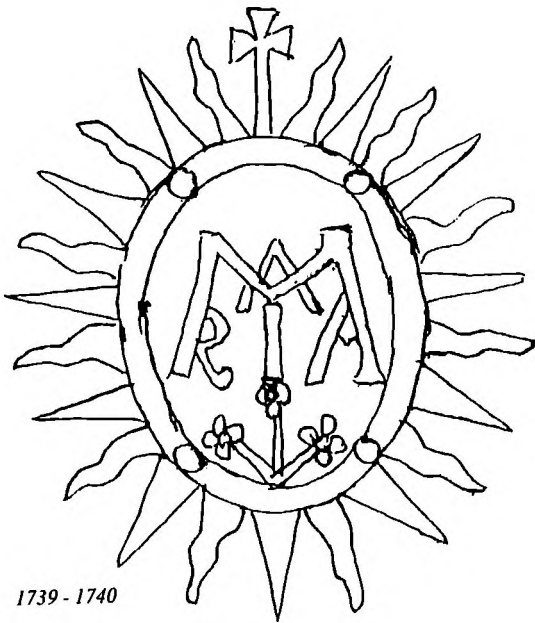
1734



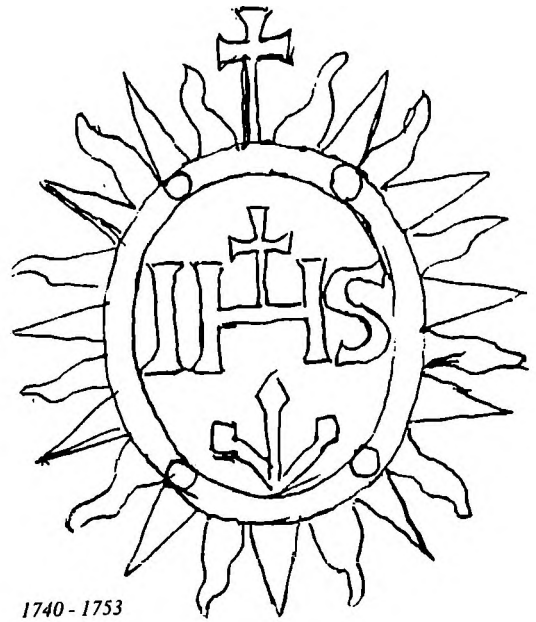
1733



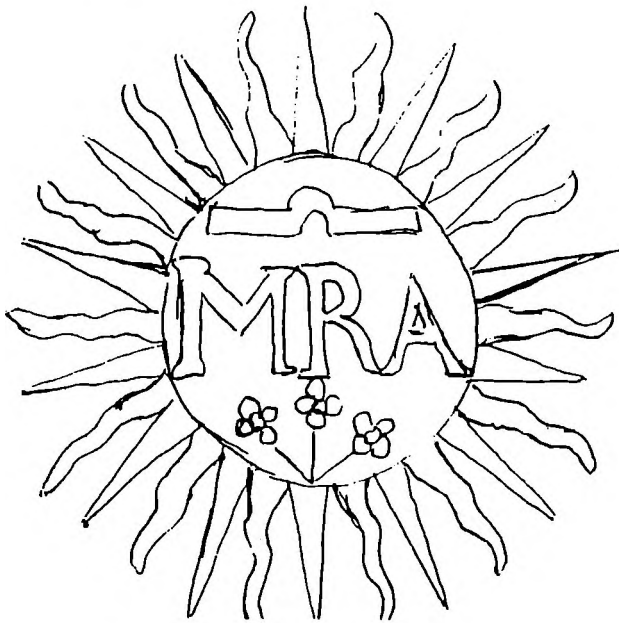
1731 - 1733



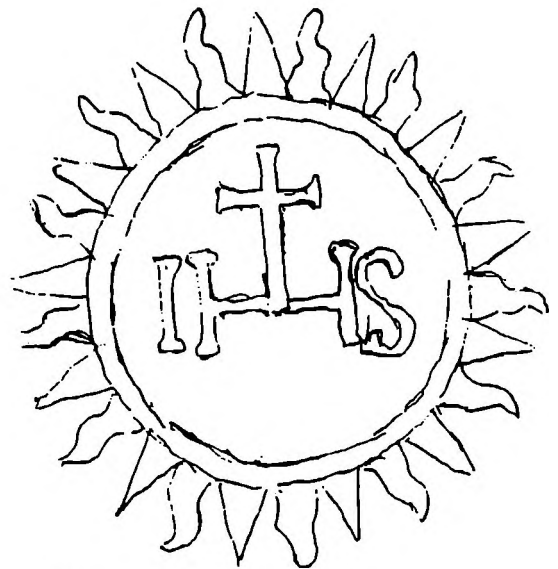
1739 - 1740



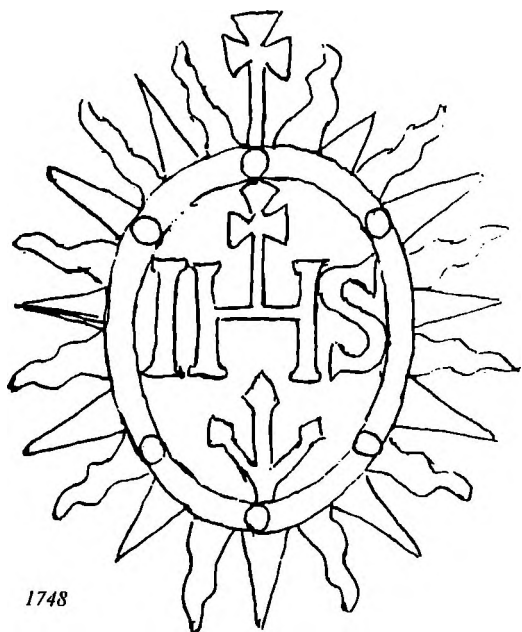
1740 - 1753



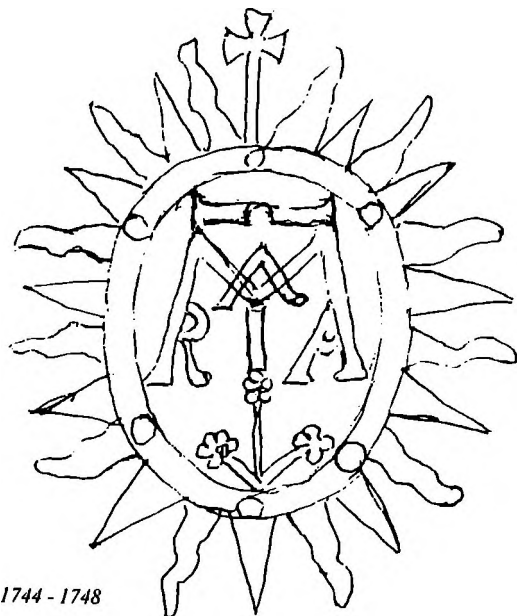
1734



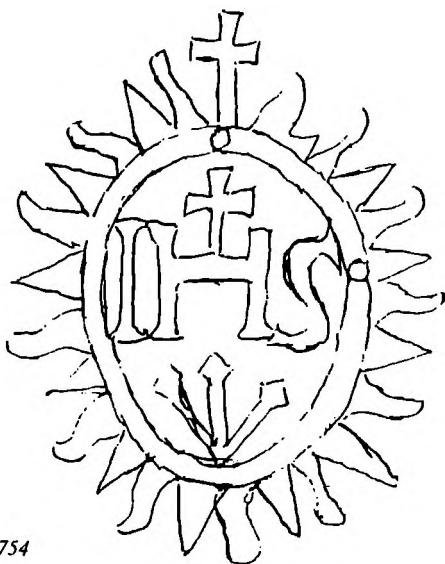
1733



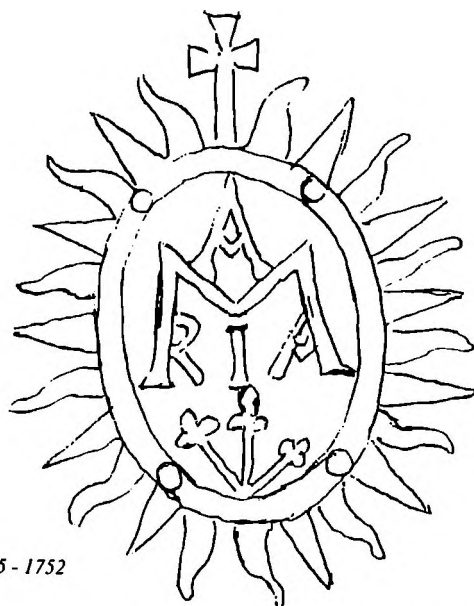
1748



1744 - 1748



1754



1745 - 1752



1731 - 1733



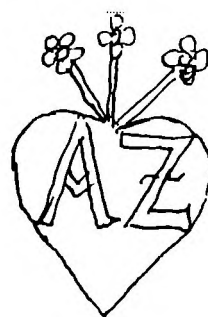
1733



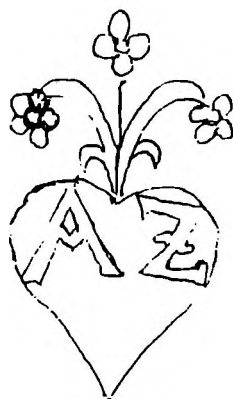
1733



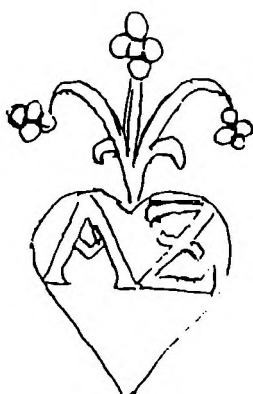
1739 - 1740



1740 - 1753



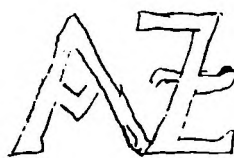
1744 - 1748



1748



1734



1754



1754

Papierergesellen werden in jenen Jahrzehnten nur dann namentlich bekannt, wenn sie verheiratet waren, denn im Hauptbuch der Bruderschaft der ledigen Gesellen fehlen zwischen 1719 und 1783 die Einträge. Nur vier Papierergesellen werden daher aktenkundig:

Ulrich Mayr, Papierergesell und Bürgerssohn, heiratet 1724 die Bürgertochter Maria Schäfflerin und erhält für 4 Gulden das Bürgerrecht.

Johann Ferdinand Ziser, ein 1700 geborener jüngerer Bruder von Anton Ziser II, heiratet 1732 Maria Eva, eine Bürgertochter, und arbeitet zunächst als Papierergeselle bei seinem Bruder, doch 1734 will er mit seinem Eheweib „*sein Fortun weithers suchen*“, lässt sich aber für den Fall einer späteren Rückkunft sein Bürgerrecht reservieren¹⁰⁵. 1740 finden wir ihn als Huckler wieder in Landsberg, wo er 1748 als „Truckenlader“¹⁰⁶ stirbt.

Franz Pechler, Bürgerssohn und Papierergesell, heiratet 1738 die Bürgertochter Catharina Settelin und erhält für 5 Gulden das Bürgerrecht.

Thomas Kürmayr, Papierergesell von Mering, heiratet 1743 die Bürgerin und Hucklerin Maria Schöllhornin und muss 29 Gulden fürs Bürgerrecht zahlen.

Johann (Michael) Ziser als Papiermeister (1755-1776)

Am 28. März 1754 war Anton Ziser II gestorben. Am 21. Januar 1755 erhielt sein 20jähriger Sohn Johann Michael die freistiftsweise zur Stadt grundbare Papiermühle durch Übergabe von seiner Mutter Katharina für 1500 Gulden, wobei er für den Anfall 75 Gulden und für die Abfahrt 37 fl 30x zu reichen hatte¹⁰⁷. Dem Ehepaar werden drei Söhne und eine Tochter geboren: 1755 Andreas Xaverius, 1758 Johann Caspar, 1760 Johann Ägidius Michael und 1764 Maria Magdalena Creszentia. Von den Genannten wird Johann Caspar Ziser 1778 und 1779 als Student in Ingolstadt erwähnt, später als Notar und Stadtprocurator von Mindelheim¹⁰⁸. Bei seiner Heirat mit der Landsbergerin Maria Elisabeth Eberlin fungiert sein Stiefvater Franz Stübler als Trauzeuge. Der jüngste Sohn Johann Michael arbeitet 1782 und bis 1786 als Papierergeselle bei seinem Stiefvater¹⁰⁹.

Zunächst verwendete man in Landsberg auch noch fremdes Augsburger Papier mit Wasserzeichen Tannenbaum (1754-1757) - später mit Tannenbaum in anderer Form - gegenübergestellt dem Monogramm LS in einer Kartusche (1757-1759), oder mit einem Bischof mit Mitra und Stab, gegenübergestellt dem Monogramm CHW, schließlich von 1760 bis 1777 und letztmals 1782 eine Vier mit doppeltem waagerechtem Balken und dem Monogramm AST. Diese fremden Wasserzeichen treten ausschließlich in den Rechnungsbüchern des Heilig-Geist-Spitals auf. Doch die Landsberger Mühle stellt zur gleichen Zeit Papier mit dem Monogramm des neuen Papiermeisters IZ

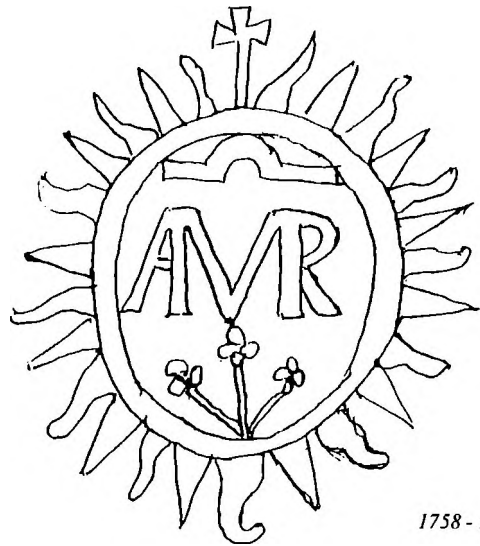
105 StadtA LL, RP 1734, fol.13'

106 Truckenlader waren für Be- und Entladen von Ballengut zuständig, während Weinzieher es mit Weinfässern zu tun hatten.

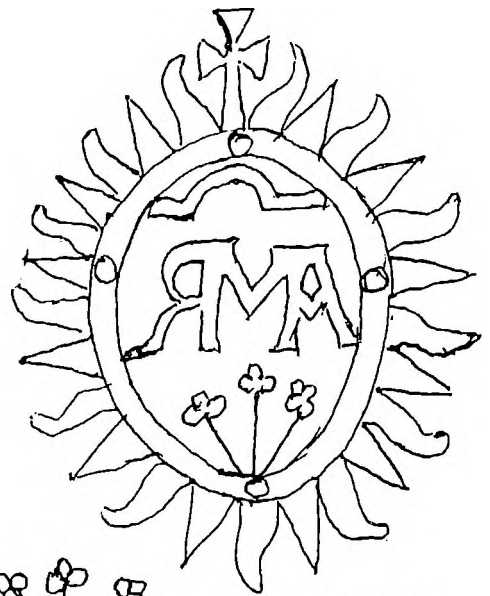
107 StadtA LL, Kammerrechnung 1755, fol.17'f

108 StadtA LL, RP 1778,335'; RP 1779, 221; RP 1790, RP 1799,57

109 PfarrA M. Himmelfahrt LL, Rapular d. Bruderschaft d. led. Gesellen



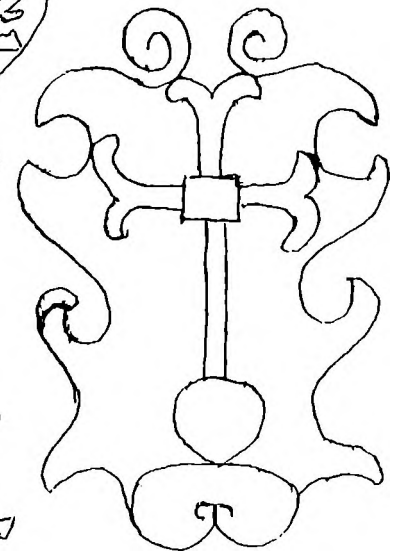
1758 - 1761



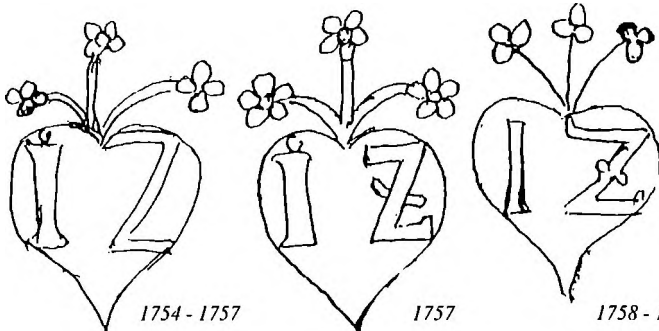
1768 - 1777



1768 - 1777



1769 - 1771



1754 - 1757

1757

1758 - 1761

im Herz und drei Blumen in drei Varianten her, seit 1757 gegenübergestellt dem ligierten Marienmonogramm AMR im ovalen Strahlenkranz. Ab 1768 steht das IZ im Herzen einem leicht veränderten, nun aber spiegelverkehrtem Marienmonogramm gegenüber, und schließlich gleichzeitig mit IZ ohne Herz gegenüber dem Stadtwappen.

Dass sich die Papierqualität Johann Zisers gegenüber der seines Vaters inzwischen erheblich gebessert hatte, wird aus einem Zusatz im „Bürgerlichen Handbuch“ des Herzogtums Bayern aus dem Jahre 1769 deutlich. Hier werden, wie von allen bayerischen Städten und Märkten, auch die Landsberger Ratsverwandten aufgezählt. Bei den Mitgliedern des Äußeren Rates der Stadt wird als letzter - er wurde für 1768 erst in den Rat gewählt - „Hr. Johann Ziser Burger und Papierer“ genannt, mit dem Zusatz: „welcher extra feines, weißes und wohlgeleimtes Papier, wie man es bestellt, verfertigt.“ Johann Ziser gehörte dem Rat allerdings nur ein Jahr an. Er starb am 5. Juli 1776 an der Wassersucht im Alter von 52 Jahren¹¹⁰.

Zur Zeit Johann Zisers wird nur eine Heirat eines Papierergesellen erwähnt. Es ist **Nikolaus Dopfer** (auch Topfer geschrieben), Papierergeselle aus Sulzbach, der am 4. November 1760 das Bürgerrecht erhält¹¹¹ und am 18. November die Maria Anna Wölzenmüllerin, Tochter des Jesuiterwäschers, heiratet. Diese ist die Schwester der Papiermeisterin Maria Magdalena Ziserin. Noch 1771 wird Topfer als „socius papirarii“ genannt, und als seine verwitwete Schwägerin Maria Magdalena den Franz Stübler heiratet, dient er als Trauzeuge. Als er 1781 Leprosenvater wird, verkauft er sein Häuschen mit Garten beim ehemaligen Jesuiterwaschhaus hinter dem Katharinenkirchlein an den Papierergesellen Anton Stübler.¹¹²

Franz de Paula Stübler als Papiermeister (1777-1799)

Am 31. Januar 1777 heiratet der 42jährige Franz de Paula (oft irrtümlich als Franz Paul bezeichnet) Stübler aus Marienberg bei Raitenhaslach bei Burghausen Johann Zisers Witwe Maria Magdalena und erhält das Bürgerrecht¹¹³. Am gleichen Tage erwirbt er für 1500 Gulden die Freistiftgerechtigkeit auf die Papiermühle und muss 75 Gulden Anschlag zahlen, während ihm das Abfahrtgeld „wegen den vielhaftenden Hypothec-Schulden nachgelassen“ wird¹¹⁴. Diese Ehe bleibt kinderlos. Am 20. September 1785 stirbt seine Frau Maria Magdalena, und er heiratet am 18. September 1786 die Försterstochter Maria Elisabeth Jägerhuberin aus Utting. Aus der Ehe gehen fünf Kinder hervor: 1788 Maria Anna, die aber noch im gleichen Jahre stirbt, 1790 Maria Magdalena Elisabeth, 1791 Franz Anton, 1792 Maria Elisabeth und 1794 Johannes, der aber die Geburt nur kurz überlebt. Am 2. April 1799 stirbt Franz de Paula Stübler im Alter von 64 Jahren¹¹⁵.

Stübler übernimmt das letzte Wasserzeichen Johann Zisers mit dem Stadtwappen, nun aber mit seinem Monogramm F B ST in einer Kartusche auf der linken Bogenhälfte, wobei für Paula falsch das Initial B geschrieben wird und S und T ligiert sind. In der Folgezeit wird die Kartusche mit dem Monogramm unter das Stadtwappen gesetzt, welches in der Form mehrere Abwandlungen erfährt. Ab 1794 erscheint das Monogramm berichtigt F P ST, zunächst unter dem Stadtwappen, dann neben oder unter der 4, diese z.T. seitenverkehrt. 1799 taucht schließlich wieder das falsche Monogramm F B ST unter einem Posthorn auf.

¹¹⁰ Im II. Matrikelbuch der Pfarrei Spötting steht fälschlich unter diesem Datum: „artificiosus Joseph(!) Ziser, Papierer, hydropio“

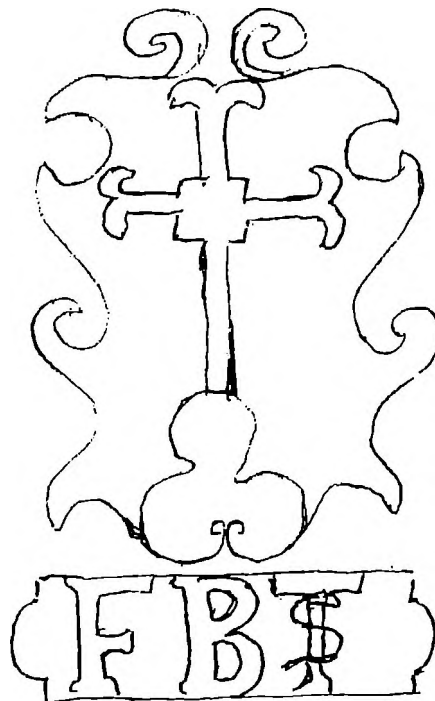
¹¹¹ StadtA LL, RP 1760, fol. 94; Bürgermatrikel fol. 115'

¹¹² StadtA LL, RP 1781, fol. 1', 64 u. 72

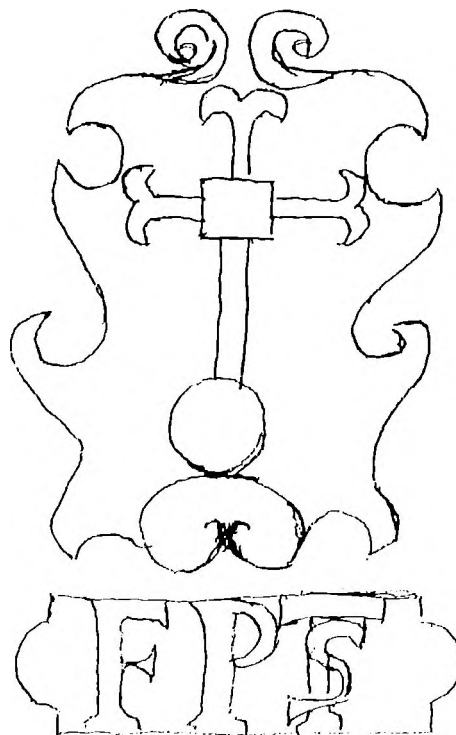
¹¹³ StadtA LL, RP 1777, fol. 25; BM fol. 145'; KR fol. 51

¹¹⁴ zitiert nach dem Vermerk im Grundbuch von 1817, fol. 188'

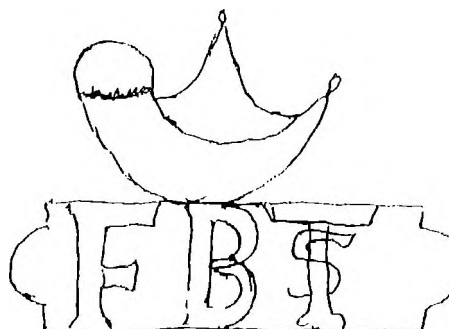
¹¹⁵ II. Matrikelbuch der Pfarrei Spötting, dort Franz de Paula Stübler genannt



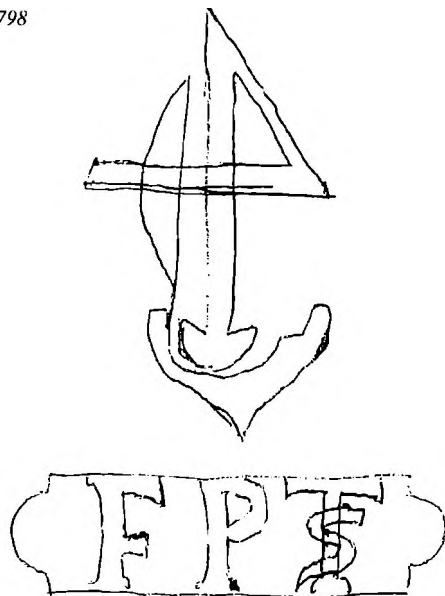
1784



1791,
1794



1799



Unter Franz Stübler arbeiteten mehrere Papierergesellen. Neben **Nicolaus Dopfer**, dem Schwager seiner ersten Frau, ist es sein Bruder **Anton Stübler**, der 1780 die Bürgerstochter Kreszentia Müllerin heiraten will, was ihm jedoch zunächst vom Stadtrat nicht genehmigt wird, „da man von magistrats wegen nicht vorsehen kann, dass sie sich und kommende Kinder von der Papiererprofession ernähren können“¹¹⁶. Im folgenden Jahre wird ihnen die Heirat dann doch gestattet und das Bürgerrecht erteilt, das aber erst fällig werden soll, wenn er das Dopfersche Häusl und Garten (beim Katharinenkirchlein) gekauft und einen Heiratsbrief errichtet hat¹¹⁷. Er bleibt auch nach seiner Heirat Papierergeselle bei seinem Bruder, wie aus der Berufsbezeichnung „papyriarius“ bei Taufen seiner Kinder 1782, 1783 und 1784 hervorgeht. **Balthasar Kleiner** arbeitete von 1785 bis 1791, von 1793 bis 1794 und nochmals bis 1800 auf der Papiermühle¹¹⁸. 1786 verließ **Johann Michael Ziser**, der Stiefsohn von Stüblers erster Frau, ein Jahr nach deren Tod Landsberg.

Ab 1783 erwähnt das Hauptbuch der Gesellenbruderschaft wieder die Berufe der Gesellen. Als Papierergesellen treten auf: Joseph Ignaz Böschle (bis 1787), Joseph Bestele (bis 1788), Leopold Ebner (1788 bis 1789), Johann Georg Weitenauer (1788-1792, 1793-1796), der Landsberger Johann Georg Anwander (1790-1793, 1796-1797), Joseph Sommer (1794-1796), Johann Michael Reisinger (1794-1796, 1805), Johann Laibl Mai-Juni 1796) und Cyrillus Nossrock (auch Nosseck geschrieben, Mai bis August 1796).

Johann Michael Gottfried Karg als Papiermeister (1799-1857)

Am 18. Juni 1799 bekundet die Papiermeisterswitwe Elisabeth Stüblerin (damals 38 Jahre alt), ihr nach dem Kindervergleich an sich gebrachtes Vermögen mit den 1000 Gulden Heiratsgut des Johann **Georg Friedrich** (richtig: Johann Gottfried) Karg, Papiererssohn aus Haunstetten, in die Ehe einzubringen. Daraufhin erhält Karg, damals 29 Jahre alt, für insgesamt 71 fl 30x das Landsberger Bürgerrecht¹¹⁹. Die Heirat des „*Juvenis Joannes Michael Godefridus Karg, Papparius, natus 5. Oct. 1770 in Haunstetten, filius Leonardi Karg et Justinæ Bölderin de Lamerding*“ fand dann am

26. Juni statt. Aus der Ehe gehen zwei Kinder hervor: 1801 Joseph Michael und 1803 Maria Anna Rosina. Seine Ehefrau Elisabeth starb 1806, im gleichen Jahre ertrank im Alter von 5 Jahren ihr Sohn Joseph Michael im Papiererbach. Nur 5 Tage nach diesem Unglücksfall, am 12. August 1806, heiratete der verwitwete Michael Gottfried Karg die 26jährige Maria Theresia Seelin aus Berg bei Donauwörth. Ihr Vater Johann Georg Seel, einst Wirt in Berg, starb zwei Jahre später bei seiner Tochter in Spötting. Den meisten der zwölf Kinder aus dieser zweiten Ehe war kein langes Leben beschieden: Der 1807 geborene Sohn Karl Wendelin wurde am 19. Mai 1810 vermisst und zwei Wochen später im Lech bei Schwabstadel ertrunken aufgefunden. Der zweite Sohn Joseph Othmar starb schon vor ihm, erst 2 Monate alt, am 1. Februar 1810. Außer zwei Töchtern überlebt nur ein Sohn, der 1820 geborene Michael Karg, der 1837 als Papierergeselle im Hauptbuch der Bruderschaft verzeichnet ist. Als die 2. Gattin Therese Karg 1856 stirbt, verlieren sich die Spuren des Papiermühlenbesitzers Michael Karg. Nach Meinung von Paul Winkelmayr¹²⁰ scheint Michael Karg „abgehaust zu haben“, da am 7. Oktober 1857 das Landgericht Landsberg eine Bekanntmachung folgenden Inhalts veröffentlichte, nach welcher am 3. November 1857 in einer Forderungssache gegen Karg „auf der hiesigen Papiermühle eine auf 60 fl gewertete Papierwalze an den Meistbietenden versteigert werde“.

Bei Johann Michael Gottfried Kargs Wasserzeichen fällt auf, dass sein Monogramm mit wechselnden Vornamen auftritt: zunächst IMK (1804, 1805) dann MGK (1813), dann nochmals IMK (1833) und ab 1836 MK. Als begleitendes Wasserzeichen tritt zunächst (1804) das Stadtwappen „Kreuz auf Dreieberg“ auf, ähnlich dem Stübblers von 1794. Es folgen Jahrzehnte mit bloßem Monogramm, ab 1833 mit springendem Einhorn, zunächst von links, dann von rechts; schließlich begleitet von einem sechseckigen Stern im Kreis und dem einzelnen Buchstaben C.



Aus vier Jahrzehnten ab 1799 sind - außer dem schon 1794 und 1796 erwähnten Johann Michael Reisinger - zwölf Namen von Papierergesellen bekannt, von denen nur der Letztgenannte in Landsberg die Ehe schloss. Es ist **Franz Karl Weigand**, Papierergeselle aus Werberg, Pfarrei Motten im Landgericht Brückenau, der die Tagelöhnerstochter Katharina Seizin am 12. Februar 1839 heiratete. Die Übrigen sind:

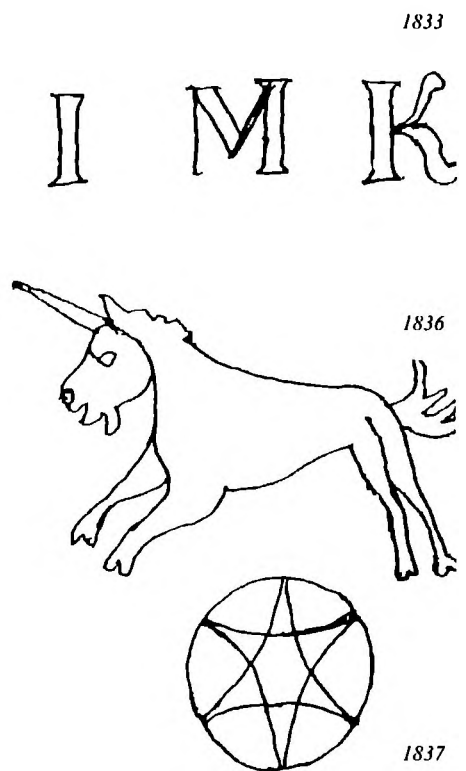
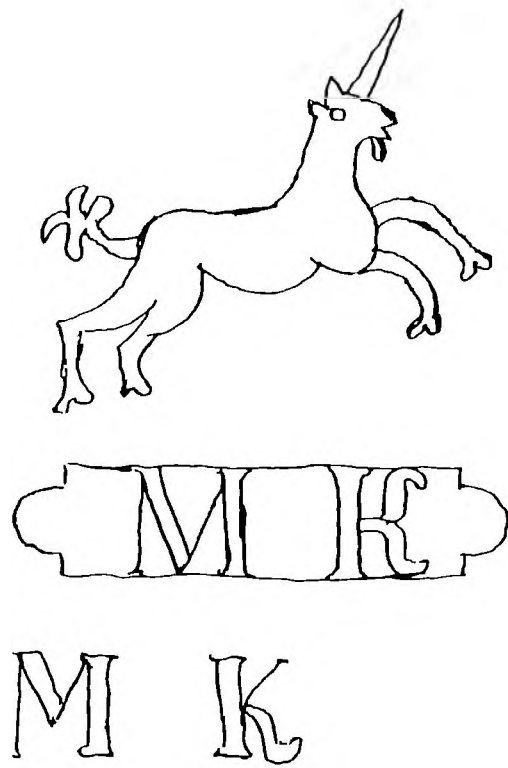
¹²⁰ Landsberger Geschichtsblätter 1938, 4f „Die Landsberger Papiermühlen“; in diesem Nachtrag zu Mitterwiesers Beitrag im gleichen Heft: „Die alten Papiermühlen bei Landsberg a.L.“ (a.a.O., 89-93) unterlaufen Winkelmayr allerdings Unrichtigkeiten: So zitiert er „Johann Ziserburger, Burger und Papyrer“ statt Johann Ziser, Burger und Papyrer; dann schreibt er, „die Karg“ ließen sich seit 1786 als Papierer in Landsberg finden. Doch erst 1799 übernahm Johann Michael Gottfried Karg die Papiermühle durch Heirat der Witwe seines Vorgängers Franz de Paula Stübler und behielt sie bis etwa 1857.

¹¹⁶ StadtA LL, RP 1780, fol.42

¹¹⁷ StadtA LL, RP 1781, fol.72

¹¹⁸ PfarrA Mariä Himmelfahrt LL, Rapular der Bruderschaft der ledigen Gesellen

¹¹⁹ StadtA LL, RP 1799, fol.57



Joseph Landerer (Februar 1799- November 1800). Johann Nepomuk Pantele (auch Bandele) ab März 1803, welcher im Januar 1804 durch nächtliches Böllerschießen einen Feindalarm der Landsberger Garnison auslöste. Franz Xaver Staulino, Papiererssohn aus Deggendorf, der am 19. Februar 1804 im Hause des Papiermeisters starb. 1805: Franz Xaver Sauter; Anton Ludwig von Januar bis August und Ulrich Gut von März bis Juli 1805. 1819 Ignaz Falzl. 1820 Xaver Lechner. 1823 Ignaz Hiepolz. August 1837 Michael Karg, der 1820 geborene Sohn des Papiermeisters, und Michael Schmid.

Der „Papierfabrikant“ Konrad Fischer und das Ende der Landsberger Papiermühle (1860-1875)

Die Stadt führte nach dem Abgang von Johann Michael Karg den Betrieb zunächst noch als Knochen- und Sägmühle weiter, bis sie ihn 1860 an den Zimmermeister Konrad Fischer verkaufte. Dieser gab den Kauf am 8. Februar 1860 im „Landsberger Wochenblatt“ bekannt und verlautete, er wolle nunmehr die Papiermühle unter zwei Berufen als Zimmerer und Papiermüller betreiben. Im Jahre 1871 sucht der „Papierfabrikant“ Konrad Fischer im Wochenblatt noch „männliche oder weibliche, wenn auch ältere Personen, die im Hadernsortieren ständige Beschäftigung finden können“.

Durch die Einführung von Papiermaschinen und die Erfindung des Holzschliffs¹²¹ war die handwerkliche Fertigung von Papier unrentabel geworden. Konrad Fischer stellte wohl den Betrieb bald von Papier- auf Sägmühle um. 1875 wurde das Anwesen geteilt und an zwei Besitzer verkauft, die eine Mahl- und eine Sägmühle betrieben. Heutzutage steht auf dem Gelände der oberen Mühle, des Hängehauses, die Pflugfabrik, an der Stelle der Stampfmühle erhebt sich Hubert von Herkomers Mutterturm¹²².

Anhang: Die Verbreitung des Landsberger Papiers

Hierzu ist der Beitrag von Alois Mitterwieser im Gutenberg-Jahrbuch 1933¹²³ die beste Quelle, da Mitterwieser die bayerischen Archive systematisch absuchte. Ich zitiere: „Landsberger Papiere hatten einen guten Ruf. Nach Westen und Süden zu war der Absatz wohl durch die Reichsstädte stark eingeschränkt, aber im Herzogtum Bayern hatten sie große Nachfrage zu bestreiten. In den beiden ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts bezogen Landshuter Kanzleien fleißig von Landsberger Papier; ...auch die fürstbischöfliche Kanzlei zu Freising... Auch Bände im Ordinariatsarchiv Eichstätt von 1601 und 1610 weisen das Landsberger Wasserzeichen auf... Im 16. und 17. Jahrhundert finde ich Landsberger Papier in Ingolstadt (Ratsbuch 1530), in den Gerichten Aibling, Rosenheim, [Markt] Schwaben, Wasserburg und Kling, ja sogar etwas in dem von Julbach und Braunau, natürlich auch in den näheren Gerichten Weilheim, Aichach und Schrobenhausen, auch bei den Regierungen Straubing, Landshut und Burghausen. Selbst in die Landeshauptstadt drang es ein... Auch bei Klöstern war es sehr beliebt; so finde ich es zu Oberaltaich, Metten, im Karmeliterkloster Straubing, zu Isen, Beyharting und Ebersberg, Rott [am Inn] und Attel, Au, Seon und Altenhohenau. Auch die Abtei Thierhaupten bezog ihr Papier von da, bevor sie selbst eine Papiermühle [1609] ins Leben rief. Das sogenannte Tagebuch der Äbtissin Magdal. Haidenbucher von Frauenchiemsee¹²⁴ (1609 f.) ist auf Landsberger Papier geschrieben.“ Zum Abschluss noch eine Feststellung des ehemaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Sigfrid Hofmann, dass die Schongauer Stadtschreiber „vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein auf Landsberger Papier geschrieben haben“¹²⁵

123 S. Anm. 4, S. 14 ff

124 Magdalena Haidenbucher ist übrigens die Tochter des herzoglichen Kastners für das Landgericht Landsberg, Reinhart Haidenbucher, Hofmarksherr zu Kaufering (vgl. Landsberger Geschichtsblätter, 27. Jahrgg. 1930, 9 ff.)

125 Landsberger Geschichtsblätter 1970/71, S. 49: „Schongau schrieb auf Landsberger Papier“.

121 Erfindung des Nassschliffs von Holz zur Papierherstellung durch Friedrich Gottlob Keller (1816-1895), 1867 Präsentation einer Holzschleiferei auf der Pariser Weltausstellung

122 Näheres in Band 4 Stadt Landsberg am Lech, (Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer), wie Anm. 1, S. 244

Die Wandmalerei in der Taufkapelle der Pfarrkirche St. Georg in Pürgen

von Heide Weißhaar-Kiem

Im Jahr 1899 wurden in der Pfarrkirche von Pürgen im Erdgeschoss des Turmes Fresken aufgedeckt und nach eingehender Konservierung/Renovierung 1906 der Öffentlichkeit übergeben. Es sei erlaubt, im Abstand von einhundert Jahren an diesen großen Schatz der frühen Wandmalerei im Landkreis zu erinnern.

1. Zur Ortsgeschichte und zu der Ortsherrschaft¹

Die Chroniken des Klosters Benediktbeuren wissen zu berichten, dass der Ort Pürgen zum Besitz des in der Mitte des 10. Jh untergegangenen Klosters Sandau gehörte. Pürgen bestand jedoch weiter und bereits im 12. Jh wird der erste Pfarrer Konrad Pozzo (1220/43) genannt. Die Ortsherren jener Zeit sind die Pftetter, die auf dem Landsberger Schlossberg seit dem 12. Jh ihr festes Haus und in der Gegend großen Besitz zu Lehen hatten. Das Wort „Pfette“ bedeutet bis heute „Querbalken“ im Dachwerk. Das Familien-Wappen ist ‚in Silber ein auf schwarzem Balken nach heraldisch rechts oder links schreitender Löwe‘. Die Helmzier wiederholt das Wappentier zwischen Büffelhörnern.

1353 hat Marquard II von Pftetten das Gut Pürgen von seinem Vetter Hilteprant gekauft. Der letzte aus diesem ältesten Zweig der Familie ist Ulrich V. von Pftetten, auch der Rauhe genannt. Er galt als streitbar und fromm, und es ist sicher, dass er nicht verheiratet war. Weiter ist von ihm bekannt, dass er 1368 in Augsburger Stadthandel verstrickt war und 1370 die Lehenschaft eines Zehnts zu Pürgen an das Kloster Polling vererbte. 1380 überließ er den bayerischen Herzögen sein Haus in der Veste zu Landsberg gegen lebenslängliche Nutzung u.a. der Burg Rauhenlechsberg. Gegen Ende seines Lebens, 1405, stiftete er eine ewige Seelenmesse an das Kloster Wessobrunn, ebenfalls aus Pürgener Besitz. In Wessobrunn befand sich auch die Begräbnisstätte der Pftetter. 1408 ist Ulrich der Pftetter verstorben. Der Ort Pürgen als Hofmark blieb bis 1525 beim Augsburger Zweig der Familie, ging dann an die verwandte Familie der Höhenkirchner und wechselte den Ortsherren danach häufig auf dem Erbweg oder durch Verkauf.

Bei Michael Wening in seiner Landesbeschreibung (um 1700) wird das Schloss zu Pürgen zwar nicht abgebildet, jedoch erwähnt: *Ein uraltes, baufälliges, jedoch mit einem Wassergraben umgebenes Gebäu.* Im 18. Jh. war das Gebäude dann nochmals weitgehend neu errichtet worden und umfasste 11 Zimmer und einen Saal; nach 1833 wurde es bedauerlicherweise abgetragen – nur der Stall blieb erhalten.²

2. Zur Geschichte des Kirchenbauwerkes³

Der älteste Bauteil der heutigen Kirche ist der Turm, der in das 14. Jh zu datieren ist. Sein Untergeschoß über rechteckigem Grundriss war der Altarraum der frühen Pürgener Kirche, ihr Kirchenschiff erstreckte sich nach Westen in

unbekannter Länge in den Bereichen des Friedhofs sowie des Nordteils des heutigen Kirchenschiffs. Solche Chorturmanlagen sind in unserer Gegend verhältnismäßig selten erhalten, zu nennen sind die Kirchen von Petzenhausen und Oberbergen, ehem. Chortürme stehen in Epfenhausen und Reichling. Der Pürgener Turm hat einen fünfgeschossigen Aufbau, ist durch Rundbogenfriese gegliedert und mit einem Satteldach bedeckt.

Ulrich der Pftetter ließ den Chor der Pürgener Kirche in den Jahren 1370/80 ausmalen. Jedoch gut hundert Jahre, als in der späten Gotik eine neue Bauwelle durch das Land ging, genügte auch in Pürgen der Kirchenbau nicht mehr den Ansprüchen: man baute neu – dergestalt, dass man den Chorturm erhielt und das Langhaus abbrach. Unmittelbar neben dem Turm in südlicher Richtung erbaute man den neuen Chor, daran anschließend das breitere Langhaus. Den Grundstein dazu legte im Jahr 1500 Abt Heinrich V. von Wessobrunn. Die nördliche Chorschulter des neuen Kirchensaales befindet sich da, wo zuvor der Chorbogen der alten Kirche war. Der alte Chor wurde zum Nebenraum, von dem aus der Turm zugänglich war.

3. Die Wandmalerei

Der Raum

Das über rechteckigem Grundriss errichtete Turmerdgeschoß weist in der Ostwand ein im spitzen Bogen schließendes Fenster auf. Das Gewölbe ist im Kreuzgrat ausgebildet, die Rippenkanten sind abgeschrägt, die Schluss-Steine scheibenförmig. Ursprünglich war der Raum nach Westen geöffnet zum - heute abgegangenen - Kirchenschiff hin. Drei der vier Wände sind bemalt, in die westliche Wand sind seit dem Jahr 1908 Grabmäler von Angehörigen der Ortsherrschaften versetzt.

Die Wandmalerei

Die Malerei auf der Ostwand mit dem Fenster, vor dem sich einst der Altar befand, wird durch ein waagrechtes Ornamentband horizontal gegliedert und von einem geschwungenen Bogen gefasst. Über dem Fenster wird auf einem Kreuzberg stehend die zarte Figur des gekreuzigten Erlösers gezeigt, aus dessen Brustwunde der Blutstrom in einen Kelch fließt. Zu Seiten stehen die dominierenden Figuren der Trauernden, Maria und Johannes. Eingebunden in das Geschehen sind in den seitlichen Zwickeln ein kniendes, anbetendes Paar. Im unteren Register findet sich links in großem Format der kniende Stifter in ritterlichem Gewand, ausgewiesen durch das Pftetten-Wappen, ihm gegenüber in gleicher Größe die hll. Jungfrauen Katharina und Dorothea. So kommt der Ostwand des ehem. Chores der Kirche eine doppelte Funktion zu: die Heilsgeschichte wird hier ebenso verkündet wie das Gedächtnis der Pftettenfamilie in der 2. Hfte des 14. Jh in der Form eines Epitaphs durch Einbeziehung der Gestalten der Eltern des Stifters in die Golgotha-Szene und die Selbstdarstellung Ulrich des Pfteters, der sich sehr deutlich mit seinem Wappen ausweist.

Die Bilderwelt setzt sich fort im östlichen Zwickel des Gewölbes, wo der Pantokrator auf dem Himmelsbogen erscheint. - Die übrigen drei Zwickel sind den symbolischen Darstellungen der vier Evangelisten vorbehalten, wobei der westliche Zwickel Matthäus und Johannes birgt, die nördlichen und südlichen Markus und Lukas.

Die Malerei auf der Südwand – ebenfalls durch ein Ornamentband in zwei Register geteilt – ist nicht mehr vollstän-

¹ S. dazu: 1250 Jahre Pürgen und Ummendorf. Texte und Bilder zur Ortsgeschichte; 740-1990. Hrsg. von Anton Huber. Pürgen 1990. [zit: 1250 Jahre Pürgen]. Darin besonders die Aufsätze von Wilhelm Neu, Konrad Kormann, Jakob Senger, Anderl Haugg.

² von Pftetten-Straße 36: Ehem. Bauernhaus mit geschlepptem Steilsatteldach, im Kern 1. Hfte 18. Jh. – In die Denkmalliste eingetragen.

³ Neu, Wilhelm: Die Pfarrkirche St. Georg, In: 1250 Jahre Pürgen, S. 37-43. – Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern. 1,1, München 1895, S. 539-541. – München und Oberbayern. Darmstadt 1990, (Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler) S. 991.

dig erhalten. Die obere Zeile zeigt die Heiligen Petrus, Stephanus und Antonius den Einsiedler, die untere ist durch den Ausbruch der Türe und der Mauernische (die noch im 20. Jh den Beichtstuhl barg) stark gestört, die vorhandenen Reste lassen an eine Anbetung der Hl. Drei Könige denken.

Die gesamte Nordwand ist als einzige großflächig mit einer monumentalen, temperamentvoll vorgetragenen Szene bemalt: sie ist dem Kirchenpatron und Patron der Ritter gewidmet, dem Hl. Georg. Er machte es sich als Tribun des römischen Heeres zur Aufgabe, eine kappadokische Prinzessin aus der Gewalt eines Drachens, dem sie geopfert werden sollte, zu befreien. Der Heilige ist in ritterlicher Tracht, mit Wespentaille und schmalem Beinkleid auf einem gefleckten, springenden Pferd reitend gegeben, in der Linken den Schild, mit der Rechten stößt er die lange Lanze dem Ungetüm so gewaltig in den Rachen, dass die Lanzen spitze an dessen Kopfende wieder heraustritt. Der Körper des mächtigen Drachens ist durch Schuppen gegliedert, das Ende seines Schwanzes schlingt sich um den Hinterlauf des Pferdes. In der Ferne kniet auf einem Felsen die bedrohte Prinzessin, deren Haupt mit einer mächtigen Krone geschmückt ist.

Das Bildprogramm des ehem. Chores entspricht in allen Einzelheiten den Gepflogenheiten der Gestaltung von Chorräumen im 14./15. Jh. Dargestellt ist die Heilsgeschichte durch den Tod Jesu, sein Wiederkommen als ‚Salvator mundi‘ und Richter; das Programm verweist darüber hinaus auf die vier Verfasser der Evangelien, den Kirchenpatron und weitere, in jener Zeit besonders verehrte Heilige: Petrus, als den Apostelfürsten, Stephanus als den ersten Martyrer und Antonius Eremita, der gerade am Ende des 14. Jh als Patron des Ritterstandes verehrt wurde. Die erstaunlich gute Qualität, vor allem des Georgs-Freskos, machen die Pürgener Kapelle zu einem hervorragenden Kunstschatz im Landkreis.

Maltechnik

Die Pürgener Wandmalerei ist eine Kalkmalerei in Secco-Technik. Es werden nur wenige Farbtöne verwendet, als Farben sind zu nennen: Siena, Umbra, Ocker (als Erdfarben); weiter Azurit, Caput mortuum und Kalkweiß. Die Bescheidung auf wenige Farbtöne hat den Effekt, dass der Raum trotz der reichen figürlichen Bemalung Ruhe und Geborgenheit ausstrahlt. Die Malerei ist äußerst sorgsam konserviert / renoviert, Fehlstellen sind geschlossen, die ornamentalen Bereiche konsequent eingestimmt und ergänzt. Man hat jedoch vor allem im Figürlichen auf Ergänzungen und Übermalungen weitgehend verzichtet. Die einstige Durchbruchstelle an der Decke ist wieder geschlossen und ergänzt.

Datierung, Stil und Einordnung

Das Entstehungsdatum der Wandmalerei ist eng mit der Biographie Ulrich des Pfettners verbunden und zwischen 1370 und 1380 anzusetzen. Stilistisch ist die Malerei gekennzeichnet bei den Figuren durch lange Körper mit Wespentailen, spitze Schuhe, Lockenpracht und höfische Tracht. Das strenge, großflächige Ornament hebt die Architekturteile begleitend hervor, die großen Flächen, die den figuralen Szenen vorbehalten sind, sind durch eingestreutes Blüten- oder Sternen-Ornament gegliedert. Die Sockelzone ist durch die durchgehend aufgemalten Draperien ruhig gehalten.

In der Geschichte der Kunst ist die zweite Hälfte des 14. Jh. geprägt durch die Kunst am Hofe Kaiser Karl IV. in Prag. Dort wurden Einflüsse aus verschiedenen Kunstregionen Europas verschmolzen und dann in die angrenzenden Gebiete weitergegeben. In vereinfachter Form nimmt die Pürgener Wandmalerei diese Anregungen auf und bezeugt mit ihrer Formensprache die ritterliche Kultur der karolinischen Epoche unserer Region.

Fresken aus der 2. Hälfte des 14. Jh haben sich in Altbayern nur sehr selten erhalten. Finden sie sich in Alträumen,

so sind die Bildthemen der Pantokrator, begleitet von den Evangelisten sowie der Kirchenpatron. Die figuralen Darstellungen finden sich auf Hintergründen, die durch Blumen oder Sterne ornamental gegliedert sind.⁴ Dieses Ergebnis einer ausgreifenden Untersuchung zur altbayerischen Wandmalerei wird durch den außerordentlich gut erhaltenen Bestand der Malerei in St. Georg in Pürgen bestätigt.

Aufdeckung und Konservierung⁵

Zunächst wurde Pfarrer Ludwig Gebhart auf die Malerei an der Ostwand des Turmuntergeschosses aufmerksam und teilte dies am 11. Juni 1899 dem Kgl. Bezirksamt Landsberg mit. Weiter vermittelte Joseph Johann Schober, Stadtarchivar und Herausgeber der Landsberger Geschichtsblätter, so dass bereits im Juli Prof. Georg Hager Besuch machen konnte und dabei die überregionale Bedeutung der Bilder erkannte sowie deren weitere Freilegung befürwortete. Auch gelang es, die Familie von Pfetten zu interessieren, da bereits in diesem frühen Zustand der Freilegung das Pfetten-Wappen zu erkennen war. Im Oktober des gleichen Jahres waren die Freilegungsarbeiten dann bereits so weit fortgeschritten, dass größere Teile des ikonographischen Programms von Konservator Hans Haggemiller vom Generalkonservatorium beschrieben werden konnten. Für die Datierung schlug er die Jahre 1350-1380 vor, als Maltechnik die „Öltemperamalerei“. Wesentlich für den Erhalt und die Pflege der Malerei ist sein befürwortendes Gutachten für vollständige Freilegung und Konservierung der Arbeiten sowie die Anregung, den Treppenzugang zum Turm an die Außenseite zu verlegen sowie die Ausbrüche am Gewölbe für den bisherigen Turmzugang fachgerecht wieder zu schließen. Sein Konservierungsprogramm war sorgfältig und verhalten; er empfahl das Reinigen, Festigen und sparsames Ergänzen; am figürlichen Teil der Malerei hielt er Ergänzungen nicht für erforderlich. In den Jahren 1900-1902 standen die Probleme der Finanzierung der anstehenden Arbeiten im Vordergrund, es entstand jedoch auch der Plan – nicht zuletzt durch Anregung und finanzielle Mitwirkung der Gesamtfamilie von Pfetten – den Raum in eine Kapelle umzuwandeln. Dazu musste ein Altar gestaltet, Bodenbelag und Fensterverglasung erneuert und vor allem der Turmzugang ins Äußere verlegt werden, was im Jahr 1903 zur vollen allseitigen Zufriedenheit geschah. Erst nach Abschluss dieser Arbeiten konnte an die Gesamtfreilegung der Malerei gegangen werden. Dabei kam vor allem das Georgs-Bild an der Nordwand vollständig zum Vorschein, dessen besondere Qualität erkannt wurde. 1905 schließlich war es dem Pfarrherrn möglich, Professor K. Wahler um die Konservierung der Malerei zu bitten. Unter

Mitarbeit von Restaurator Haggemiller wurden die Arbeiten im August mit großer Sorgfalt ausgeführt; 1906 war das gesamte Vorhaben abgeschlossen und es konnte die erste Messe gefeiert werden. Die Kosten der Arbeiten wurden sowohl von der Kirchengemeinde, von der Gesamtfamilie von Pfetten und dem bayerischen Staat getragen; eine Tafel an der Westwand der Kapelle erinnert an die fruchtbare Zusammenarbeit.



Wappen der Pfetten

- 4 Bibra, Marina von: Wandmalereien in Oberbayern. 1320-1570. München 1970. Phil. Diss. S. 26 f., S. 140 f.
- 5 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Archiv: Ortsakten Pürgen 1898-1906. – Schober, Johann Joseph: Pürgen und sein Freskenschatz. In: Landsberger Geschichtsblätter für Stadt und Bezirk. 1908, Nr. 9-10.



Die Marienkapelle über dem Hauptportal der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt

Neue Erkenntnisse während der Bauarbeiten im Jahr 2005

von Franz Bernhard Weißhaar und Heide Weißhaar-Kiem

Im Zuge der Sicherungs- und Sanierungsarbeiten an der Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Landsberg wird der Dachstuhl der über dem südwestlichen Portal der Kirche gelegenen Marienkapelle saniert und die Eindeckung erneuert. Durch die Aufstellung eines Außengerüsts wurde es wieder leichter möglich, den Dachbereich zu betreten, der seit der Entfernung der oberen Empore der Kirche nur beschwerlich und unter Gefahren erreichbar war. Dabei konnten mehrere neue Erkenntnisse gewonnen werden, welche die Ergebnisse der Baugeschichtsforschung im Inventar¹ ergänzen.

Fenster

Über dem Hauptportal befand sich ein Fenster mit den Maßen, bis zum Scheitel 5,50 m hoch und 3,20 m breit. Es weist die gleiche Dimension und Form auf wie die Fenster der südlichen Hochwand². Die Bauarbeiten am heutigen Kirchengebäude haben im 15. Jh an der Westmauer und der Südflanke des Langhauses, dem Seitenschiff sowie den Kapellen bzw. dem Eingang begonnen. Dies bezeugen sowohl die Zeichen des zu jenem Zeitpunkt im Gesellenrang arbeitenden Valentin Kindlin im Steinmetzwerk des Südwestportals, spätestens aus dem Jahr 1463. Eine Bestätigung findet dies durch die stilistische Zuweisung der bildhauerischen Arbeiten in die Zeit um 1460 und an den Urheber und seine Schule, den Ulmer Münsterbaumeister Matthäus von Ensingen, dessen Geselle Kindlin war.³ Eine seit der Abfassung des Inventars aufgedeckte Jahrzahl „1466“ in der Margaretenkapelle, der zweiten östlichen Einsatzkapelle am südlichen Seitenschiff, bezeugt erneut die frühe Bauphase für diesen Gebäudebereich.

Das Fenster im Dachbodenbereich über der Marienkapelle wurde zu einem bislang noch unbekanntem Zeitpunkt vermauert und mit einer Türe versehen, welche die Zugänglichkeit vom Mittelschiff der Kirche aus ermöglichte.

Architekturmalereien

Auf der Südwand der Kirche im Bereich des Dachstuhls über der Marienkapelle, befindet sich eine bisher nicht beachtete Wandmalerei: Als Architekturmalerei sind sichtbar zwei Figurenkonsolen, die eindrucksvoll plastisch in Grau-Tönen gemalt, blütenkelchförmig aufsteigen und von Wulstleiste, doppelter Kehle und Plinte bedeckt sind, ausgeführt in Fresco, auf dünnem Intonaco mit eingeritzten Konturen. Auf der linken Konsole aufsteigend kann nach oben weiterführende Architekturmalerei erkannt werden, die jedoch teils abgeschabt, teils verwischt erscheint. Über dieser hinwiederum ist eine in Röhrenfalten hängende ziegelrote Draperie gemalt, die sich leider hinter dem Dachsparren verliert. Ob es dazu über der rechten Konsole ein Pendant gibt, ist nicht eruierbar, da die Vertikalachse des Dachstuhls der Marienkapelle gegenüber der Achse der alten Fensterlaibung nach Westen verschoben ist und der östliche Dachsparren die Konsole und die Wandfläche darüber weitgehend überdeckt.

Wasserschlag

Im Bereich über dem Gewölbe der Kapelle, jedoch unterhalb der Zerrbalken des Kapellendachstuhls, befindet sich an der Kirchenhochwand ein Gesimsvorsprung, der zum System der originalen Wandvorlagen und Wasserschläge gehört. Durch die Erhöhung der Pultdächer der Seitenschiffe im Jahr 1825⁴ sind die untersten Wasserschläge der Südwand heute zwar noch sichtbar, werden jedoch als horizontales Gliederungselement der Hochschiffaußenwände nicht mehr wahrgenommen.

Ziegelmaße

Vergleicht man die Ziegelmaße des Hauptschiffs des Ensingenbaues mit den Maßen der bei den Baumaßnahmen an der Marienkapelle verwendeten Backsteine ergibt sich folgendes Bild:

(jeweils in cm)	Länge	Breite	Stärke
Ensingenbau	38,5	13,5	8
Bogenfenster-Vermauerung	31,5	13,5	7,5
Marienkapelle Südwand	37,5	16	7,5

Die erheblich abweichenden Maße bei der Fenster-Vermauerung lassen mit Sicherheit auf eine spätere Maßnahme schließen. Die Maße der Ziegel der Marienkapelle-Südwand weichen jedoch nicht gravierend von jenen des Ensingenbaues ab.

Weitere Quellen

Schriftliche Nachrichten zu diesem Raum über dem Hauptportal, der zunächst als Bibliothek, als ‚Liberey‘, genutzt wurde, liegen – mit Vorbehalt – erst aus dem letzten Drittel des 16. Jh vor.⁵ Ganz sicher beziehen sich erst Informationen aus dem Jahr 1602 auf den damals schon als Bibliothek genutzten Raum.⁶ Bereits zwei Jahre später wurden die Bücherbestände allerdings ausgelagert und vom Rat der Stadt der soeben hergerichtete Raum der im gleichen Jahr gegründeten Bruderschaft ‚De Assumptione Beatae Virginis Mariae‘ (Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft) als Versammlungsraum zur Verfügung gestellt. Die ausdrücklich auf die Bruderschaft bezogenen figürlichen Wandmalereien im Kapelleninnenraum, die heute wieder sichtbar sind, entstanden weitgehend in den Jahren 1604-1605, gemalt zum großen Teil von David Steber. Der beschwerliche Zugang über die Treppenspindele der Westgiebelwand bewirkte jedoch, dass man sich bald um einen anderen Versammlungsraum bemühte und der neu gestaltete Raum, der den Namen ‚Marienkapelle‘ beibehielt, bereits 1611 wieder verlassen wurde.⁷

Bildliche Quellen liegen aus der Frühzeit der Mariae-Himmelfahrts-Kirche nur spärlich vor. Der Hauptzeuge ist die Wandmalerei von Hans Thonauer im Antiquarium der Münchner Residenz von 1585. Hier ist die Südwand der

1 Dietrich, Dagmar und Heide Weißhaar-Kiem: Landsberg am Lech. 2. München 1997. (Kunstdenkmäler von Bayern. N.F.3.) Im Folgenden zitiert: ‚Inventar. 2.‘ Zu den Portalvorhallen und den Portalen S. 55-61.

2 vgl. dazu die Fensteraufmaße 1:100 in: Inventar. 2, S. 55.

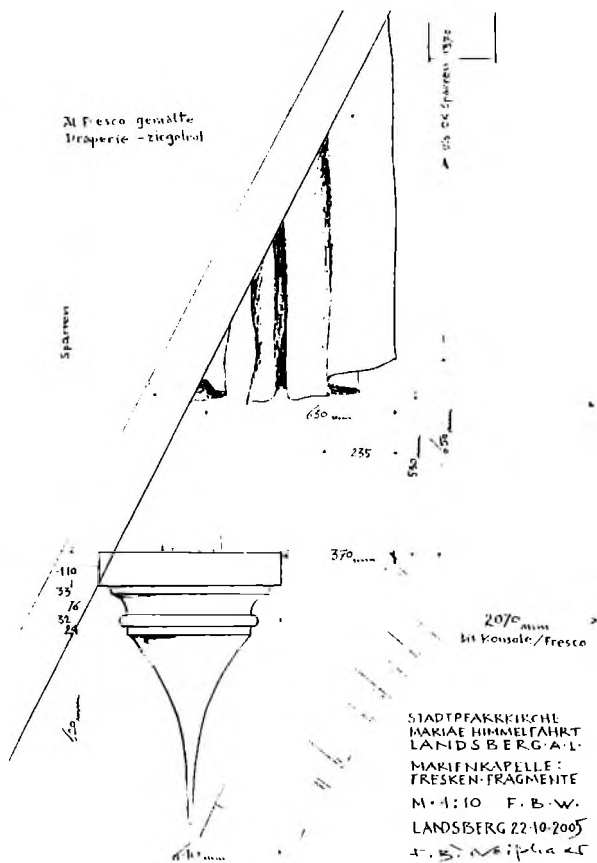
3 Inventar. 2, S. 20.

4 Inventar s. S. 42: „Unter Leitung von Maurermeister Josef Köpfler und Zimmerermeister Konrad Fischer mussten über beiden Seitenschiffen neue Dachwerke aufgeschlagen werden; auch wurden die Dächer umgedeckt.“

5 Inventar, 2, S. 242.

6 Inventar, 2, S. 243.

7 Inventar, 2, S. 244. und Weißhaar-Kiem, Heide: Die Marienkapelle in der Stadtpfarrkirche, In: Landsberger Geschichtsblätter. 93./94. (1994/95), S. 27-37.



Stadtpfarrkirche ohne den Aufbau über dem Hauptportal gezeigt, im Gegensatz zu den Abbildungen im Altargemälde der Hl. Geist-Spitalskirche von 1628 und in der Stadtansicht von Michael Wening, um 1700, wo das Giebdach der Marienkapelle deutlich erkennbar ist.⁸

Fazit

Aus diesen Beobachtungen und Recherchen ist zu schließen, dass der Ausbau des Bereichs über dem Hauptportal als nutzbaren Raum nicht im Zuge der Fertigstellung des Hauptportals und der südlichen Seitenkapellen erfolgte. Die originale Situierung der auf der Südwand der Marienkapelle angebrachten Steintafel mit dem Datum der Grundsteinlegung „a[nn]o. 1458. a[m] montag.nach.invocavit“ [= Im Jahr 1458 am Montag nach Invocavit = 20. Februar 1458], die bisher zur Legitimierung der Bauzeit auch der Marienkapelle gedient hat, muss demnach in Frage gestellt werden. Es kann sich hier auch um eine Zweitplatzierung der ehrwürdigen Tafel aus der Südwand unmittelbar über der

Portalzone handeln, da sie durch den später errichteten Aufbau nicht mehr sichtbar gewesen wäre und deshalb einen neuen, repräsentativen Ort erhalten musste.

Wenn auch die bildliche Quelle nur mit gebotener Vorsicht zu verwenden ist⁹, so sprechen doch die oben aufgezeigten Baubefunde dafür, dass die Erbauungszeit der Marienkapelle später als bisher angenommen, nämlich spätestens in der 2. Hälfte des 16. Jh. anzusetzen ist. Die Bauforschung an diesem Gebäudeteil ist jedoch noch nicht abgeschlossen und wird vom Architekten, der die Baumaßnahmen der Jahre 2005-06 an der Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt betreut, Dipl.-Ing. Arch. Christoph Maas und seinen Mitarbeitern ebenso wie von den Mitarbeitern der Zimmererfirma Loy, Eresing, weiter gefördert. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

⁸ Inventar, s. S. 37.

⁹ Die Ortsveduten von Hans Thonauer im Antiquarium zeichnen sich i.d.R. jedoch durch ihren Verismus aus.

Die Maler Josef Frey und Karl Frey

Von Alois Epple und Hermann Wiedmann

Im 19. Jahrhundert war die Konjunktur für Maler auf dem Lande eher bescheiden. Nach der Säkularisation fielen die meisten Klöster als Auftraggeber aus. Der Dorfpfarrer und seine Gemeindemitglieder erfreuten sich, trotz geänderten Kunstgeschmacks des städtischen Bürgertums, immer noch an ihren barock ausgestatteten Kirchen und hielten deshalb eine Änderung der Kirchenausstattung im Nazarenerstil nur für teuer und überflüssig. Bestenfalls kam es vor, dass man

einen schon wurmstichigen Altar erneuern und fassen ließ. Die wenigen wohlhabenden Handwerker und reichen Gutsbesitzer leisteten sich selten ein Portrait, eine „Landschaft“ oder ein kleines Andachtsbild. Die kleinen Bauern hielten ein gemaltes Bild für einen teuren Luxus. Ab und zu ließen sie eine Truhe oder einen Schrank anmalen. So war auch die Situation am Lechrain für den Maler Josef Frey und seinem Neffen Karl.



Josef Frey (1808-1872)

*oben: St. Andreas in Heinrichshofen, Magnuskapelle in Hattenhofen,
unten: Aus der Sebastianskapelle in Zell bei Dünzelbach*





Karl Frey (1836 - 1900)

*oben: Selbstportrait und Portrait der Ehefrau, Eltern und Tochter des Künstlers,
unten: Motiv „Wanderer“ und Jagdbild*



Joseph Frey

Joseph Frey wurde am 21. August 1808 als jüngstes Kind des Baders Alois Frey (1764 – 1834) und seiner Frau Theresia (1766 – 1822) in Prittriching geboren¹. 1831 heiratete er nach Schmiechen die Witwe Elisabeth Schöpf. Diese hatte eine Sölde mit guten 5 Tagwerk Grund². Bei einer Landwirtschaft dieser Größe war ein Zuerwerb notwendig und so übte Joseph Frey auch noch das Malerhandwerk aus. Als er 1843 Witwer wurde, vermählte er sich noch im gleichen Jahr mit Katharina Thurnberger aus Schwabmünchen. Am 2. April 1872 starb Joseph Frey.

Joseph Frey war in erster Linie Fassmaler. Er dürfte bei Bauern Schränke und Truhen angemalt, aber auch in Kirchen Altäre marmoriert haben. So fasste er 1832 wahrscheinlich die Altäre in der Magnuskapelle in Hattenhofen bei Egling an der Paar³ und 1837 den neuen Hochaltar in der Filialkirche St. Andreas in Heinrichshofen⁴. Der Barockaltar in der Petruskapelle in Unfriedshausen bei Walleshausen trägt rückseitig neben anderen auch die Signatur *Frey Joseph 18?9*. In den Kirchenrechnungen der Filialkirche St. Alexander in Unterbergen steht 1850: *Im Sommer dieses Jahres wurde an der Filialkirche U/bergen eine Reparatur vorgenommen. Die Altäre fasste neu der hiesige Fassmaler Frei um die Summen von 110 fl⁵*. Er dürfte auch den Altar in der Vierzehn-Nothelfer-Kapelle in Apfeltrach bei Mindelheim gefasst haben⁶. Das barocke Altarbild⁷ aus dieser Kapelle ist rechts unten bezeichnet mit *J.Frey...183...* (z.T. durch Rahmen verdeckt)⁸. Dies dürfte sich auf eine Renovierung des Bildes beziehen. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den erwähnten Fassungen zeigt der Hochaltar in der Pfarrkirche St. Michael in Mering⁹. Ein zusammenfassender Blick auf diese Fassungen ergibt, dass Joseph Frey bei Renovierungen die weiß-rötlich-gelbe, feingeaderte Barockmarmorierung durch ein gedämpftes, dunkles Nazarenermarmorimitat ersetzte. Auch bei Neufassungen werden dumpfrote Felder von blau-grauen Rahmen umgeben. Bei Freys Fassungen hat man den Eindruck, dass es sich eher um geschliffenes Konglomerat mit großen Gerölleinschlüssen, breit fließenden Steinbahnen und alle Schichten durchziehenden weißen Äderungen handelt als Marmorimitat.

Das einzige bedeutende, größere und bekannte Bild, welches Joseph Frey malte, ist das Hochaltarbild in der Magnuskapelle in Hattenhofen¹⁰. Es ist signiert und datiert: *Joseph Frey pinxit 1832*. Auch die Abbildung des Ettaler Gnadenbildes in der Predella dürfte von ihm sein. Das Hochaltarbild zeigt den Hl. Magnus mit Abtstab und Kreuz, wie er bei Roßhaupten den Drachen niederhält. Das Zweifigurenstück ist schlicht komponiert. Ruhig streckt der heilige Abt dem blitzespeienden Drachen ein Kreuz entgegen. Es findet kein barock inszenierter Kampf statt, sondern eine gelassene Auseinandersetzung, deren Ausgang schon feststeht. Dieses Bild

zeigt gute Nazarenermalerei. Das Bild eines anderen Nazareners dürfte als Vorbild gedient haben.

In der Sebastianskapelle in Zell bei Dünzelbach befindet sich eine beidseitig mit Öl bemalte Holztafel. Die eine Seite zeigt eine „Verkündigung“, die andere eine „Pieta“. Hier findet sich auch die Signatur: *Gemalt von Joseph Frey von Schmiechen 1858*. Die Maserung des Holzfußbodens in Mariens Kammer macht deutlich, dass Joseph Frey doch eher Fass- als Bildermaler war, dass er häufiger Bauernschränke als Leinwände bemalte. Dieses Bild muss man als gute „Bauernmalerei“ einstufen.

Schließlich ist noch eine aquarellierte Zeichnung bekannt, die beschriftet ist mit *Ansicht der Kirche u. des Friedhofes zu Schmiechen – von östlicher gegen der westlichen Seite – J. Frey fec.* Sie müsste um 1835 angefertigt worden sein¹¹. Der Kirchplatz wird hier zwar genau, jedoch ohne Kenntnis perspektivischen Zeichnens wiedergegeben.

Kurz zusammengefasst läßt sich über Joseph Frey sagen: Er war ein Landwirt, der als Zuerwerb die Fassmalerei betrieb. Als „Kunstmaler“ hing die Qualität seiner Bilder wohl auch von der Güte der Vorlagen ab.

Karl Frey

Karl Frey wurde am 19. Mai 1836 in Egling an der Paar geboren. Seine Eltern waren der „approbierte Chirurg und Geburtshelfer“ Johann Georg Frey (1800 - 1875), Sohn des Prittrichinger Baders, seit 1830 in Egling an der Paar im Haus mit der Nummer 59 wohnend¹², und seine Frau Katharina, geb. Thoma (1803 - 1889), aus Aichach. Der oben erwähnte Joseph Frey, Fassmaler in Schmiechen, war sein Onkel. Karl könnte bei ihm in die Lehre gegangen sein. Seine Altar-„Marmorierungen“ lassen dies vermuten. Am 1. Mai 1858, also mit 21 Jahren, wurde Karl Frey zunächst Zögling in der Antikenklasse¹³ an der Königlich Bayerischen Akademie der Bildenden Künste in München. Drei Jahre später, am 18. März 1861, unterschrieb der Akademiendirektor Wilhelm von Kaulbach (1804 – 1874) die Immatrikulationsurkunde Freys „im Fache der Zeichnungskunst“. Sein ältester Bruder August (+ 1893) wurde Bäcker in Stoffen, sein zweitältester Joseph (1835 – 1880) Spielkartenfabrikant in München. Seine jüngere Schwester Rosa (1838 – 1897) heiratete den Eglinger Gastwirt Johann Baptist Grad (1821 - 1887). So konnte Karl die väterliche Sölde in Egling, Hausnummer 59, übernehmen. Ein Jahr nach dem Tode seines Vaters heiratete der schon 40jährige akademische Kunstmaler und Nebenerwerbslandwirt mit etwas über 8 ha Grund die Revierförstertochter Therese Grasmann (1849 - 1891) aus Dünzelbach. Sie brachte ihm drei Töchter zur Welt: Maria (1877 – 1926), Rosa (1879 – 1948) und Mathilde (1881 – 1940). 1899 wurde Karl Frey noch königlicher Postagent in der königlichen Postagentur in Egling an der Paar. In diesem Jahr verkaufte Karl Frey den größten Teil seiner Wiesen, Äcker und Wälder an Eglinger Bauern für 19294 Mark. Ein Jahr darauf, am 5. August 1900, starb er und hinterließ seinen Töchtern nicht nur Familienportraits und weitere Bilder, sondern auch den stattlichen Geldbetrag von insgesamt 17718 Mark.

Karl Frey war als akademischer Kunstmaler in erster Linie Porträtmaler. Wie die Beispiele Hubert von Herkomer (1849 – 1914) oder Franz von Lenbach (1836 – 1904) zeigen, waren gute Porträtmaler gefragt, gut bezahlt und gesellschaftlich geachtet bzw. geadelt. Auch die meisten „Nazarener“ waren recht ordentliche Porträtisten¹⁴. Nach den uns

11 Abgebildet ist diese Zeichnung in Raab, wie Anm. 2, Bd. I S. 291.

12 Müller-Hahl, Bernhard (Hg.): Ortsgeschichte von Egling und Heinrichshofen, Landsberg a.L. 1954

13 In der Antikenklasse wurden Zeichnungen von Gipsabgüssen einzelner Körperteile antiker Statuen angefertigt.

1 Frdl. Mitt. Frau Brigitte Heigl, Gemeindearchiv Prittriching.

2 Raab, Hubert und Raab, Gabriele: Chronik von Schmiechen und Unterbergen, Schmiechen 1988, Bd. II, S. 450

3 Heute tragen wohl nur noch die Säulen am Hochaltar und die Antependien der Seitenaltäre seine Fassung.

4 Fried, Pankraz und Neu, Wilhelm: Pfarrei Egling a.d. Paar - Ein Führer durch ihre Kirche und Kapellen, Ottobeuren 1992, S. 57

5 Zit. nach Raab, wie Anm. 2, Bd. I, S. 309

6 Die Mensa des Altars befindet sich heute noch in der Nothelferkapelle, der Altaraufbau wurde mit dem Bild in die Leonhardkapelle von Apfeltrach gebracht.

7 Heute hängt dieses Bild über dem Eingang der Leonhardkapelle in Apfeltrach.

8 Habel, Heinrich: Kurzinventar des Landkreises Mindelheim, München 1971, S. 45

9 Frdl. Hinweis von Hans Pfister, Heinrichshofen.

10 Heimatbuch f. d. Landkreis Landsberg a. L., 2. Aufl., Landsberg 1982, S. 429; Fried, Pankraz und Neu, Wilhelm: Pfarrei Egling a.d. Paar, Ein Führer durch ihre Kirche und Kapellen, Ottobeuren, 1992, S. 44

bekanntem Porträts¹⁵ malte Karl Frey solche Bilder sehr glatt. Der Pinselstrich ist nicht sichtbar. So entsteht die Täuschung von Wirklichkeit oder der Anschein von mechanischer Reproduktion. Karl Frey war durchaus bemüht, den Charakter des/der Dargestellten augenfällig zu machen. So verrät das Gesicht seiner Mutter, trotz der vornehmen Kleidung, bäuerliche Einfalt und Strenge, wohingegen ihr Mann in souveräner Haltung mit klarem Blick dargestellt ist. Größten Wert legte er auf die Wiedergabe von Kleidung(sspitzen) und Schmuck. Sie werden sehr filigran, mit schön gesetzten Lichtern wiedergegeben. Dass er als Maler seine Stärke in der Wiedergabe von Gesichtern hatte, wird bei einem Kinderbild besonders augenfällig. Es zeigt seine Tochter Maria und ist rückseitig beschriftet mit: *Maria Frey 1 Jahr 2 Mon. alt 1878*. Einem schön gemalten Köpfchen steht ein verzeichneter linker Fuß entgegen und der rechte Fuß verschwindet ganz unter einem Kleid. Von den bekannten Frey-Porträts fällt eines besonders heraus. Es dürfte sich dabei wohl um die Gattin des Malers handeln. Die Dreiviertelfigur, der gepolsterte Stuhl, das Blumengebinde im Hintergrund und die Beleuchtung deuten darauf hin, dass Frey hierbei eine Fotografie als Vorlage verwandte.

Mehr „so nebenbei“ malte Karl Frey auch Altarbilder. In der Pfarrkirche in Großhausen bei Aichach zeigt das rechte Seitenaltarbild die hl. Mutter Anna mit ihrer Tochter Maria. Auf einem Stein links im Vordergrund ist das Bild signiert und datiert: *Karl Frey 1873*¹⁶. Das Bild ist im Wesentlichen eine Kopie des rechten Seitenaltarbildes in der Pfarrkirche in Schmiechen, welches 1855 Ferdinand Wagner malte¹⁷. Es hat den Anschein, dass Frey im Kopf der hl. Mutter Anna seine eigene Mutter porträtierte. Den Auftrag für dieses Bild könnte er über verwandtschaftliche Beziehungen mütterlicherseits, die Mutter stammte ja aus dem benachbarten Aichach, bekommen haben. Eventuell ist auch das Bild der vierzehn Nothelfer in der Filialkirche in Heinrichshofen von Karl Frey. Zwar ist sein Duktus in der Andachtsbildmalerei zu wenig ausgeprägt, als dass ihm solche Bilder stilistisch eindeutig zugeordnet werden können, trotzdem spricht der Ort, die klassizistische Rahmung des Bildes¹⁸ und ein stilistischer Vergleich mit seinen Kreuzwegbildern für diese Annahme.

1894 malte Karl Frey einen Kreuzweg für die Pfarrkirche St. Vitus in Egling an der Paar¹⁹. Es ist eine Kopie des Kreuzwegs, welchen Ferdinand Wagner 1855 für die Pfarrkirche in Schmiechen gemalt hatte²⁰. Auch in der Ulrichskapelle in Egling an der Paar hängen die 14 Kreuzwegbilder, 1896 von Karl Frey in Öl auf Blech gemalt²¹. Dieses Material lässt vermuten, dass die Tafeln einmal als „Kalvarienberg“ im Freien, vom Dorf zur Kapelle hinauf, standen. In der Filialkirche St. Andreas in Heinrichshofen bei Egling hängt ein Kreuzweg, welcher sich von demjenigen in der

Eglinger Ulrichskapelle nur geringfügig unterscheidet. Er dürfte wohl auch von Karl Frey in seinem letzten Lebensjahrzehnt gemalt worden sein. Beide Kreuzwege haben die gleiche, häufig kopierte Vorlage²². In einem heute verschollenen Skizzenbuch von Karl Frey waren auch grob skizzierte Kreuzwegstationen zu sehen, in die der Maler die Farben der Gewänder eingetragen hatte²³. Dies ist typisches „Malen“ im Sinne von Peter Cornelius (1783 – 1867): Man zeichnet die Konturen, die man dann mit Farbe illuminierend ausmalt.

In Privatbesitz befindet sich ein Ölbild, die „Kreuzigung“ zeigend: Die meisten Personen dieses Bildes kommen identisch auf der XII. Kreuzwegstation in der Pfarrkirche in Egling a. d. Paar wieder vor. In die Werkliste Karl Freys gehören noch zwei zusammengehörige Andachtsbilder in Privatbesitz. Das eine Bild zeigt, wie Johannes Ev. die Mutter Christi zu sich nimmt (Joh. 19,26), auf dem anderen Bild sieht man die drei Frauen am Ostermorgen auf dem Weg zum Grab (Mk. 16,1). Die Figuren stehen monumental vor einem Himmel und tief liegendem Horizont. Sie füllen fast die ganze Bildfläche aus. Während die Köpfe den guten Porträtmaler verraten, zeigen die Faltenwürfe und die Anatomie der Personen Schwächen des Malers. Im Rahmen der Renovierung der Schwedenkapelle in Stoffen 1867 malte Karl Frey für 10 fl ein kleines, anspruchsloses Deckenbild in den Chor²⁴. Es zeigt eine „Mater dolorosa“, umgeben von zwei Engelchen, barock konzipiert.

In Privatbesitz befinden sich weitere Genrebilder und eine Schützenscheibe von Karl Frey. Auf ihnen sieht man „Voralpenlandschaft mit röhrendem Hirsch“, „Mühle und Wanderer“, „Jäger und Wilderer“. Alle sind bieder und naiv gemalt. Eines dieser Bilder ist signiert und datiert mit *KF [= Karl Frey] 1866*. Es sind naturalistische Stimmungslandschaften, wie sie in München in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden und in der zweiten Hälfte zur ausschließlichen Herrschaft gelangten, sowie Illustrationen von Volksliedern und Wildererdramen. Solche Bilder waren in der Biedermeierzeit für das Wohnzimmer oder für die gute Stube recht beliebt, dann wurden sie belächelt, später oft entsorgt, heute sind sie wieder geschätzt.

Es gibt nur einen Hinweis, dass Karl Frey, wie sein Onkel, auch als Fassmaler tätig war. Er soll 1868 in der Filialkirche St. Andreas in Heinrichshofen die Seitenaltäre renoviert oder neu gefasst haben²⁵.

Zusammenfassend läßt sich über Karl Frey sagen: Vielleicht nach einer Lehre als Fassmaler bei seinem Onkel in Schmiechen ließ sich Karl Frey in München zum akademischen Kunstmaler ausbilden. Spätestens nach seiner Heirat übernahm er in Egling die Sölde seiner Eltern und malte hauptsächlich Porträts, selten Andachts-, Altar- sowie Genrebilder und was sonst noch so anfiel. Technisch blieb er zeitlebens der glatten Nazarenermalweise verhaftet. Als Maler, Nebenerwerbslandwirt und Postagent brachte er es zu bescheidenem Wohlstand.

14 Vgl. hierzu Fassl, Peter: Nazarener in Schwaben, Ausstellungskat., Augsburg 1990.

15 Sie befinden sich alle im Besitz der Nachkommen des Malers und zeigen Familienmitglieder.

16 Delio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern III: Schwaben, neu bearbeitet von Bushart, Bruno und Paula, Georg, München & Berlin, 1989, S. 387

17 Raab, wie Anm. 2, Bd. I, S. 291. Zu den Bildern von Ferdinand Wagner vgl. Fassl, Peter: Nazarener in Schwaben, Ausstellungskat., Augsburg 1990 und Wagner, Richard: Ferdinand Wagner, in: Jb. d. Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte, Augsburg 1990.

18 Es gibt hingegen keinen Anhaltspunkt, dieses Bild in das 18. Jh. zu datieren, wie bei Fried, Pankraz und Neu, Wilhelm: Pfarrei Egling a.d. Paar - Ein Führer durch ihre Kirche und Kapellen, Ottobeuren 1992.

19 Nach Hans Pfister, Heinrichshofen, ist der Kreuzweg - Öl auf Leinwand - signiert und datiert.

20 Raab, wie Anm. 2, Bd. I, S. 292

21 Nach Hans Pfister, Heinrichshofen, ist der Kreuzweg signiert und datiert. Nach Fried, Pankraz und Neu, Wilhelm: Pfarrei Egling a.d. Paar - Ein Führer durch ihre Kirche und Kapellen, Ottobeuren 1992, S. 43 wurde er 1890 gemalt.

22 Leider konnte die originäre Vorlage noch nicht ermittelt werden.

23 Das Skizzenbuch befand sich in Besitz von Hermann Wiedmann sen. (1913 - 1981), an das sich der Verfasser Hermann Wiedmann jun. (* 1941) noch gut erinnert.

24 Dreihundert Jahre „Schwedenkapelle“ zu Stoffen, in: Landsberger Geschichtsblätter 2000/2001, S. 86. Im Register der Landsberger Geschichtsblätter steht zwar, dass Karl Frey das Deckengemälde 1862 malte, aus dem Text geht jedoch eindeutig das Jahr 1867 hervor.

25 Fndl. Mitt. Hans Pfister u. Franz Huster, beide Heinrichshofen

Cl. Holnstein

und das Altarbild in der Annakapelle zu Beuern

von Martin Irl, Schwarzenfeld (Opf.)

Für den Altar der Grabkapelle (Annakapelle) derer von Perfall in der Kirche St. Michael zu Beuern schuf ein Ururenkel von Kaiser Karl VII. Albrecht das Altarbild, nämlich **Clemens August Carl Joseph Graf von Holnstein** aus Bayern (geb. 3.10.1821 zu Regensburg, gest. 4.2.1879 zu Würzburg). Die Pfarrkirche in Beuern dient seit 1512 als Begräbnisstätte derer von Perfall.¹

Die wittelsbachische Herkunft des Künstlers

Die Grafen von Holnstein aus Bayern, so der vollständige Name, sind als legitimierte Nachkommen des Kurfürsten Karl Albrecht (seit 1742 Kaiser Karl VII. Albrecht) Mitglieder des Hauses Wittelsbach, gelten aber als eigenständiges Geschlecht. Das viergeteilte Wappen der Wittelsbacher, belegt mit einem »Beizeichen«, darf die Familie laut kurfürstlichem Dekret für den ersten Namensträger, Graf Franz Ludwig (1723 – 1780), seit dem 4. Oktober 1728 führen. Bei dem Hause Holnstein vereint sich das Blut der altbayerischen Wittelsbacher durch eheliche Verbindungen mit den wittelsbachischen Linien Pfalz-Sulzbach und Birkenfeld-Zweibrücken. Die Brüder Karl Albrecht Kurfürst von Bayern (1697 – 1745) und Clemens August Kurfürst und Erzbischof von Köln (1700 – 1761) sind die Stammväter der Gräflichen Familie von Holnstein aus Bayern.



Bild oben: Das Altarbild in der Annakapelle (Grufkapelle) derer von Perfall in der Kirche zu Beuern

¹ Dr. Alois Epple: Die Kirche in Beuern. Verlag Epple, 2004

Bild unten: Das Wappen des Freiherrn Maximilian von Perfall (links) und dessen Gemahlin Amalie, geb. Gräfin von Holnstein aus Bayern, in einem Oberlicht des Schlosses Greifenberg



Graf Clemens, Angehöriger der II. Linie des Hauses Holnstein, war ein Sohn des Grafen Karl Theodor von Holnstein aus Bayern (1790 – 1877), Kgl. Bayer. Kämmerer, Regierungsrat bei der Regierung der Oberpfalz und von Regensburg, Rittmeister à la suite der Armee, Mitbesitzer von Holnstein, Ittelhofen und Pollanten, Herr auf Deining (Lkr. Neumarkt) und Neufahrn (Lkr. Landshut), Besitzer des Palais Holnstein in Regensburg, zwischen Jakobstor und Jakobskirche.²

In Amberg wurde Graf Karl Theodor am 18. Februar, dem Tag seiner Geburt, getauft. Die Patenschaft übernahm Kurfürst Karl Theodor von Bayern³, war der Landesherr doch auch Schwiegervater des letzten Statthalters der Oberpfalz, Max Joseph Graf von Holnstein aus Bayern (Onkel des Täuflings).

Am 7. Oktober 1817 vermählte sich Graf Karl Theodor mit Caroline Gräfin von Ezdorf (1797 – 1859). Zwischen 1821 und 1829 wurden die Kinder Clemens, Amalie, Ludwig, Theodor und Albert geboren.⁴

Amalie vermählte sich am 5. Oktober 1842 in Regensburg mit Maximilian Freiherrn von Perfall (1814 – 1877), Kgl. Bayer. Kämmerer und Gutsbesitzer auf Greifenberg.

Schloss Greifenberg befindet sich seit 1507 im Besitz des altbayerischen Adelsgeschlechtes von Perfall.⁵ Dort erinnert im Oberlicht des doppelläufigen Tores, durch welches der Hauptzugang zum Innenhof der Vierflügelanlage ermöglicht wird, das Wappen der Freiherrn von Perfall zu Perfall auf Greifenberg und das Wappen der Grafen von Holnstein aus Bayern an diese Eheschließung.

Ein geschwisterlicher Dienst

Das Altarbild für die Grabkapelle derer von Perfall schuf der wittelsbachische Graf Clemens, der am 20.10.1856 den Tod seiner ersten Gemahlin verkraften musste, wohl mit Sicherheit auf Anregung seiner Schwester Amalie.

1856 kam das Gemälde von Graf Holnstein, der es links unten mit *Cl. Holnstein 1856* signierte und datierte in den Altar der Annakapelle. Dieser wurde deshalb vermutlich umgebaut. Das Bild orientiert sich an der altdeutschen Malerei. Es zeigt, wie Mutter Anna ihrer Tochter Maria das Lesen bzw. Beten lehrt. Anna sitzt erhaben in der Mitte. Auf dem Schoß hat sie ein aufgeschlagenes Buch, der Legende nach das Alte Testament. Neben ihr steht betend Maria. Anna umfasst mit dem rechten Arm schützend ihre Tochter, mit der linken Hand weist sie nach oben, zu Gott, zu dem Maria beten lernt. Im Hintergrund steht auf einem Tisch mit grüner Decke, vor einem geöffneten Fenster, eine Vase mit den Blumen Mariens: Lilien und Rosen.⁶

Ein bayerischer Offizier mit der Berufung zum Kunstmaler

Clemens von Holnstein schlug eigentlich im Jahr 1842 eine Offizierslaufbahn als Junker im Inf.-Regiment Gumpenberg ein. 1843 wurde er zum Leutnant und 1849 zum Oberleutnant befördert. Im Charakter eines Kgl. Bayer. Hauptmanns à la suite wurde er 1858 entlassen. Erst ab dem



Clemens Graf von Holnstein aus Bayern mit einem Skizzenbuch. Photographische Aufnahme aus der Zeit um 1865

30. Lebensjahr hatte sich Graf Clemens zum Portraitmaler ausbilden lassen.⁷

Am 3. Juli 1851 erhielt er von dem Portraitmaler Bernhardt ein Zeugnis betreffs *Beteiligung an seiner Malschule in Ölmalerei*.⁸ Joseph Bernhardt (1805 - 1885) wiederum arbeitete sieben Jahre unter der Leitung von Joseph Karl Stieler⁹, der im Auftrag König Ludwigs I. die vom Monarchen ausgewählten Damen für die Schönheiten-Galerie malte (Schloss Nymphenburg).

Bald nach seiner Schulung erhielt der Graf einen rühmlichen Auftrag, der seinen Künstlerweg begründen sollte. Auf Wunsch des Generalmajors Michael Ritter von Schuh fertigte der ehemalige Zögling des Bayerischen Kadettenkorps für diese Anstalt je ein großformatiges Portrait von Kurfürst Max III. Joseph, Herzogin Maria Anna, Kurfürst Karl Theodor, König Max I. Joseph, König Ludwig I. und König Max II.¹⁰ Damit er diese Bilder ungestört malen konnte, beantragte er jeweils einen sechsmonatlichen Urlaub *mit Fortbezug der ganzen Gage*.¹¹

Am 2. März 1856 ersuchte der Oberleutnant Clemens Graf Holnstein um einen dreimonatlichen *Reiseurlaub nach Venedig*, um seine Gattin, welche sich dort zur *Wiederherstellung ihrer Gesundheit* aufhielt, zu besuchen und nach Hause begleiten zu dürfen. Zugleich bat er, seinen Rückweg über Wien, Prag und Dresden nehmen zu dürfen, *um die dortigen Kunstschätze und Galerien besuchen zu dürfen*.¹²

2 Personalakt / II. Holnstein-Linie: Karl Theodor Graf von Holnstein aus Bayern. M. Irl, Holnstein-Archiv, Schwarzenfeld

3 Personalakt / II. Holnstein-Linie: Karl Theodor Graf von Holnstein aus Bayern. Auszug aus dem Geburts- und Taufbuch des Stadtpfarramtes Amberg: Amberg, den 9. Juny 1809, Königl. Baier. Stadtgericht der Hauptstadt des Naabkreises Stgert. Schwemmer. M. Irl, Holnstein-Archiv, Schwarzenfeld

4 Vgl. Anmerkung 2

5 Pater Laurentius Koch OSB: Zwei Münchner Adelspalais / Palais Portia – Palais Praysing, S. 95 – 119, Bayerische Vereinsbank (Hrsg.), München: R. Oldenbourg, 1984

6 Vgl. Anmerkung 1

7 Personalakt / II. Holnstein-Linie: Clemens Graf von Holnstein aus Bayern. M. Irl, Holnstein-Archiv, Schwarzenfeld

8 Vgl. Anmerkung 7

9 Friedrich Müller: Joseph Bernhardt. www.textlog.de / August 2005

10 Ernst Aichner (Hrsg.): Das Bayerische Kadettenkorps / 1756 – 1920. Ingolstadt: Verlag Donau Kurier KG, 1981

11 Vgl. Anmerkung 7

12 Vgl. Anmerkung 7

Die Künstler-Linie derer von Holstein

Die gräfliche Familie übersiedelte von München nach Würzburg, dort verstarb Clemens Graf von Holstein aus Bayern als angesehener Portraitmaler im Jahr 1879. Die Nachkommen des Künstlerehepaares erbten die schöpferischen Begabungen. So nahm sich der älteste Sohn aus der zweiten Ehe, Bruno Graf von Holstein aus Bayern (1861 – 1913), neben seiner Tätigkeit als Kgl. Bayer. Kämmerer und Kgl. Preuß. Offizier auch die Muße, vielbeachtete Epen, Gedichte und Theaterstücke zu schreiben.¹⁵ Die zweitgeborene Tochter des Grafen Bruno, Ottilie Gräfin von Holstein aus Bayern, verm. Feldl (1905 - 1999), wurde eine bildende Künstlerin und betätigte sich ebenfalls als Schriftstellerin, sie verfasste Märchen und lyrische Gedichte.¹⁶

Graf Clemens und seine zweite Gemahlin begründeten die Künstler-Linie derer von Holstein. Dieses Forum bot nun erstmals die Möglichkeit, über den Lebensweg des vor 126 Jahren verstorbenen »Malergrafen« Clemens von Holstein einen kleinen Ausschnitt zu erfahren.

Meine besonderen Dankesworte gelten Herrn Dr. Alois Epple (Türkheim), Pater Winfried Mayr OSB (Kloster St. Ottilien) und Herrn Klaus Münzer (Landsberg a. Lech) für die freundlichen sowie aufmerksamen Vermittlerdienste. Des weitern möchte ich Herrn Hubert Freiherrn von Perfall für die vorzüglichst erwiesene Gastfreundschaft auf Schloss Greifenberg herzlich danken.

Quellen, Literatur

Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Adelsmatrikel Grafen Holstein 8, Matrikelbogen

Vereinigung des Adels in Bayern e.V. (Hrsg.): Genealogisches Handbuch des in Bayern immatrikulierten Adels. München, Neustadt an der Aisch: Verlag Degner & Co, 1988

Martin Irl: Schloß Schwarzenfeld und das Vermächtnis der Grafen von Holstein aus Bayern, S. 20 – 72. Ens Dorf: Salesianer Druck, 1996

Martin Irl, Holstein-Archiv, Schwarzenfeld

13 Otty Feldl Holstein: Träume die nie verweh'n, Wünsche die nie vergeh'n. Galerie Pasquay, 1981

14 Vgl. Anmerkung 7

15 Personalakt / II. Holstein-Linie: Bruno Graf von Holstein aus Bayern. M. Irl, Holstein-Archiv, Schwarzenfeld

16 Vgl. Anmerkung 13



Amalie Freifrau von Perfall, geb. Gräfin von Holstein aus Bayern (1823 – 1897), als Braut. Signiert und datiert: Georg Hartmann 1842

Der »Malergraf« zählte auch zu den Meisterschülern des berühmten »Malerfürsten« Carl von Piloty (1826 – 1886), wie in der Familie von Holstein überliefert wird. Neben seiner Tätigkeit als Porträtist durfte er auch das Esszimmer der Pagerie in München mit Obst- und Blumengirlanden ausmalen.¹³

Graf Clemens vermählte sich am 3. Januar 1849 mit der Kämmererstochter Anna Freiin Karg von Bebenburg (1825 – 1856). Die früh verstorbene Ehefrau brachte 1849 einen Sohn zur Welt. In zweiter Ehe vermählte sich der Graf in Rheder bei Brakel (Nordrhein-Westfalen) am 26. Juni 1858 mit der Schriftstellerin und Landschaftsmalerin Ida Gräfin von Mengersen (1838 – 1912). Zwischen 1859 und 1869 kamen die Kinder Charlotte, Bruno und Friedrich Ludwig zur Welt.¹⁴

Glaube, Aberglaube, Frevel

Die Volksreligion in Karl von Leoprechtings „Aus dem Lechrain“

von Anton Lichtenstern

Vorbemerkung

Im Jahr 1855, also vor 150 Jahren, erschien in München in der „Literarisch-artistischen Anstalt“ das Buch „Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde“ von Karl Freiherr von Leoprechting, der damals der Besitzer des Schlosses Pöring bei Landsberg war.¹ Das Buch ist eine wichtige volkskundliche Quelle, besonders für den Lechrain, dessen Brauchtum und Sagen der Autor gesammelt und aufgezeichnet hat.²

Das Werk ist in fünf Teile gegliedert: „Erzählungen aus dem Volk. Das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Loostagen und Lebensweisen. Das Haim. Geburt, Hochzeit, Tod. Lied und Sang. Mit einem Anhang der üblichsten Sprichwörter und Redensarten.“

Das Buch wurde mehrfach neu herausgegeben, zuletzt 1975 mit dem vom Original abweichenden Titel: „Bauernbrauch und Volksglaube in Oberbayern“ im Süddeutschen Verlag in München. Dieser Titel weist hin auf einen Schwerpunkt des Buches, die Darstellung der Volksreligion. Leoprechting bringt dazu Beispiele des religiösen Brauchtums im Rahmen des Kirchenjahres, Erzählungen über den Teufels- und Hexenglauben und Praktiken zum Schutz vor den bösen Mächten bis hin zu Beispielen schwarzer Magie.

Im Folgenden wird zunächst ein Überblick über diese vielfältigen Inhalte des Volksglaubens bei Leoprechting gegeben. Diese Inhalte sollen erläutert und mit Beispielen aus anderen Regionen verglichen werden. Im zweiten Teil soll der Frage nach den Besonderheiten des Volksglaubens und nach seinem Verhältnis zum kirchlichen Glauben nachgegangen werden.

Kirchliche Frömmigkeit

Das von der Kirche bestimmte religiöse Leben, die Gottesdienste, der Empfang der Sakramente, die Glaubensinhalte, die religiöse Unterweisung und die persönliche Frömmigkeit sind für Leoprechting nur ein Thema am Rande, weil dies nicht „Volksglauben“ im Sinn der damals in der Wissenschaft herrschenden, an Jacob Grimms Deutscher Mythologie von 1835 orientierter Auffassung war, sondern die durch die Kirche bestimmte allgemein verbindliche Religion.³

Leoprechting schreibt dazu in seiner Einleitung: *Darum werden es die Altmeister der Wissenschaft nur gut heißen, daß [...nicht] auf das ohnedieß so streitvolle Gebiet der Theologie eingegangen wurde.*⁴

Im Kapitel *Das Bauernjahr mit seinen Festen und Gebräuchen, Loostagen und Lebensweisen* bringt Leoprechting aber eine Fülle von Beispielen für die am Kirchenjahr orientierte Volksreligiosität. Die kirchlich-religiöse Gestaltung der Lebensstationen Geburt, Hochzeit und Tod wird im gleichnamigen Kapitel beschrieben.

1 Leoprechting, Karl Freiherr von: Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855.

2 Zur Biographie Leoprechtings, zu seinem Werk und zur Bedeutung: Lichtenstern, Lechrainsagen

3 Zu Leoprechtings Verhältnis zur mythologischen Schule Grimms: Lichtenstern, Lechrainsagen; dort auch Literatur zu diesem Thema

4 Leoprechting, S. VIII



Karl Freiherr von Leoprechting

Das Bauernjahr

Als Bestandteile der kirchlichen Frömmigkeit führt Leoprechting die Gottesdienste an den Hochfesten an, zum Beispiel die *Engelämter* in der Adventszeit, die besonderen Andachten am Gründonnerstag und am Karfreitag, den Festgottesdienst an Ostern und die Gestaltung der Fronleichnamspzession. Auch die Erfüllung der Osterpflicht, der Empfang der Sakramente, wird behandelt. Die Ledigen gehen am Palmsonntag *zum Abendmahl*⁵, die Verheirateten halten am Gründonnerstag *ihre österliche Zeit*⁶. Am Weißen Sonntag bringen die Gläubigen dem Pfarrer ihre Beichtzettel und entrichten für jeden zugleich den Beichtpfennig, einen halben Kreuzer, ein Beispiel für die Kontrolle des religiösen Lebens.

Der Schwerpunkt der Darstellung Leoprechtings liegt aber auf der Bedeutung der Feste im Jahreslauf für die alltäglichen Nöte der Menschen. Ein besonders gutes Beispiel dafür ist das Osterfeuer, wo Leoprechting selbst auf den Unterschied zwischen der Bedeutung der Liturgie für den Geistlichen und für das Volk aufmerksam macht: *Für den Geistlichen ist es die kirchliche Feuerweihe, für das Volk aber beruht die Bedeutung allein in dem angebrannten Scheit.*⁷ Das im Feuer geweihte Scheit aus Walnussholz

5 Leoprechting, S. 169

7 Leoprechting, S. 172

6 Leoprechting, S. 170

dient zur Abwehr des Blitzschlages und als Mittel gegen Hexerei, ein Beispiel für den „Aberglauben“, der geweihte Gegenstände als wirksames Mittel gegen natürliche und übernatürlichen Gefährdungen ansieht.

Als hilfreiche Mittel für die Probleme des Alltags, gegen Krankheiten bei Mensch und Tier und gegen Misswuchs auf den Feldern und Gefahren von Unwettern kennt die Kirche die so genannten Sakramentalien, Segnungen und Weihungen, bestimmte Andachtsformen und die Verehrung und Anrufung von Heiligen. Deshalb spielt dieser Bereich in Leoprechtings „Bauernjahr“ die zentrale Rolle. Dabei wird die Wirkung dieser Frömmigkeitsformen von den Menschen, wie das Beispiel des geweihten Scheits zeigt, oft anders als von der Kirche ausgelegt, nicht selten im Sinn eines sicher wirkenden „magischen“ Mittels.

Weitere Beispiele dafür: Am Dreikönigstag wird aus geweihtem Wasser und Salz der *Salzstein* gemacht, der die Menschen auf Reisen beschützt.⁸ Das Weihwasser, das auch an Ostern und Pfingsten geweiht wurde, ist hilfreich zu vielerlei Zwecken.

An Lichtmess werden Kerzen geweiht. Eine ist die Wetterkerze, sie wird bei den Schauer messen während der Wandlung angezündet, sie hält das Gewitter ab. Die Kerze, die der Hausvater weihen lässt, brennt im Haus bei nächtlichen Gewittern, außerdem am Sterbebett zur Abwehr des bösen Feindes, des Teufels. Den roten Wachsstock zünden die Frauen bei Todesfällen an, den *Armen Seelen im Fegfeuer zur Labsal*⁹. Wenn Lichtmess auf einen Sonntag fällt, hat die Weihe eine zehnfache Kraft.

Die am Aschermittwoch geweihte Asche – für die Kirche ein Zeichen für die Sterblichkeit des Menschen – wird auf die Roggensaat gestreut. Man glaubte, sie fördere das Gedeihen und bewahre vor Würmern.

Auch der am Palmsonntag geweihte Palmbuschen hat wie der an Maria Himmelfahrt geweihte Kräuterbuschen eine große Kraft. Der Palmbuschen hilft gegen Blitzschlag und gegen Zauberei, was auch an den wunderbaren Eigenschaften der verwendeten Sträucher liegt. In den Haselstrauch schlägt nach dem Volksglauben kein Blitz, der Säwling, ein Zweigwacholder, ist *den Hexen unausstehlich*¹⁰

Der an Maria Himmelfahrt geweihte Kräuterbuschen besteht aus vielen Kräutern, die Leoprechting sogar mit ihren botanischen Namen anführt. Auch er hilft gegen Blitzschlag. Außerdem wird er getrocknet in den Rauchnächten in der Weihnachtszeit zum Ausräuchern der Ställe verwendet, ein Ritual gegen böse Mächte.

Eine heute vergessene Kräuterweihe fand an Fronleichnam statt. Es wurden in jedem Haus vier Kränze aus vier verschiedenen Pflanzen (Elsbeere, Hasel, Näglein, Feldthymian) gebunden, in einem Kretzen [Korb] in der Kirche beim Altar aufgestellt, beim Umgang von Buben auf dem Kopf getragen und beim Evangelium jeweils auf den Altar gestellt. Dadurch werden sie *hochgeweiht*¹¹. Die Kränze bleiben während der ganzen Woche in der Kirche. Anschließend zerreißt sie der Bauer und wirft sie über die Felder, um diese vor Zauber zu schützen.

Die an Ostern geweihten Speisen haben ebenfalls eine große Kraft, deshalb werden sie nicht nur gemeinsam gegessen, sondern man verwendet sie auch zum Schutz des Hauses, indem Eier unter der Türschwelle eingegraben werden, und für die Felder, auf die man die Schalen streut. Brösel vom Osterbrot im Geldbeutel helfen gegen Betrug beim Geldwechseln.¹²



Lithographie von Leonard Dorst, 1846

An Ostern hat auch das Wasser – nicht nur das in der Kirche geweihte – eine besondere Kraft. Dieser Glaube ist weit verbreitet.¹³ Man muss aber wissen, wie man diese Kraft nutzen kann: Das Wasser muss vor Sonnenaufgang und in Fließrichtung des Baches oder Flusses geschöpft werden und unter Stillschweigen angewendet werden. Die Kenntnis und genaue Einhaltung von Regeln ist immer die Voraussetzung für die Wirkung von solchen Ritualen.

Lebensgrundlage der Landbevölkerung sind die Haustiere und der Ackerbau. Deshalb gibt es vielerlei religiöse Mittel für die Gesundheit der Tiere und für das Gedeihen der Feldfrüchte. Gegen Hagelschauer, die größte Gefahr für das Getreide, werden im Mai jeweils am Freitag Schauer messen gelesen, an der auch die Knechte teilnehmen, und in der Woche nach dem Fest Kreuzauffindung (3. Mai), der Bittwoche, werden Flurprozessionen abgehalten.

Ein großes Fest war Kirchweih. Da dies früher in jedem Dorf an einem anderen Termin – am Fest des Patrons der Kirche – gefeiert wurde und wegen der gegenseitigen Besuche dadurch viele Arbeitstage verloren gingen, legte der Staat Kirchweih für alle Gemeinden auf denselben Sonntag. Das Gesetz wurde, schreibt Leoprechting, allgemein umgangen. Das Seelenamt am Kirchweihmontag, der Gottesdienst für alle Verstorbenen der Pfarrei, war den Leuten so wichtig, dass sie auf der Abhaltung bestanden, auch wenn der Geistliche es wegen eines Heiligenfestes eigentlich nicht abhalten durfte. Dies ist ebenfalls ein Beispiel für die hohe Wertschätzung von überlieferten Regeln.

Die Sorge für die *Armen Seelen*, für das Seelenheil der Verstorbenen, war ein wichtiges religiöses Anliegen, das sich auch in den vielen Gottesdiensten an Allerseelen zeigt: Vigil, Requiem und Libera werden gehalten; nach dem Gräberbesuch am Familiengrab werden am Abend der Rosenkranz und die Arme-Seelen-Litanei gebetet, letzteres eine Woche lang jeden Abend. Die Sorge für das Leben nach dem Tod zeigt sich auch in der Beliebtheit von Wallfahrten nach Lechfeld, wo man einen Ablass – den Nachlass der Sündenstrafen im Fegfeuer – erlangen konnte und von wo man Sterbeablasskreuze, geweihte *Beter* (Rosenkränze) und Bilder mit heimbrachte.

Die Heiligen wurden nicht als Vorbilder für das persönliche religiöse Leben, sondern als Helfer in konkreten Anliegen verehrt. Sebastian und Fabian waren Schutzheilige gegen Pest und Viehseuchen, der noch heute übliche Blausseggen wurde gegen Halsweh erteilt, Sankt Ulrich wurde mit großem Erfolg, schreibt Leoprechting, *gegen den Schaden durch Mäuse und Ratten angerufen, weshalb dieser*

8 Leoprechting, S. 157, S. 222

9 Leoprechting, S. 159

10 Leoprechting, S. 170

11 Leoprechting, S. 187

12 Leoprechting, S. 55. Zur Bedeutung des Brotes im Volksglauben als Mittel gegen dämonische Gefährdungen Hartinger, Religion, S. 226 ff

13 Zum Wasser in der liturgischen und profanen Verwendung und den ihm zugeschriebenen Wirkungen Hartinger, Religion, S. 229 ff

Feiertag, schon öfter abgeschafft, immer wieder erlaubt werden musste¹⁴. Zu den Kirchen des heiligen Wolfgang, des Schutzpatrons der Haustiere, in Thaining und Gangwolf¹⁵ [Dornstetten] werden Wallfahrten abgehalten, das Vieh wird um seine Kirche herumgeführt und geweiht. Zur Verehrung des anderen Viehheiligen, des heiligen Leonhard, gibt es viele Kapellen, sein Fest wird groß gefeiert, auch wird mit dem Vieh ein Umgang gehalten und dasselbe aus- geweiht¹⁶.

Das religiöse Leben, wie es Leoprechting darstellt, ist vollständig von der Tradition der Kirche und der Dorfgesellschaft bestimmt. Sogar die christliche Nächstenliebe ist nicht eine persönliche Tugend, sondern sie wird gemeinsam geübt: Am Abend des Gründonnerstags nach dem Gottesdienst führen alle Männer ihre Frauen ins Dorfwirtshaus, wo sie den Abend in fröhlicher Eintracht verbringen, durch die am Morgen geweckte Reu und Leid und den Genuß unseres lieben Heilandes im Abendmahl ohnehin versöhnlich gestimmt. [...] Nachbarn, die in der Läufe des Jahres einander kein gutes Wort gegeben, begrüßen sich da wieder freundlich mit dem Zubringen des Kruges.¹⁷

Auch für die Wohltätigkeit gegenüber Armen gibt es Termine im Kirchenjahr: An Allerseelen werden Seelenwecken für die Armen und die Kinder gebacken, die an diesem Tag dieses Brot erbetteln; man nennt sie die *Seelenleute*¹⁸. Die Wohltätigkeit hängt auch damit zusammen, dass die Bettler für die Armen Seelen beten mussten.¹⁹ An Weihnachten ziehen arme Familien durch die Dörfer und singen das Weihnachtlied „Es kam die gnadenvolle Nacht“. Sie werden dafür reichlich bedacht²⁰.

Geburt, Hochzeit, Tod

Im Kapitel *Geburt, Hochzeit, Tod* erzählt Leoprechting, wie diese wichtigen Stationen im Leben der Menschen begangen wurden. Nach der Geburt eines Kindes lässt sich die Mutter in der Kirche *aussegnen*²¹, zum Schutz trägt sie um das Handgelenk einen Ring aus dem an Lichtmess geweihten roten Wachsstock. Der Grund dafür war die große Furcht, dass der Teufel oder Hexen den ungetauften Kindern Schaden zufügen könnten. Dies ist, so Hartinger, auch durch die Tauf liturgie zu erklären, in der die Austreibung des Teufels ein wesentlicher Bestandteil ist.²² An der Taufe nehmen nur die Paten und die Hebamme teil. Die Namen der ersten Kinder werden in der Regel aus der Verwandtschaft genommen, die der weiteren bestimmt der Pfarrer, meist nimmt er den Tagesheiligen des Tauf tages. Die Geburt ist im Unterschied zur Hochzeit kein Anlass zu einem großen Fest.

Ausführlich beschreibt Leoprechting die Hochzeit. Die kirchliche Feier kommt aber nur am Rand vor. Nur die Braut erhält einen Ring, den *Mächelring*²³ [von „Gemahl“], einen Ring aus Silber mit einem roten Stein. In den meisten anderen Gebieten Deutschlands, auch auf dem Land, hatte sich damals schon der Ringtausch durchgesetzt.²⁴ Am Ende der Feier reicht der Priester am Hochaltar aus einem besonderen Kelch dem Brautpaar und der Hochzeitsgesellschaft die *Johannislieb*²⁵, den Johanniswein, der am Tag Johannes des Evangelisten geweiht wurde. In der Abdankrede des Hoch-

zeitsladers nach dem Mahl gibt es viele religiöse Inhalte, im Wirtshaus wird gemeinsam für die Verstorbenen gebetet.

Auch der Tod wird durch die Kirche begleitet. Der Tod wurde aufgefasst als letzter Kampf um die Seele des Menschen zwischen Gott, seinen Helfern, Engeln und Heiligen, und dem Teufel mit seinen Dämonen.²⁶ Ein großer Teil des Brauchtums erklärt sich aus dieser Auffassung. Man holte, erzählt Leoprechting, den Priester zum Sterbenden, dass er ihm das Sterbesakrament gab. Es wird zum Versehgang geläutet und jeder, der Zeit hat, begleitet den Pfarrer in das Sterbehaus. Vor diesem beten die Menschen für den Sterbenden. Nach dem Tod läutet das Sterbeglöcklein und alle, die es hören, beten für den Toten. Beim Tod steht neben dem Aufgebahnten ein Kruzifix, eine geweihte Sterbekerbe und Weihwasser mit einem Buchsweig. Dem Toten wird ein *hochgeweihter Beter*²⁷, ein Rosenkranz, und oft auch ein Amulett, zum Beispiel ein Benediktuspennig²⁸, in die Hand gegeben. Nach der Beerdigung werden für den Verstorbenen drei Seelengottesdienste für die Erlösung der Seele aus dem Fegfeuer gehalten. Beim Totenmahl nach den Seelenmessen wird wie beim Hochzeitsmahl gemeinsam gebetet.

Die bisher angeführten Beispiele des „Volks Glaubens“ gehören fast alle zur religiösen Praxis der katholischen Kirche, die Gottesdienste, die Weihen, die Prozessionen und Wallfahrten, die Heiligenverehrung, die Sakramente Taufe, Ehe und Letzte Ölung. Sie entsprechen der damals üblichen kirchlichen Praxis; auch die Bräuche finden sich genauso oder ähnlich überall im katholischen Volk.²⁹

Immer wieder kann man allerdings feststellen, dass die Erwartungen der Menschen deutlich über das von der Kirche Zugesagte hinausgehen: Das Osterei unter der Schwelle des Hauses oder das Armband aus geweihtem Wachs zum Schutz vor Hexen, das geweihte Brot im Geldbeutel als Mittel gegen Betrug, das Verteilen der Asche der verbrannten geweihten Kräuter gegen Misswuchs auf den Feldern dürften die Geistlichen des 19. Jahrhunderts kaum akzeptiert haben. Allerdings muss man daran denken, dass noch im 18. Jahrhundert vielerlei vergleichbare Praktiken von der Kirche geübt wurden, zum Beispiel segneten Mönche des Klosters St. Mang in Füssen die Felder mit dem Stab des heiligen Magnus, wenn eine Mäuseplage herrschte.³⁰ Auch das *Rituale Romanum*, das offizielle Buch mit den Ritualen der katholischen Kirche, enthielt Beschwörungen gegen Heuschrecken, Würmer und Mäuse.³¹ Auf die Frage, wo hier magisches Denken im Sinn einer automatischen Wirkung, wo Handeln im Vertrauen auf die Hilfe und Macht Gottes vorliegt, soll gesondert eingegangen werden.

Aberglaube

Die Darstellung abergläubischer Vorstellungen und Praktiken ist der Hauptinhalt des Buches von Leoprechting. Auch wenn der Begriff „Aberglaube“ abwertend ist und deshalb in der Wissenschaft heute meist durch den neutraleren Begriff „Volks Glaube“ ersetzt wird³², soll für diesen Über-

14 Leoprechting, S. 189

15 Hier hat Leoprechting, vielleicht aber auch das Volk, den heiligen Wolfgang gleichgesetzt mit dem heiligen Gangolf, dem die Kirche geweiht war.

16 Leoprechting, S. 200

17 Leoprechting, S. 171

18 Leoprechting, S. 200

19 Hartinger, Religion, S. 182 f

20 Leoprechting, S. 206

21 Leoprechting, S. 236

22 Hartinger, Religion, S. 132

23 Leoprechting, S. 242

24 Hartinger, Religion, S. 165

25 Leoprechting, S. 243. Der Brauch ist die Übernahme eines ursprünglich heidnischen Brauches durch das Christentum; s. „Johannes der Evangelist“ in WDV S. 871. Dieser Deutung widerspricht Hartinger, Religion, S. 163, der darauf hinweist, dass der Lieblingsjünger Johannes als besonders hilfreich in Liebesdingen betrachtet wurde.

26 Hartinger, Religion, S. 174 ff 27 Leoprechting, S. 250

28 Der heilige Benedikt war ein Patron der Sterbestunde. Benediktuskreuze und Benediktuspennige waren sehr verbreitet und hoch geachtet als Schutz gegen den Teufel. S. WDV S. 74

29 Dazu ausführlich Hartinger, Religion, S. 130 ff

30 Ein Beispiel dafür, allerdings aus dem 17. Jahrhundert, ist das Schreiben von 1658, das der Magistrat der Stadt Landsberg auf Bitten der Bauernbruderschaft an das Kloster St. Mang richtete mit der Bitte um Segnung mit dem Stab, weil die Felder von Schädlingen befallen waren. S. Lichtenstern, Bauernbruderschaft, S. 9.

Zum Magnusstab und seinem Gebrauch s. Epple, Magnusstab, S. 60 ff

31 Hartinger, Religion, S. 98

32 „Volks Glaube“ in: WDV S. 871. Zur Diskussion über den Begriff s. Dinzelbacher, „Volksreligion“

33 Leoprechting, S. 4

blick über vom Kirchenglauben abweichende Glaubensinhalte und Praktiken der Einfachheit halber der Begriff „Aberglaube“ verwendet werden, so wie es auch Leoprechting selbst tut. Beispiele dazu finden sich vor allem in den *Erzählungen aus dem Volk* und in *Das Bauernjahr*.

In der Einleitung schreibt Leoprechting darüber, dass sein Werk einen Beitrag leisten solle zu den Sammlungen *deutschen Glaubens und Denkens heidnischer Vorzeit*³³. Er bezieht sich damit auf die vielen Sagensammlungen, die nach dem Vorbild der „Deutschen Mythologie“ der Brüder Grimm damals in Deutschland entstanden und die nach deren Auffassung Bruchstücke der germanisch-deutschen Urkultur und Religion enthalten, eine heute überholte Auffassung.³⁴

Leoprechting unterscheidet den *leidenden* und *[den] thätigen Aberglauben*, *[der] in allen Sagen und Erzählungen die größte Rolle [spielt]. Ersterer [...] bildet gleichsam eine Religion für den ganzen niedern Hausbedarf*.³⁵ Mit dem „leidenden Aberglauben“ meint er alle Praktiken, die in den Nöten des Alltags helfen sollen und die nicht schaden, also die so genannte „weiße Magie“. Der „tätige Aberglaube“ ist für ihn alles, was mit Hilfe teuflischer Mächte dazu dienen soll, den Mitmenschen zu schaden und sich selbst Vorteile zu verschaffen, also die „schwarze Magie“.

Der Mond und die Sterne

Im Weltbild des Volksglaubens gibt es einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen allen Teilen der belebten und der unbelebten Natur, die „Sympathie“. Einen besonderen Einfluss schrieb man dem Mond und dem Tierkreis zu. Dies kommt wie vieles im so genannten Volksglauben ursprünglich aus der Hochkultur. Die Astrologie, der Glaube an die Kräfte der Gestirne, stammt aus der Antike. Die Astrologie wurde von mittelalterlichen und späteren christlichen Gelehrten gepflegt, z. B. von Paracelsus oder auch von Kepler. Von den Theologen wurde sie teilweise als Aberglaube bekämpft, andere meinten, Gott gebe Zeichen durch die Sterne. Der Volksglaube an eine echte Wirkmächtigkeit wurde aber als sündhaft verworfen.³⁶ Die antike Astrologie wurde also von den Gelehrten weitergegeben und gelangte durch gedruckte Kalender seit dem 16. Jahrhundert auch in das Volk. Leoprechting berichtet, dass sich die Arbeit in der Landwirtschaft nach den Mondphasen richtete: Im Vollmond beginnt man alles lieber, *er bringt Glück und Kraft*³⁷, bei abnehmendem Mond wird gejähet, bei zunehmendem Mond legt man den Hennen die Eier zum Brüten unter. Auch die *Himmelszeichen*, die Sternzeichen, wirken sich auf die Natur aus. Es gibt *harte* und *weiche Himmelszeichen*, harte – Widder, Stier und Steinbock – sind in der Regel schlecht. Weich sind Fisch, Wassermann und Jungfrau. Erbsen und Linsen werden nur in diesen Zeichen, besonders im Fisch gelegt, sonst werden sie beim Kochen nicht weich. Zwilling ist ein sehr gutes Zeichen, alles gerät wohl. Krebs ist gut für Pflanzen, die in den Boden hinein wachsen, Rüben, Rettich, Rahnen. Im Schützen darf man nichts versetzen, sonst *schießen* die Pflanzen, ebenso nichts im Steinbock, da wird alles *gstarr*: Die letzten beiden Beispiele zeigen, wie auch die Vorstellungen vom Wachstum in Zusammenhang mit den Mondphasen, die im Volksglauben verbreitete Vorstellung von der Analogie.³⁸ Auch die Planeten werden beachtet, nach ihnen werden zum Beispiel die Aderlasstage gewählt.

34 Zu Leoprechtings Abhängigkeit von Grimm s. Lichtenstern, Leoprechting; dort auch Literatur zur Kritik an der mythologischen Schule. Gründe für die Ablehnung der These von der Tradition des germanischen Heidentums s. Hartinger, Religion, S. 21 ff

35 Leoprechting, S. 5.

36 „Astrologie“ und „Sympathie“ in WDV S. 39, S. 790; „Sympathie“ in HDA Bd. 8, Sp. 619. Hartinger, Religion, S. 16 ff „Antike Religionen“

37 Leoprechting, S. 150

38 „Analogiezauber“ in WDV S. 20 und HDA Bd. 1, Sp. 385 ff

Die Wirkungen der Gestirne kann der Mensch, anders als bei magischen Praktiken, nicht beeinflussen, aber er kann sie nützen. Ähnlich ist es auch mit der Kenntnis der so genannten Unglückstage³⁹ und den vielerlei Vorzeichen in der Natur. Zum Beispiel glaubte man, es sei ein schlechtes Vorzeichen, wenn an Lichtmess bei der Weihe des Wachses die Sonne scheint, *dann tritt ein Sterben bei Menschen und Immen ein*⁴⁰.

Orakel

Ein großes Anliegen des Menschen war und ist es, in die Zukunft zu schauen und Geheimnisse zu erfahren. Der Glaube an Orakel geht auf vorchristliche, auf antike und germanische Wurzeln zurück.⁴¹ Auch Leoprechting bringt einige Orakelbräuche. Menschen, die an einem „Goldenen Sonntag“, einem Sonntag, auf den ein Marienfest fällt, zwischen 11 und 12 Uhr geboren sind, *sehen und erfahren mehr denn andere Leute; sie haben einen großen Blick ins Geisterreich*.⁴² Sie können in der Heiligen Nacht auch das Vieh reden hören und verstehen.⁴³

In der Thomasnacht am 21. Dezember, der längsten Nacht des Jahres, kann man wie in der Neujahrsnacht die Zukunft erfahren. Weit verbreitet sind Liebesorakel, mit denen man den oder die Zukünftige sehen kann.⁴⁴ Im Verbot abergläubischer Praktiken im Landgebot von Herzog Maximilian I. von Bayern von 1611 wird die Orakelschau in der Thomasnacht ausdrücklich genannt und verboten.⁴⁵ Für die Mädchen war es besonders wichtig zu erfahren, ob sie bald heiraten würden, weil der Stand der unverheirateten Frau für die Stellung in der Gesellschaft sehr nachteilig war. Das Treten der *Bettstafel*⁴⁶ mit dieser Absicht, von dem Leoprechting berichtet, ist weit verbreitet. *Dieß geschieht so: Ledige, die gern heiraten möchten, stellen vor dem Schlafengehen einen Bettschommel vors Bett, und nachdem sie sich völlig entkleidet, sprechen sie: Bettstafel ich tret dich, heiliger Sanct Thomas ich bitt dich, laß mich sehen den herzallerliebsten Meinigen diese heutige Nacht. [...] In der Nacht wird man dann den sehen, der im kommenden Jahr zum Freien kommen wird.*

Wer wissen will, wohin er nach Lichtmess in den Dienst kommen wird, schüttelt in der Thomasnacht um Mitternacht einen Kriechenbaum [Pflaumenbaum]. Auf welcher Seite dann ein Hündlein bellt, in diese Richtung wird er gehen.

In der Heiligen Nacht, nicht wie heute an Silvester, gießt man Blei und erkennt aus den Formen die Zukunft im nächsten Jahr: *Ein Sterbefall, eine [Feuers] Brunst, eine Heirath, ein Verkauf u. dergl. mehr*.⁴⁷ Etwas skeptisch bemerkt Leoprechting dazu: *Gießen thun Viele, auslegen können nur Wenige.*

Den Tod eines nahen Menschen zeigt an, *wenn bei einem Todesfall das Gesicht des Todten weich bleibt, nit gstarr wird, oder gar die Augen aufbehält [...] er holt dann binnen Jahresfrist einen aus dem Haus oder der Nachbarschaft zum Tode ab*⁴⁸.

Arme Seelen

Viele Erzählungen Leoprechtings handeln von Armen Seelen, die wegen einer ungesühnten Schuld „weizen“⁴⁹, umgehen müssen. Diese Vorstellung ist bezogen auf den

39 Leoprechting, S. 212. Dieses „Wissen“ stammt von dem berühmten Isidor von Sevilla, gest. 646, dessen Werke für das Mittelalter die wichtigste Quelle für die Kenntnis der Antike waren. Siehe Delumeau, Angst, S. 105

40 Leoprechting, S. 159

41 „Orakel“ in WDV S. 614

42 Leoprechting, S. 153

43 Leoprechting, S. 208

44 „Thomas“ in WDV S. 801 f

45 Zitiert in Hartinger, Religion, S. 158

46 Leoprechting, S. 205

47 Leoprechting, S. 206

48 Leoprechting, S. 250

49 Schmeller, Bayerisches Wörterbuch: „weizen“, als arme Seele umgehen, als Gespenst erscheinen, spuken

kirchlichen Glauben an das Fegefeuer, den jenseitigen Ort, wo die Seelen die ungebüßten zeitlichen Strafen erleiden.

Im Volksglauben gehören die Armen Seelen zu den Geistern, den Dämonen. Leoprechting schreibt, dass die Nacht vor Allerseelen gefürchtet ist, weil sich in ihr viel Spuk zeigt und weil ab diesem Tag die Zeit beginnt, *da die Geister offen walten und schalten, das wilde Gjäg, die Holzweiblen, die Hojemännlen, die verwünschten und die weizenden Seelen, sie alle haben nun bis Dreikönig eine sonderbare Erlaubnis zu weizen und spuken nach Herzenslust*.⁵⁰

Die Angst vor den umgehenden Toten beginnt schon, wenn jemand stirbt. Damit er nicht zurückkommt, *reckt* man ihn am großen Zehen oder *schüttet*, *sobald er hinausgetragen worden, einen Schapfen frisches Wasser auf die Türschwelle*⁵¹. Letzteres ist ein in ganz Europa weit verbreiteter Brauch⁵² und damit wieder ein Beispiel dafür, dass der Aberglaube am Lechrain meist keine regionale Besonderheit ist, sondern dass sich die von Leoprechting berichteten Vorstellungen auch an vielen anderen Orten finden. Der Brauch soll die Überlebenden vor einer Gefährdung durch den Toten schützen, vor allem davor, einen „nachzuholen“.⁵³

Die weizend Herrenköchin

Die meisten Gespenstersagen handeln von Menschen, die wegen einer Schuld im Leben zurückkommen und „weizen“, weil sie aus dem Fegefeuer erlöst werden wollen.

In der Sage *Die weizend Herrenköchin*⁵⁴ hatte eine Pfarrersköchin aus Pürgen viel Geld zusammengerafft. Leoprechting zitiert das Sprichwort: *Pfaffengut Raffelgut, geht zusammen in ein Fingerhut*. Später hatte sie geheiratet, aber das Geld ihren Verwandten und nicht den Stiefkindern hinterlassen. Deshalb *weizte die alte Herrenköchin schrecklich bei ihnen* [den Verwandten] und auch bei den Stiefkindern. Eine Stieftochter, sie war Störnäherin, hob sie oft bei fremden Leuten hoch, diese konnte dann tagelang vor Schmerzen nicht mehr arbeiten. Geistliche konnten sie nicht bannen, die Seele warf ihnen *alles Unrechte vor; das sie je getan* – noch eine deutliche Kritik an den Geistlichen im Rahmen der Sage. Der Spuk zeigte sich als schwarzer Pudel mit einem winzigen weißen Brustfleck, ein Zeichen, dass er noch zu erlösen wäre, allerdings nur sehr schwer. Der Pudel führte alle, die ihm folgten, in die Irre, zum Beispiel zwei Söldner, Kleinbauern, von Stoffen, *sie wurden vor ihm* [dem Pudel] *so tamisch, daß sie ihm folgen mußten, ob sie wollten oder nit*. Öfter, besonders im Advent, *warf der Geist alles im Hause durcheinander; da flogen die Schüsseln und Kandeln* [Kannen] *nur so durch die Luft daher; daß alles ein Grausen befiel*.

Der Eisenknecht Überreiter von Landsberg kam zu Besuch, hielt die Erzählungen vom umgehenden Geist für Betrug und forderte mit frechen Reden den Geist heraus, sich zu zeigen, zum Beispiel sagte er: *Die Geister; die erscheinen, sind so wenig todt, als die wo blinde Kuh spielen blind sind*. Kaum hatte er das gesagt, flog ihm ein *Kandl* nach dem anderen an den Kopf, doch er meinte wütend, das sei ein versteckter Mensch gewesen. Aber bald sah er ein, dass dies unmöglich war, und er *schaute drauf drein, wie ein Karpfen, dem man auf den Kopf geschlagen*. Als die Schüsseln im Schüsselrahmen zu tanzen anfangen, nahm er vor Angst Reißaus und kam nie mehr zu Besuch.

50 Leoprechting, S. 200. Zu den Armen Seelen, zum Wilden Gjäg und zu den Hojemännlen s. auch Lichtenstern, Leoprechting

51 Leoprechting, S. 250

52 Delumeau, Angst, S. 119. Beispiele für das Wasserausschütten als Übergangsritus s. Hartinger, Religion, S. 229 ff

53 Dazu Hartinger, Religion, S. 180. Sogar Hartinger, der sonst immer den christlichen Gehalt der Bräuche betont, interpretiert diese Auffassung als nicht christlich, als elementare Erfahrung der Bedrohung durch den eigenen Tod. Ebenso Scharfe, Religion, S. 56 f

54 Leoprechting, S. 49 f

Ein Söldner aus Kaufering, der sich mit geheimen Dingen auskannte, besuchte ebenfalls das Haus. Als er auf *der Lotterbank austrastete und vermeinte, er wolle die Weiz schon an ein richtiges Ort bringen, wo sie nimmer wieder kam*, hob ihn das Gespenst auf und warf ihn mit solcher Wucht an die Stubentür, dass die ganze Füllung herausbrach.

Auch einige Franziskaner, *die doch viel können*, schafften es nicht, die Weiz zu bannen.

Schließlich half ein Geistlicher aus dem Schwäbischen. Der kam nach Pürgen und beschwor den Geist, aber niemand durfte dabei anwesend sein. Danach sagte er der betroffenen Familie: *Wenn ihr wollt, daß der Spuk aufhört, so müßt ihr alles, was die Herrenköchin euch entfremdet und ihrer Freundschaft [Verwandtschaft] zugeschafft hat, derselben schenken, damit es ihr nimmer auf der Seel brennen kann. Aber das müßt ihr tun von ganzem Herzen mit christlichem Gemüth und nit nur unters Gesicht freundlich und hinterwärtlings grundfalsch. Könt ihr derselben in Wahrheit so verzeihen, dann ist der Geist von der Pein des unrechten Gutes erlöst*. So geschah es, und seit vier Jahren hat sich der Spuk nicht mehr gezeigt – *denn Gott hat ja die Weiz nur darum geschaffen, daß die armen Seelen gereinigt werden*.

Die Sage enthält viele typische Motive von Geistererzählungen. Der Geist muss eine Schuld büßen, oft ein Eigentumsdelikt. Er zeigt sich als Pudel⁵⁵, er führt Menschen in die Irre, er ist auch ein so genannter Poltergeist⁵⁶, der Gegenstände und sogar Menschen durch die Luft werfen kann. Damit bestraft er den Unglauben an den Spuk. Schließlich siegt die christliche Auffassung: Durch Verzeihung kann der umgehende Geist erlöst werden. Interessant ist, dass auch der Zweifel am Geisterglauben einbezogen wird, wohl ein Hinweis darauf, dass sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Ideen der Aufklärung auch in den Dörfern am Lechrain ausbreiteten – in der Sage allerdings werden sie höchst gewalttätig und wirksam „widerlegt“.

In Mundraching spielt eine Sage von einem *Grenzmarch-Verrucker*⁵⁷, der so lang im Fegefeuer *schrecklich brennen* und umgehen muss, bis die von ihm zu seinen Gunsten umgesteckten Grenzpfähle wieder an den richtigen Platz gebracht wurden. Die arme Seele erscheint in der Nacht einem Freund und führte ihn zu den Wiesen, Weiden und Äckern und zeigte ihm, wo er die Grenzpfähle umgesteckt hatte. Am Morgen danach wusste der Mann nicht, ob er geträumt hatte oder ob er alles wirklich erlebt hatte. Aber als er seine Hand anschaute, weil sie so brannte, sah er, dass sie *kohlrabenschwarz* geworden war von der Berührung der armen Seele aus dem Feuer. Die Erben weigerten sich, die Grundstücke herauszugeben. Deshalb *weizte* die arme Seele des Vaters ständig in ihrem Haus. Erst im Jahr 1850, einem Heiligen Jahr, als der Ablass verkündet wurde, brachte ein Franziskaner aus Lechfeld die Erben dazu, die Grundstücke zurückzugeben und die arme Seele war erlöst.

Die schwarze Hand als Beweis für die Realität des Totengeistes ist ein häufiges Sagenmotiv. In einer Landsberger Jesuitensage hat sogar der Teufel seine Hand in das Tüchlein einer Hexe eingebrannt.⁵⁸

Wie der Grenzmarchverrucker seinen Nachbarn geschädigt hat und dafür büßen muss, so müssen ein Metzger und ein Wirt umgehen, weil sie falsche Gewichte und Maße verwendet haben.⁵⁹ Die Gespenster werden aber nicht erlöst,

55 Der schwarze Pudel ist eine häufige Spukerscheinung. Als Pudel zeigt sich eine arme Seele auch in *Nacht ist nit Tag*, einer Sage aus Stoffen, Leoprechting, S. 68

56 Dieses Phänomen wird seit einiger Zeit von der Parapsychologie erforscht. S. Petzold, Dämonenfurcht, S. 163 ff

57 Leoprechting, S. 66

58 „Schwarz“ in: WDV S. 724. Die Jesuitensage in: Landsberger Geschichtsblätter 1909, S. 1

59 *Maaß und Gewicht kommt vors Gericht*, Leoprechting, S. 73

sondern von einem Franziskaner aus Lechfeld in einen Schupfen gebannt, dass sie die Menschen nicht mehr erschrecken können.

Besondere Angst hatten die Leute vor den Geistern von Selbstmördern, weil man glaubte, dass über das Dorf, wo ein Selbstmörder begraben wird, ein Hagelschauer kommt. Deshalb wehrte sich jedes Dorf gegen die Bestattung eines solchen im Friedhof, trotz aller Gesetze wird dieser *Entleibte, bald es Nacht wird, aus dem Freithof wieder herausgerissen und in ein ungeheures Holz oder in einen Wasserstrudel geworfen*.⁶⁰ Von einem solchen Vorfall erzählt die Geschichte *Der Gehängte, dreimal Begrabene und endlich Ersäufte*.⁶¹ Der Strudel, in den die Leiche des Selbstmörders aus Thaining gegen allen Widerstand der Obrigkeit schließlich geworfen wurde, war der große Strudel im Lech bei Seiferstetten südlich von Pitzling.⁶²

Ein anderer Ort, wo man die Leichen von Personen vergrub, vor deren Geist man sich fürchtete, war die Teufelsküche bei Pitzling.⁶³ Dorthin brachte man die Leiche der weizenden ehemaligen Haushälterin auf Schloss Igling, die Geld unterschlagen hatte, die Überreste einer Hexe aus Pitzling und dort liegt auch der dort ums Leben gekommene Ratsherr aus Landsberg, der als Ehebrecher mit dem Kopf unter dem Arm umgehen muss – Köpfen war die Strafe für Ehebruch. Dieser klagte wie ein Geist, der erlöst sein will. Drei Männer aus Pitzling gingen von Landsberg heim, zwei waren etwas betrunken und deshalb mutig. Einer von ihnen, der den Geist dreifach sah, verspottete den Geist, indem er sagte, die drei wären gut zum Bretter tragen. Als die Betrunkenen darüber lachten, wurden sie von einem Hagelschauer gepeitscht – ein Beispiel für die Macht der Armen Seelen. Der dritte, der nicht gespottet hatte, wurde nicht getroffen.

Die bösen Mächte: Teufel, Hexen, Truden

Die meisten Volkserzählungen, die Leoprechting am Lechrain gesammelt hat, und viele Bräuche im Jahreslauf handeln davon, wie die Menschen mit den vielfältigen Gefährdungen im Alltag umgingen, wie sie sich zu schützen suchten vor Misswuchs, Schädlingen und Unwettern, vor Krankheiten und Tod bei Mensch und Tier.

Alle diese oft existenziellen Bedrohungen wurden nicht als naturgegeben aufgefasst, sondern als Folgen des Wirkens böser, feindlicher Mächte. Der „böse Feind“ war der Teufel, der Satan, seine Helfer die Hexen, die Truden und – selten – die männlichen Hexer und Teufelsbündner.⁶⁴

Der Teufel selbst kommt in den Erzählungen fast nur im Zusammenhang mit seinen Helferinnen und Helfern vor: In die Teufelsküche zwischen Landsberg und Pitzling *fahren sonderlich gerne die Hexen und Truden dahin, kommen aus der ganzen Umgegend zusammen zu des Teufels Haimgarten*.⁶⁵ In der Nacht vor dem 1. Mai, der Walpurgisnacht, *da müssen alle Hexen vor ihrem Meister erscheinen und reiten sie auf einem Besen durch den Rauchfang dahin. Deshalb machen alle an diesem Abend ein mächtig Feuer auf ihrem Herd, fahren dann aus mit dieses Feuers Qualm. In diesen Nächten geschehen dann auch vorzüglich die fleischlichen Vermischungen mit dem bösen Feind, darin die Wechselbälger erzeugt werden*.⁶⁶ Andere *enterische*⁶⁷ Orte, Treffpunkte der Hexen in jeder Samstagnacht, sind *hochgelegene Ödungen und alte Richtstätten*.

Die Hexen haben eine Aufgabe: *Auf Befehl ihres höllischen Meisters müssen [die Hexen] ihren Mitmenschen so viel verderben, als nur immer möglich*.⁶⁸

Dieser Teufels- und Hexenglaube war ursprünglich kein „Volksglaube“, sondern er war Teil der kirchlichen Lehre vom Teufel und von den Dämonen, die sich seit dem hohen Mittelalter in Europa ausgebreitet hatte und im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit zu einer unvorstellbaren Angst vor den bösen Mächten und zu den Hexenverfolgungen geführt hatte.⁶⁹ Bis zur Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils betete der Priester nach einer in Latein gelesenen „stillen Messe“ auf Deutsch in einem Gebet an den Erzengel Michael: *Du aber, Fürst der himmlischen Heerscharen, stoße den Satan und alle bösen Geister, welche zum Verderben der Seelen in der Welt umherschweifen, mit göttlicher Kraft hinab in die Hölle*.

Leoprechting definiert den Hexenglauben: *Unter Hexerei versteht man einen Zauber, welcher als teuflisch dem von Gott kommenden Wunder entgegensteht*.⁷⁰ Der am Lechrain in der Mitte des 19. Jahrhunderts von Leoprechting aufgezeichnete Hexenglaube ist also ein Beleg für das Weiterleben dieser Vorstellungen, über deren Herkunft als mögliche Relikte vorchristlicher Kulte und über deren möglicherweise reale Inhalte in Form von tradierten Kulturen eine unüberschaubare wissenschaftliche und pseudowissenschaftliche Literatur vorliegt.⁷¹

Leoprechting ist die Herkunft des Hexenglaubens aus der kirchlichen Lehre offenbar nicht bewusst. Er schreibt, es *sei ein eben so großer als weitverbreiteter Irrthum, daß man die Geistlichkeit beschuldigt, dem Aberglauben [gemeint ist der Hexenglaube] geflissentlich Vorschub zu leisten. Das gerade Gegentheil ist der Fall*. Ein großer Teil der Priester sei *vom verneinenden Geist der Zeit [...] angesteckt*⁷² – damit gemeint ist die Aufklärungsphilosophie. Ein Beweis dafür, dass die Kirche den Aberglauben nicht fördere, sei die Meinung des Volkes dazu: *Daß gerade der gemeine Mann in Altbayern nichts mehr beklagt, als daß seine Geistlichen einen so schlechten Glauben an die Hexen und Truden und die Verzauberungen jeder Art haben und alles als einen sündhaften Aberglauben verwerfen, kann sich jedweder überzeugen, der auf das Land hinausgehen mag*.⁷³

Die Herkunft des Aberglaubens führt Leoprechting auf Wanderschäfer aus Württemberg zurück, was wohl kaum der Überlieferung dieser in ganz Europa verbreiteten Vorstellungen gerecht wird: *Vor allem sind es die Schäfer, wie sie aus Württemberg nach Bayern kommen, welche in Teufelsbeschwörungen und Ausübung jeder Art von schwarzer Kunst unglaublich bewandert sind. Eines christlichen Glaubens sind sie meist gänzlich baar; doch was von katholischen Segen und Weihungen ihnen tauglich, das ist ihnen, obwohl sie zumeist protestantischer Abkunft, gut bekannt*.⁷⁴

In die Zauberei werden die Hexen wie diese Schäfer *durch Bündnisse mit dem Bösen eingeweiht*⁷⁵. Hexerei, so Leoprechting, ist also erlernt, während das „Truden“ angeboren ist, verursacht durch einen Zauber der Mutter für eine leichte Geburt. Truden werden im Alter oft zu Hexen. Man erkennt die Hexen an ihrer Hässlichkeit und daran, dass sie wie auch die Truden *fett essen wollen, alles muß in Schmalz gebachen seyn*.⁷⁶ Leoprechting bringt verschiedene Möglichkeiten, wie man Truden und Hexen erkennen kann, unter anderem auch den in vielen Teilen Europas bekannten

60 Leoprechting, S. 103

61 Leoprechting, S. 103

62 Zu diesem Strudel: Leoprechting, S. 105, S. 106

63 Leoprechting, S. 111, S. 113, S. 119, S. 120, S. 121

64 Ein Beispiel für einen Hexer enthält die Sage *Das verhexte Sträußl*, Leoprechting, S. 84

65 Leoprechting, S. 118; auch die Hexensage *Der feuige Kohlenhaufen*, Leoprechting, S. 119, spielt in der Teufelsküche. S. dazu Lichtenstern, Leoprechting

66 Leoprechting, S. 17

67 „enterisch“ bedeutet „befremdlich, ungewöhnlich, nicht geheuer“; Schmeller S. 103

68 Leoprechting, S. 14

69 Dazu ausführlich: Delumeau, Angst, S. 81 ff, S. 358 ff, S. 511 ff

70 Leoprechting, S. 8 f

71 Delumeau, Angst, zum Beispiel zur Diskussion um die Realität des Hexensabbats, der am Lechrain nach Leoprechting in den Teufelsküchen stattfand, S. 537 ff

72 Leoprechting, S. 6

73 Leoprechting, S. 7

74 Leoprechting, S. 6

75 Leoprechting, S. 8

76 Leoprechting, S. 10. Zu den Gründen der Ausgrenzung bestimmter Frauen in der Dorfgesellschaft s. Lichtenstern, Leoprechting, S. 85

Hexenschemel: *In der heiligen Nacht während der Mette vermag der; so auf einem Schemel von neuerlei Holz kniet, alle Hexen und Truden in der Gemeinde zu erkennen, denn dieselben knien ärschlings mit dem Rücken gegen den Hochaltar.*⁷⁷ Dieser Mann muss aber noch vor dem Ende der Mette wieder zu Hause sein, sonst wird er von den Hexen und Truden auf dem Heimweg zerkratzt und womöglich blind gemacht. Das geschah einem Burschen in Schondorf 1852, berichtet Leoprechting.

Hexen haben ihre „Kunst“, den Mitmenschen zu schaden, von anderen Hexen gelernt, ihre Macht haben sie vom Bund mit dem Teufel.

Leoprechting bringt viele Beispiele und Erzählungen über Schadenzauber. Eine Vorstufe der Hexenkunst ist das *Verneiden*⁷⁸, das Schädigen von Tieren, aber auch von Kindern durch den bösen Blick, auch das eine weit verbreitete Vorstellung. Die Truden, die dämonischen Geister junger Frauen, deren Leib, während sie *truden*, wie tot im Bett liegt, *drucken* in der Nacht *Menschen und Tiere. Sie thun es theils aus Wollust, theils aus Haß.*⁷⁹ In dieser seltsamen Vorstellung, für die Leoprechting eine Reihe von Erzählungen bringt, steckt offensichtlich die späte Nachwirkung des alten Glaubens an Sukkuben und Inkuben, Dämonen, denen ähnliches nachgesagt wurde.⁸⁰

Die Hexen entziehen den Kühen die Milch, indem sie an Zaunstecken und anderen Gegenständen melken. Sie verursachen Krankheiten im Stall durch vergrabene Zaubermittel, Mäuseschäden auf den Feldern, Wirbelwinde, Unwetter, indem sie das Wasser peitschen, und unheilbare Krankheiten bei den Mitmenschen. Alle diese Arten von Schadenzauber finden sich schon im „Hexenhammer“ des Dominikaners Heinrich Institoris, Straßburg 1487, einem Buch, das für den Hexenwahn und die Hexenverfolgung eine ausschlaggebende Bedeutung hatte.⁸¹

Mittel gegen Hexerei

Weil alles Leid und Unglück des Lebens durch die Kräfte des Bösen erklärt wurde, versuchte man Schutz- und Gegenmittel zu gewinnen. Viele bietet die Kirche mit ihren schon angeführten vielfältigen Sakramentalien, den Weihen, mit den Schutzheiligen und den besonderen Andachten. Aber der Volksglaube vertraute darüber hinaus den oft geheimen Mitteln der „weißen Magie“ gegen die Hexerei, die „schwarze Magie“. Leoprechting berichtet darüber: *Die richtige Anwendung der weißen Kunst [...] ist äußerst schwer; und da sie heutzutage von so vielen ganz ungebildeten Menschen betrieben wird, artet sie sehr aus und entlehnt oder vermischt gern heilige und teuflische Dinge.* Darum erwartete man Hilfe nur von Geistlichen, aber es gebe fast keine mehr, die sich damit befassen oder auch nur daran glauben. In ihrer Not wenden sich die Menschen an zweifelhafte Helfer. Deshalb *und durch die zunehmende Gottlosigkeit breitet sich die schwarze Kunst immer mehr aus, und kommen selbst bei geweihten Sprüchen schon Teufelsanrufungen vor.*⁸² Die Angst vor Zauber sei so groß, dass man sich oft mehr davor als vor Gott und seiner Strafe fürchte. Über die Religion werde oft leichtfertig geredet, nicht aber über Hexen, weil man fürchtet, dass diese es hören und sich rächen könnten.

Wirksame Mittel gegen die Schädigung durch Hexen waren nach dem Glauben der Menschen alles das, was in der

Kirche bei den verschiedenen Anlässen geweiht wurde. Zum Beispiel schützte, wie schon angeführt, der an Dreikönig aus geweihtem Wasser und Salz gebildete Salzstein auf Reisen, und die Palmbuschen und die Kräuterbüschen wurden als wirksame Mittel gegen Zauber betrachtet. Man sieht, dass sich die kirchlich geübte Frömmigkeit und der so genannte Aberglaube hier nur schwer voneinander abgrenzen lassen.

Darüber hinaus gibt es im Volksglauben wirksame Zaubermittel gegen die Hexerei und die Rituale der „weißen Kunst“. Hartinger schreibt dazu: *In Analogie zu der ohnehin gewaltigen Fülle kirchlicher Segnungen entwickelten die Gläubigen eine geradezu hypertrophe Anzahl von individuellen und kollektiven Gebärden, Handlungen und Dingverwendungen, um körperliche Unversehrtheit, psychisches Wohlergehen und seelischen Frieden vor den Anfechtungen der bösen Geister und deren Helfer in Gestalt der Hexen und anderen teuflsverfallenen Menschen zu sichern.*⁸³

Man glaubte, dass bestimmte Pflanzen und Tiere Schutz vor den bösen Mächten geben konnten. Das ist wieder der uralte Gedanke der „Sympathie“, des geheimen Zusammenhangs und der gegenseitigen Einwirkung von Dingen der belebten und unbelebten Natur aufeinander.⁸⁴ Die Hauswurz auf dem Dach schützte vor Blitzschlag, der Zwergwacholder, der *Sävling, dessen Geruch den Hexen unausstehlich*⁸⁵, wurde deshalb in den Zaun vor dem Haus verflochten. Gegen Hexenzauber half auch der Haselstecken im Palmbuschen und der gewöhnliche Wacholder, der *Kranewit*. Dessen Beeren wurden zum Ausräuchern verwendet, sein Holz zu Geißeln für Pferde, zu Rührstecken für das Buttern und zu Trinkgefäßen, alles Bereiche, wo man Zaubereien fürchtete. Im Stall sollte ein lebender Bock, am besten ein weißer, die Pferde vor Zauber schützen.⁸⁶ Im Zusammenhang mit dem Fest Maria Himmelfahrt (15. August) und der Kräuterweihe kommt die Vorstellung der „Sympathie“ deutlich zum Ausdruck: *Während dieser Zeit [des „Frauendreißigt“ von Maria Himmelfahrt bis Maria Namen am 12. September] ist die ganze Natur am freundlichsten gesinnt, die Kräuter und Wurzeln haben die mehrste Kraft, weshalb man sie jetzt auch brocken und graben muß, die giftigen Tiere [...] sind während dem nicht giftig und die beste Zeit sich ihrer zu bemächtigen. Besonders die Krotten fängt man gerne im Frauendreißigt, speißt sie an langen, geschälten Gerten und läßt sie mit dem Sonnenniedergang verenden, worauf sie in den Ställen aufgehängt werden. Da sammelt sich denn alles Gift, so etwa im Stalle befindlich, in ihren Körpern und weicht nimmer aus.*⁸⁷

Schutz geben auch Amulette, zum Beispiel mit dem Zeichen des Trudenfußes⁸⁸ auf an Lichtmeß geweihtem Wachs. Man bringt dieses an Häusern, Ställen, Betten und Wiegen an, zum Schutz vor den Truden. Leoprechting zitiert einen Zauberspruch gegen die Truden: *Trudenkopf [...] ich verbiete dir mein Haus und Hof, mein Roß- und Kuhstall, ich verbiete dir meine Bettstatt, mein Fleisch und Blut, mein Leib und Seele; trude in ein ander Haus [...]*⁸⁹.

84 „Sympathie“ in WDV S. 39, S. 790; „Sympathie“ in HDA Bd. 8, Sp. 619. Hartinger, Religion, S. 57 f, glaubt dabei nicht an Reste einer alten Naturreligion. Er spricht von den elementaren Lebensbeziehungen, die auf dem alltäglichen Umgang mit der Natur beruhen.

85 Leoprechting, S. 170; Beispiele für Schutzpflanzen in HDA, Bd. 3, Sp. 1909

86 Leoprechting, S. 226; ein Bock als Mittel gegen Hexen s. a. in HDA, Bd. 3, Sp. 1909

87 Leoprechting, S. 191. Weitere Beispiele über den Glauben an Zaubereffekten von Pflanzen in dieser Zeit in: Veit – Lenhart, Kirche, S. 161

88 Der Trudenfuß, das Pentagramm, ist ein fünfeckiger Stern aus einer durchgezogenen Linie, der schon in Ägypten und in der Antike verwendet wurde und im Humanismus, zum Beispiel bei Agrippa von Nettesheim und Paracelsus, als bedeutungsvolles magisches Zeichen beschrieben wird. S. Hansmann, Kriss-Rettenbeck, Amulett, S. 159 ff

89 Leoprechting, S. 26. Die Befehlsform findet sich oft in Zaubersprüchen. S. Hampp, Beschwörung, S. 115 ff

77 Leoprechting, S. 13. Dazu: Kretzenbacher, Santa Lucia, S. 116

78 Leoprechting, S. 17

79 Leoprechting, S. 10

80 Delumeau, Angst, S. 377; HDA, Bd. 1, „Alp“, Sp. 287 f

81 Delumeau, Angst, S. 376

82 Leoprechting, S. 16

83 Hartinger, Religion, S. 242

Ein Amulett aus der Natur gegen die Truden ist der Trudenstein. Das ist ein Kieselstein mit einem Loch, *je kleiner und schwärzer er ist, je kostbarer ist er*⁹⁰. Die Verwendung derartiger Steine als Amulett, deren Kraft auf dem Loch beruht, ist aus vielen Gegenden Deutschlands und darüber hinaus bekannt. Weil die Wöchnerin und ihr Kind für besonders gefährdet gehalten wurden, trugen Hebammen stets einen Trudenstein mit sich.

Wenn die Gefahr oder der Schaden groß ist, helfen nach Meinung der Leute nur noch Zaubermittel und Rituale, die aber nur wenigen Eingeweihten bekannt sind.

Der Feuerbann

Den *Feuerbann*⁹¹, den Schutz gegen Brände, können nur *Feuerbesprecher* [...] richtig legen. Leoprechting stellt das Vorgehen dar: *Eines der gewöhnlichsten Mittel hierum besteht darin, daß man das Herz einer Fledermaus, den Magen einer schwarzen Henne, rothes Wachs, das an einem Lichtmeßsonntag geweiht worden, und Jungfrauenpergament*⁹² nimmt und in einen Hadern [Lumpen] steckt, der aus einem Hemd genommen, darin eine reine Jungfrau zum erstenmal ihre Reinigung gehabt; dann gräbt man solchen Binkel in der zwölften Mittagsstund an den vier Ecken des Gebäudes einen Schuh tief in die Grundmauer und betet ein ganzes Vierteljahr jeden Abend das Sankt Johannes Evangelii⁹³, wodurch das Haus vor jedem Feuer auf immerdar gebannt ist.

Über die Wirkung dieses Zaubers erzählt Leoprechting, dass vor wenigen Jahren ein Gutsbesitzer nur sein Haus „fest“ machen ließ. Der Feuerbesprecher legte aber auch einen Feuerbann um einen kleinen Schupfen mitten zwischen den Ställen und Scheunen. Bald darauf brannten diese ab, nicht aber der Schupfen. Der Gutsbesitzer, so sagte man ihm nach, hatte in den hoch versicherten Gebäuden selbst Feuer gelegt.

Dieser Feuerzauber ist ein Beispiel für alle Rituale der weißen und der schwarzen Magie. Man verwendet bestimmte Gegenstände, denen eine besondere Kraft zugeschrieben wird, das Ritual, das Vorgehen, ist genau festgelegt und muss genau eingehalten werden, sonst ist es wirkungslos. Beim Zauber wird im Unterschied zum Gebet ein Zwang auf die höheren Mächte ausgeübt, das Gebet stellt die Erfüllung des Anliegens in das Ermessen Gottes.⁹⁴ Das im Zauberritual vorkommende Beten des Johannesevangeliums ist also kein echtes Gebet, sondern ein abergläubischer, magischer Gebrauch des Textes.

Wenn es im Stall fehlt – weiße gegen schwarze Magie

Auch der Schadenzauber, den Hexen gelegt haben, erfordert zur Lösung ein aufwendiges Ritual, einen Gegenzauber. Bei unerklärlichen Krankheiten von Kühen und Pferden holt man einen *Hexenmeister*; [der] *den bösen Menschen und der schwarzen Kunst durch die weiße Kunst entgegenzuarbeiten versteht. Es gibt zwar ihrer Viele, aber sehr Wenige haben wirklich Wissenschaft. Die etwas verstehen, werden oft weite*

Tagereisen hergeholt.⁹⁵ Sie verdienen mit ihrer Kunst auch sehr viel Geld.

Ausführlich beschreibt Leoprechting das Vorgehen des Hexenbanners. Um festzustellen, ob das Vieh wirklich hexent ist, steckt dieser ein Messer in die Schwelle des Stalls und legt Osterbrot darauf. Das Messer muss am St. Johannstag zwischen elf und zwölf Uhr gemacht sein. Wenn es im ganzen Stall fehlt, bricht die Klinge und das Brot fällt herunter. Den kranken Tieren streicht man mit dem Osterbrot und einer Eberwurz, einer Silberdistel, einem häufig verwendeten Zauberkraut,⁹⁶ dreimal über den Rücken *in den drei höchsten Namen* [Anrufung der Dreifaltigkeit], dann bohrt man Löcher mit einem Zauberböhrer in den Futtertrog und in die Türschwelle. In die Löcher steckt man in einen Lumpen eingewickelt drei geweihte Palmkätzchen, drei Osterbrotbrösel, zwei Johannishänd [Knollen vom Knabenkraut]⁹⁷, einen Benediktuspfeffernig⁹⁸ und geweihtes Oster Salz. Die Löcher werden im Namen der hl. Dreifaltigkeit zugestöpselt mit einem Pfropfen von Elsenbeerenholz [Traubenkirsche, galt als hexenabwehrend, weil sie schon an Walpurgis blüht]⁹⁹. Das Elsenbeerenholz muss an einem Goldenen Sonntag¹⁰⁰ vor Sonnenaufgang in drei Schnitten gegen Osten zu geschnitten werden. In den Pfropfen werden drei Kreuze eingekerbt. Dieses Gegenzauberritual muss an einem Freitag geschehen.

Das Beispiel zeigt die Verwendung von Gegenständen und Gebeten kirchlicher Frömmigkeit in Verbindung mit Zaubermitteln aus der Natur und die große Bedeutung der genauen Einhaltung der komplizierten Regeln, die in vielen Einzelheiten wiederum an kirchliche Rituale erinnern.

Wenn der Gegenzauber nicht hilft, wird nach einem vergrabenen Hexenzauber gesucht. Dazu braucht man eine Hagebuttenrute mit drei Zweigen. Die stachelige Heckenrose war bei vielen Völkern ein Mittel des Schutzes vor Hexen.¹⁰¹ Man musste sie bei Vollmond schneiden mit drei Schnitten nach Osten gewendet und dabei sprechen: *In drei Teufels Namen schneide ich dich ab*¹⁰². Der Zauberspruch verwendet also in Analogie zur Anrufung der Dreifaltigkeit die Anrufung „In drei Teufels Namen“. In die Rute wird dreimal der Name Jesu eingeschnitten. In den rechten Schuh legt der Hexenbanner dann zwei Dornen vom Rosenstock kreuzweis auf ein Papier und geht, in der linken Hand die Rute, durch den Stall, bis er an einer Stelle nicht mehr weiter gehen kann. *Der Fuß ist dann wie eingewurzelt, thut keinen Ruck, und gräbt man an dieser Stelle auf, hat man noch immer Todtenbeiner [und] Haarzöpfe [...] gefunden*¹⁰³. Die-

95 Leoprechting, S. 27 f. Einen Gegenzauber wie in der hier zitierten Erzählung *Wenn es im Stall fehlt* enthält auch die Sage *Das verhexte Sträußl*, Leoprechting, S. 84, wo ein männlicher Hexer den Schaden im Stall und Krankheit der Kinder verursacht hat. Der *Hexenherr* ist hier ein Geistlicher. Auch gegen das *Verneiden* wird ein ähnliches Ritual mit Brot und einem Messer verwendet; Leoprechting, S. 17

96 „Eberwurz“ in: WDV S. 156; in HDA Bd. 2 Sp. 529 als zauberabwehrendes Mittel und als Mittel, das Körperkraft verleiht. Der Blütenboden der Eberwurz wurde gegessen. In Schwaben nennt man sie „Herrgottskrone“. Diese Analogie zur Dornenkrone könnte ein Grund für die zugeschriebene Kraft sein.

97 WDV S. 411, S. 457

98 WDV S. 74

99 „Traubenkirsche“ in: HDA, Bd. 8, Sp. 1124

100 Sonntag, auf den ein Marienfest fällt; Leoprechting, S. 153. Der goldene Sonntag ist sonst im Volksglauben der Dreifaltigkeitssonntag; s. WDV S. 148

101 „Heckenrose“ in WDV S. 337 f

102 Leoprechting, S. 29

103 Leoprechting, S. 29. *Mehrere Päcklein mit Beiner und Haarzöpf* werden gefunden in der Sage *Das verhexte Sträußl*, Leoprechting, S.87. In der Sage *Verwunschener Kohlenhaufen*, Leoprechting, S. 74, findet der Schmied von Pürgen, dem kein Kohlenmeiler mehr brennt, an einer Ecke der Kohlstatt einen vergrabenen Katzenkopf. [Katzen sind Hexentiere]. Mit *Teufelsdreck*, einem asiatischen Harz, das gegen dämonische Kräfte verwendet wurde [HDA, Bd.8, Sp.747], und dem Lcsen des [Prologs des] Johannesevangeliums vertrieb er den Zauber.

90 Leoprechting, S. 92; HDA, Bd. 8, Sp. 1174; Lochsteine aus der Natur wurden schon in der Altsteinzeit als Amulette verwendet, siehe Hansmann, Kriss-Rettenbeck, Amulett, S. 20 f; S. 181 A 573: Trudenstein als Mittel gegen Truden und gegen Blitzschlag

91 Leoprechting, S. 22 f

92 Haut eines neugeborenen und ungetauften Kindes; s. HDA, Bd. 4, Sp. 851

93 Gemeint ist der Prolog des Johannesevangeliums; dieser wurde häufig als Zaubermittel und auf Amuletten gebraucht. Grund ist die dort ausgesprochene Macht des Wortes. Schon Augustinus berichtet über die magische Verwendung dieses Textes. S. HDA, Bd. 4, Sp. 731.

Beispiele dazu aus Süddeutschland in Grube-Verhoeven, Regine: Die Verwendung von Büchern christlich-religiösen Inhalts zu magischen Zwecken. In: Bausinger, Zauberei, S. 15 f, S. 18 ff

94 „Zauber“ in: WDV S. 990

ses Hexenwerk verbrennt man dann auf dem Herd, die Asche wird in rinnendes Wasser geworfen.

Im Fall, wenn auch dieser Gegenzauber nicht hilft, gibt es ein weiteres, noch schwierigeres Verfahren, um zu helfen, das Leoprechting ebenfalls mit allen Einzelheiten wiedergibt. Das Vieh wird dann endlich gesund, aber die Hexe wird krank *oft bis zum Sterben, denn all das Siechthum, womit sie das Vieh verhext, fährt nunmehr in ihren Leib.*¹⁰⁴ Das Ritual des Hexenmeisters hat also den gerechten Ausgleich hergestellt.

Schwarze Magie, Frevel und Spott

In den bisher wiedergegebenen Hexensagen geht es vorwiegend um den Schutz vor dem Bösen. Dass die weiße und die schwarze Magie nicht leicht zu trennen sind, zeigte die Anrufung des Teufels bei einem Ritual gegen Hexenzauber.

Leoprechting bringt auch einige Erzählungen, in denen es um die Ausübung der schwarzen Magie geht. Dem *thätigen Aberglauben*¹⁰⁵, wie Leoprechting diese nennt, *[liegt] stets ein ausübender Zweck zu Grunde, und welcher der zunehmenden Wuth nach Reichthum und Genuß die Mittel herbeschaffen soll, dieselbe zu befriedigen.* Neben dem in den Hexengeschichten dargestellten Zweck, den Mitmenschen zu schaden, verwenden Menschen also die schwarze Magie auch dazu, sich Reichtum zu verschaffen. Diesen hoffte man sich unter anderem durch das Heben von Schätzen zu gewinnen.

Armeseelen-Beschwörung

Im Jahr 1847, so erzählt Leoprechting, *verbanden sich an die achtzehn Einwohner von Pflugdorf, [...] um unter Anführung eines Württembergers, welcher bei der Wirthin als ein Schweizer diente, eine arme Seele zu beschwören, einen vergrabenen Schatz, ob dem sie nicht zur Ruhe gelangen konnte, ihnen abzulassen und dadurch selbst erlöst zu werden*¹⁰⁶. Der Glaube an das Umgehen der Armen Seelen wird also dazu verwendet, um sich zu bereichern. Die Mittel dazu sind, dass die Verschworenen drei Nächte lang ohne Unterbrechung den Rosenkranz beten – Gebet als Mittel der schwarzen Magie! – und eine Jungfrau¹⁰⁷, die drei Tage und Nächte lang nicht schlafen darf. Durch dieses Ritual gelang es, die Schatztruhe bis vor die Haustür zu zaubern, aber dann sah der Hausbesitzer den Teufel auf der Truhe¹⁰⁸ sitzen und er bekam einen Krampf und begann zu schreien. *Der Schrecken, der dadurch alle befiel, brach den Zauber: Auch kam der Schweizer aus seinem Lesen heraus, welches allweg ärschlings wie bei den Juden geschehen muß, und so verschwand gählings die Truhe.* Der Schweizer hatte also ein Zauberbuch, in dem er rückwärts lesen musste. Das Rückwärtslesen eines Gebetes oder Segensspruches wird verwendet, um Böses zu bewirken.¹⁰⁹ Das beschriebene Ritual ist ein typisches Zauberritual. Mit Zauber versucht man die jenseitigen Mächte zu etwas zu zwingen, hier dazu, den Schatz herauszugeben.¹¹⁰ Dieser Fall von Schatzhebung mit magischen Mitteln wurde, so Leoprechting, bekannt und angezeigt, als es die Beteiligten noch einmal versuchen wollten. Allerdings wurde das Verfahren im Zusammenhang mit den Revolutionsereignissen von 1848 eingestellt.

104 Leoprechting, S. 32

105 Leoprechting, S. 5 f

106 Leoprechting, S. 43 f. Bei einer Schatzsuche in Sandau 1820 wurde ein magisches Gerät, ein Erdspiegel, verwendet. S. Münzer, Schatzgräber, S. 111 f

107 „Jungfrau“ in: HDA, Bd.4, Sp. 849; Jungfrauen wurde eine besondere Glücks- und Zauberkraft zugeschrieben, u. a. beim Suchen von Schätzen

108 Der Teufel als Hüter von Schätzen ist ein häufiges Motiv, zum Beispiel hütet der Teufel die Schatztruhe des Lechbadens in Landsberg; s. Landsberger Geschichtsblätter 1903, S. 4

109 „rückwärts“ in: HDA, Bd. 7, Sp. 845

110 „Zauber“ in: WDV, S.990

In Utting spielt eine weitere Erzählung mit einem noch makabereren Inhalt¹¹¹: Mitte der vierziger Jahre gruben dort fünf Männer die Leiche einer Frau aus, die bei der Geburt ihres Kindes mit diesem gestorben war. Eine solche Frau wurde im Volksglauben einer Jungfrau gleichgestellt, schreibt Leoprechting. Die Männer tun das nackt – Nacktheit gehört zu vielen Zauberritualen¹¹² – um Mitternacht. Sie tragen den Sarg dreimal um den Friedhof herum, einer legt sich nackt in das Grab. Ihr Ziel ist es, von der Armen Seele der Frau die richtigen Nummern der Lotterie zu erfahren, was ihnen angeblich sogar gelingt. Allerdings erhielten die Beschwörer ihren Gewinn nicht, weil die Sache *ruchbar wurde*.

Teufelsbündnisse und Hostienfrevel

Die schwarze Kunst, so glaubte man, stammt vom Teufel. Wie die Hexen, so Leoprechting, schlossen auch Männer Teufelsbündnisse. Im Weberlgraben bei Mundraching gehen vier Weber als Gespenster um, die sich dort mit dem Teufel verbündet hatten¹¹³. Dorthin wurde vom Pfarrer von Stadl auch der Geist des Jägers Gaisbreuter aus Pflugdorf in einer Flasche, einem *Blutzer*, gebannt. Von Gaisbreuter heißt es, dass er sich von der Kirche abgewendet hatte und *tief eingeweicht war in die schwarze Kunst.*¹¹⁴

In der Überlieferung zur Volksreligion bei Leoprechting gibt es auch Beispiele der bewussten Ablehnung oder des Missbrauchs der kirchlichen Frömmigkeit, wobei es nicht immer um die Ausübung der schwarzen Magie geht. Dieser Teil des Volksglaubens, der entweder ein Missbrauch oder eine Negation des Glaubens der Kirche und der Gemeinschaft ist, soll unter dem Begriff des „Frevels“ zusammengefasst werden, wobei der Begriff im Sinn einer bewussten Verletzung übernatürlicher Personen und Kräfte aufgefasst wird.¹¹⁵

Ein Mittel zur Zaubermacht ist in der Erzählung *Der Wildanbanner*¹¹⁶ eine geweihte Hostie, nach dem Glauben der katholischen Kirche der Leib Christi. Der Gebrauch von Hostien als Zaubermittel ist vielfach überliefert. Sie ist eine Reaktion auf die Betonung der Lehre von der Transsubstantiation, der Wesensverwandlung durch die Kirche.¹¹⁷

Ein Mann aus Weil namens Andrä Welzmüller konnte das Wild anbannen, also bewegungsunfähig machen, so dass er es nur zu ergreifen brauchte. Als er starb, zeigte sich der Grund für diese Zauberkunst. Er lag drei Nächte, konnte nicht sprechen und nichts essen und trinken, der Körper war gelähmt, mit den Händen zeigte er immer auf seinen Kopf. Auf die Aufforderung des Pfarrers öffnete der Bader die Haut mit einem Schnitt und man fand zu aller Schrecken eine geweihte Hostie. Der Pfarrer zog sie zitternd heraus, sogleich starb der Frevler unter schrecklichem Jammern. Wer eine geweihte Hostie bei sich trägt, so glaubte man, kann nicht sterben.

Auf andere Weise frevelte die Wirtin von V. mit einer Hostie.¹¹⁸ Sie vermutete, dass die todkranke Oberdirn ein Verhältnis mit dem Wirt gehabt habe, und wollte das herausbringen. Dazu verkleidete sie sich als Geistlicher, die andere Magd musste als Mesner auftreten. Die Wirtin hörte die Beichte der Sterbenden und gab ihr eine Kartoffelscheibe als Hostie.

111 Leoprechting, S. 45 f

112 Hartinger sucht die Erklärung dafür in den jüdischen Reinigungsvorschriften, nicht, wie, sonst meist angegeben wird, in der rituellen Nacktheit in antiken Religionen. Hartinger, S. 11 f

113 Leoprechting, S. 124

114 Leoprechting, S. 125

115 „Frevel“ in: HDA, Bd. 3, Sp. 79. Im allgemeinen Sprachgebrauch ist Frevel ein Rechtsdelikt.

116 Leoprechting, S. 62

117 Hartinger, Religion, S. 142

118 Leoprechting, S. 72

Religionsspötter

Um Strafen für Lästerer geht es in einigen Erzählungen über Religionsspötter.¹¹⁹

Drei Burschen aus Weil gingen vom Veitsmarkt in Landsberg heim.¹²⁰ Sie kamen in ein heftiges Gewitter, *Donner krachte schauerlich, und die Blitze flammten lichterloh über das Gefild*. Zwei der Burschen fürchteten sich sehr, aber der dritte, der Sohn des Karpfenbauern, ein Rüpel und ein *Religionsspötter*, führte lästerliche Reden. *Der Petrus und sein Anhang thun einmal wieder ein feines Kegelscheiben halten*, sagte er, und, bei einem heftigen Donnerschlag, rief er: *Jetzt hat der Petrus den mittleren Kegel geschossen!* Kaum hatte er das gesagt, kam aus den schwarzen Wolken ein Blitz und fuhr durch ihn hindurch, dass er tot niederstürzte. Den beiden anderen, die rechts und links von ihm gegangen waren, hat es *nicht ein Härlein* gekrümmt.

Aus Walleshausen wird die Bestrafung eines Mannes erzählt, dessen Lästerung weit über den Scherz über das Kegelscheiben im Himmel hinausgeht.¹²¹ Ein Bauernknecht namens Mathies war ein arger Lästerer und Säufer. Als der Wirt am Jakobstag, wo im Unterland zwei Feiertage hintereinander sind, beim Englischen Gruß vorbetete, störte er das Gebet mit Spötereien. Als ihm der Wirt zurief: *Du versoffener Lump, kannst du nit auch beten!* schrie dieser, so laut er konnte: *Der Teufel ist der Herr geworden und hat den Engel über die Stiegen hinunter geworfen!* Beim letzten Wort biss er sich so auf die Zunge, dass er heftig blutete und mit dem Kopf auf dem Tisch aufschlug. Als man ihn aufhob, sah man die Zunge aufgeschwollen *aus dem Maul heraushängen*. Fünf Tage und Nächte lag er unbeweglich da, der Körper wurde ganz schwarz, dann starb er allen Lästerern zur Warnung. Der Ausspruch des Knechtes bezieht sich auf die Offenbarung des Johannes (12.7-9), in der der Sieg des Erzengels Michael über den Drachen, den Teufel, erzählt wird. Er behauptet, der Teufel habe in diesem Kampf gesiegt.¹²²

Ein Beispiel für einen Frevel im Jahr 1850, also nur fünf Jahre vor dem Erscheinen des Buches, stammt aus Thaining.¹²³ 1850, als der große Ablass [anlässlich des Heiligen Jahres] verkündet wurde, spotteten zwei Kauderer [Kleinhändler, Hausierer] im Wirtshaus in Thaining darüber und fragten einen Bauern, ob er ihnen nicht ihren Ablass abkaufen wolle für sein Seelenheil. Er fiel darauf herein und zahlte ihnen 30 Kreuzer. Kaum hatte er das Geld hingelegt, fielen sie auf den Boden und waren tot, was überall in der Umgegend mit Schrecken erzählt wurde.

Auffällig ist, dass der Schauplatz für Religionsspott und Frevel mehrfach ein Wirtshaus ist. Das ist auch sonst überliefert und passt dazu, dass das Wirtshaus von der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit als gottloser Ort angesehen wurde.¹²⁴

Auch ein falscher Eid wurde als Frevel angesehen, weil dabei Gott zum falschen Zeugen gemacht wurde. Eine Erzählung aus Rott, ebenfalls aus dem Jahr 1850, berichtet von einem Bauern, den wegen eines Meineides ständig der Teufel in Gestalt eines Jägers begleitete und *ihn zu hüten schien*.¹²⁵ Schließlich befreite ihn der Pfarrer und bannte den *bösen Feind*.

Lästerungen wurden von den Theologen als schlimmste aller Sünden angesehen, weil sie gegen Gott gerichtet sind. Deshalb fürchtete man die Strafe Gottes nicht nur für den

Frevler, sondern für die ganze Gemeinschaft durch Unwetter oder Seuchen.¹²⁶ Die Lästerer wurden streng bestraft, die Geistlichen versuchten durch Beispielgeschichten wie die von Leoprechting erzählten, die Menschen zu erziehen. In diesen Geschichten, die immer den Ort und den Zeitpunkt nennen, bestraft Gott den Frevler mit dem plötzlichen Tod.¹²⁷ Es ist also wahrscheinlich, dass die Erzählungen Leoprechtings sich nicht auf reale Ereignisse beziehen, sondern Predigtinhalte wiedergeben, die dann weitererzählt wurden. Trotzdem kann man annehmen, dass es vergleichbare Vorfälle gegeben hat, die den Anlass zu den Predigten und Gesprächen darüber boten. Fluchen und gotteslästerliche Reden waren in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet, wie der bis ins 20. Jahrhundert andauernde Kampf der Prediger dagegen beweist.¹²⁸

Fasching

Leoprechting erzählt auch von Spott über die Religion und ihre Zeremonien, der in der Dorfgesellschaft üblich und akzeptiert war, für den man also keine Strafen Gottes zu fürchten brauchte. Am Ende des Faschings, am Aschermittwoch, so berichtet er im Rahmen seiner Darstellung des Bauernjahres,¹²⁹ wird in Dörfern ohne Pfarrer der *Brauch des Begrabens der Faßnacht* geübt.¹³⁰ Dabei kommt es zur *spöttischen Nachahmung kirchlicher Verrichtungen*, doch, so urteilt er, *liegt in der Absicht der Leute durchaus nichts kirchlich feindliches*. Es handelt sich um die Parodie einer kirchlichen Beerdigung mit einer *Roßblache* [Pferdedecke] an einer Mistgabel als „Fahne“, einem „Pfarrer“ mit einem alten Buch und dem „Mesner“ mit einem Gefäß voll Wagenschmiere, das er wie ein Rauchfass schwingt: Dazu wird das „Paternoster gebetet“: *Schnapsbruder nost – er;* alle antworten: *Amen*.

Der Umzug geht durch das Dorf, es wird mehrmals gehalten, die Faßnacht wird jedes Mal in den Schnee geworfen, der „Pfarrer“ spricht dann das *Evangelium*, einen Unsinnstext mit religiösen Anspielungen, z. B. *der kohlschwarze Pfaff, [...] bald [wenn] der sagt Sanktus, Sanktus, versteh ich fangts 'n, fangts 'n, und lauf zur Kirchthür hinaus*. Beim nächsten Halt spricht der „Pfarrer“ *die besoffene Schuld*, eine Parodie verschiedener Gebete der Messfeier, unter anderen des Schuldbekenntnisses und des Glaubensbekenntnisses: *Ich armer elender Trinker widersage allen bösen Weibern. Ich glaube an den Herrn Wirth, wie an den Herrn Bäck, und glaube auch alles Übrige, wie daß zehn Maas Bier ein guter Trunk, und zwölf Pfund Fleisch eine gute Suppe siedet, welches alle versoffene Bier- und Schnapsbrüder glauben. Mit diesem versoffenen Glauben bekenne ich, daß ich oft und oftmals getrunken habe, aus Kanteln, Krügen, Schüsseln, Häfen und Gläsern; ich habe mich versoffen wider die zehn Groschen, wider die sieben Kreuzer, wider die fünf Pfennig meines Heirathsgutes. Solches alles mein Geld ist jetzt versoffen, und ich klopfе nun an meinen leeren Geldbeutel, und schrei aus vollem Halse: Oh Herr Wirth, sey mir armen Sünder gnädig!*

Schließlich wird die Faßnacht im größten Misthaufen feierlich begraben, die „Leichenrede“ ist ein weiterer Unsinnstext.

Die Herkunft der Fastnachtbräuche ist in der volkskundlichen Literatur umstritten. Früher wurden meist antike Vorbilder oder ein heidnischer Frühlingsbrauch angenom-

119 Diese Erzählungen gehen wohl meist auf die barocke Predigtliteratur zurück. S. Moser-Rath, *Predigtmärlein*, S. 129 ff

120 *Ein Wetterlästerer*. Leoprechting, S. 63

121 *Noch ein Lästerer*. Leoprechting, S. 63

122 Zur blasphemischen Anrufung des Teufels s. Scharfe, *Religion*, S. 200

123 *Der Ablassfrevler*. Leoprechting, S. 64

124 Cabantous, *Blasphemie*, S. 122

125 *Ein falscher Schwur*. Leoprechting, S. 65

126 Cabantous, *Blasphemie*, S. 11 ff. Delumeau, *Angst*, S. 588

127 Cabantous, *Blasphemie*, S. 56 ff

128 Cabantous, *Blasphemie*, S. 56 ff, bringt dazu viele Beispiele. Siehe auch Scharfe, *Religion*, S. 162 ff

129 Leoprechting, S. 162

130 Das Begraben der Fastnacht ist ein verbreiteter Brauch; s. „Fastnacht“ in: WDV S. 201. Moser, *Fastnacht*, S. 329 ff

men,¹³¹ heute wird das Faschingstreiben meist im Zusammenhang mit dem Kirchenjahr gesehen, also als Brauchtum aus christlicher Tradition.¹³² Dietz-Rüdiger Moser hat nachzuweisen versucht, dass die Fastnacht letztlich ihre Wurzeln in der Zwei-Staaten-Lehre des Kirchenvaters Augustinus habe. Die „Verkehrte Welt“ des Faschings mit ihren Masken und Rollen stelle als Spiel das Reich des Teufels dar, die *Geringwertigkeit eines Lebens rein irdischer Gesinnung*¹³³ in Anlehnung an die antiken Saturnalien im Gegensatz zum Reich Gottes, das mit der Fastenzeit anbreche. Die Faschingsbeerdigung habe den Sinn, den Fasching gegen die Fastenzeit deutlich abzugrenzen. Moser schreibt, dass die Kirche seit dem 18. Jahrhundert streng darauf achtete, dass der Fasching mit dem Faschingsdienstag endete, früher wurde teilweise noch am Aschermittwoch weitergefeiert.¹³⁴ Dies lesen wir auch bei Leoprechting – ein Hinweis darauf, dass sich die Kirche am Lechrain noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht ganz mit ihrer Vorschrift durchgesetzt hatte. Das Begraben, so Moser, *geschah im allgemeinen durchaus nicht zum Spott oder zur Verachtung der Begräbniszereemonien, wie manche Kritiker argwöhnen, sondern es entsprach einfach dem Brauch, einen Verstorbenen beizusetzen, und dieser Brauch wurde auch für die Darstellung der „verkehrten Welt“ in Anspruch genommen.*¹³⁵

Diese Deutung des Brauches übersieht meines Erachtens aber die Funktion für die Beteiligten. Die Beerdigung war sicher für sie nicht nur die Markierung des Endes der Faschingstage, sondern auch eine Möglichkeit, der Kirche und ihren Normen durch das Mittel des Spotts entgegenzutreten, Distanz zu schaffen durch die Parodie der Gebete und Zeremonien.¹³⁶ Auch wenn Mosers Argumentation für die Entstehung des Faschings als Darstellung der Abkehr von Gott mit dem Ziel, deren „Narrheit“ und Selbstverherrlichung bloßzustellen,¹³⁷ durch die Fülle der Belege überzeugt, so waren die Faschingsbräuche, wie auch das Beispiel zeigt, doch für die Beteiligten zu einem Anlass geworden, die Abkehr von den religiösen Auffassungen zumindest zeitlich begrenzt zu bejahren und auszuleben. Es ist sicher kein Zufall, dass die Faschingsbeerdigung nur in Dörfern ohne Pfarrer durchgeführt wurde.

Die Religion des Volkes

Das Material Leoprechtings, das er in seinem Buch verarbeitet hat, stammt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. War das, was die Leute in den Dörfern am Lechrain dem Pörringer Schlossherrn erzählten, der Volksglaube dieser Zeit in Bayern? Oder hat man ihm vielleicht das erzählt, was er hören wollte, was man aus der Überlieferung noch wusste, aber nicht mehr wirklich glaubte – die vermeintlich heidnisch-germanischen Glaubensinhalte im Sinne Jacob Grimms? Über die religiöse Situation in den Dörfern des Lechrains könnten die Visitationsprotokolle der Pfarreien Aufschluss geben. Leider sind diese im 2. Weltkrieg im Archiv der Diözese in Augsburg verbrannt. Einen Hinweis gibt aber ein Visitationsprotokoll der Pfarrei Mariae Himmelfahrt in Landsberg von 1822, verfasst von Stadtpfarrer Anton Alois Friesenegger¹³⁸. Darin heißt es im Anschluss an die Klage, dass sich *der gemeine Mann Gott nicht nach der*

reinen Lehre des Evangeliums sondern vielmehr nach seinen eigenen Leidenschaften und Denkungsart bildet, dass der Aberglaube sehr verbreitet ist: Man bemerkt nur selten Spuren des Unglaubens, desto mehr aber des Aberglaubens. Dieser Aberglaube wird mit *verderblichen Büchern* – gemeint sind Zauberbücher – in Zusammenhang gebracht. Diese gebe es wenig, weil das *Hausieren der Landkrämer [...] hier ohnehin aufs Strengste verboten* sei. Wir erfahren also indirekt, dass diese Bücher als wichtige Quelle des Aberglaubens auf dem Land verbreitet waren. Auch *Aberglauben in Hinsicht auf Schatzgräberei* komme vor.¹³⁹

Der Volksglaube in Bayern im 18. und 19. Jahrhundert

Phintan Michael Phayer hat die Religiosität des Volkes in Bayern im 18. und 19. Jahrhundert untersucht.¹⁴⁰ Seine Darstellung stützt sich nicht wie bei Leoprechting auf Erzählungen der Leute, sondern vor allem auf die Berichte von Pfarrern. Auf das Jahr 1797 bezogen schreibt ein Geistlicher: *Die Gemeinde kommt [...] fleißig in die Kirche [...]. Sie empfängt öfter den Hl. Sakrament und haltet den Sakramentalien in Ehren. [...] Die Fest- und Fasttage werden verkündet und gehalten. Am Sonn- und Feiertag wird der H. Rosenkranz in der Kirche [...] abbetet. Es erscheint auch das Volk dabei ziemlich zahlreich. Öffentliche Sünder; Gotteslästerer oder Leute, die Aberglauben treiben, sind in unserem Kirchspiele kaum bekannt. [...] Wegen Ketzerrey oder Aufbewahrung ketzerischer Bücher ist hier niemand verdächtigt. [...]*¹⁴¹

Aus anderen Quellen wird aber deutlich, dass vielerlei abergläubische Praktiken üblich waren, das Osterscheit gegen Blitzschlag, Amulette, Rituale mit festen Regeln, von denen die Wirkung abhängt, u. v. a., vor allem für die Fruchtbarkeit der Felder und gegen Krankheiten. Phayer urteilt: *Einige der sakramentalen Segnungen grenzten an Aberglauben oder waren [...] abergläubische Mittel. [...] Bemühungen des Staates [...] Äußerungen des Aberglaubens zu unterbinden, stießen auf erbittertsten Widerstand seitens der Landbevölkerung. [...] Zwischen Glauben und Aberglauben lagen tausenderlei Schattierungen.*¹⁴²

Die Prediger unterstützten die Auffassung, dass das Gedeihen der Feldfrüchte von Gott abhängt. Naturkatastrophen werden als Strafe Gottes angesehen. Grundzug des Lebens war die ständige Gefährdung, die Unsicherheit. Ein Pfarrer schreibt 1772: *Wir leben stets zwischen Angst und Hoffnung.*¹⁴³

Die durch die Aufklärung und die Säkularisation verursachten Änderungen, die staatlichen Verbote vieler Bereiche der Volksfrömmigkeit, verhinderte zunächst nicht das Weiterleben dieser voraufklärerischen Religiosität, führte aber oft zu Konflikten zwischen den Geistlichen, die die staatlichen Verbote unter Strafandrohung einhalten mussten, und dem Volk. Hinweise darauf findet man, wie schon angeführt, auch bei Leoprechting.

Zum Beispiel erwarteten die Menschen die Abwendung der 1816/17 herrschenden Hungersnot von der Wiederzulassung von Bittgängen und Wallfahrten, wofür viele Bittgesuche an die Regierung gerichtet wurden.¹⁴⁴

Erst langsam änderte sich die Einstellung der Menschen: *Der Mensch mußte lernen, daß gesellschaftliche Stellung und wirtschaftliche Lage nicht unveränderliche Größen sind, die nur vom Willen Gottes abhängen [...], sondern daß diese Dinge durch den menschlichen Willen geändert werden können.*¹⁴⁵

Obwohl die meisten Pfarrer den *Aberglauben* bekämpfen und für eine *Vernunftreligion* sind¹⁴⁶, bleibt die Volksreligi-

131 Hartinger, Religion, S. 215

132 So auch im katholischen Lexikon für Theologie und Kirche, S. 981. „Spottmessen“: Parodien des Messtextes und des kirchlichen Begräbnisses wurden seit dem Mittelalter als Polemik gegen Laster verwendet. Sie wurden nicht als frivol empfunden.

133 Moser, Fastnacht, S. 42

134 Moser, Fastnacht, S. 328

135 Moser, Fastnacht, S. 329

136 Scharfe, Religion, S. 175

137 Moser, Fastnacht, S. 96

138 Pfarrarchiv MH Landsberg am Lech, Schachtel Dekanat / Visitationen

139 Damit spielt er auf die Schatzgräberei in Sandau 1820 an. S. Münzer, Schatzgräber, S. 106 ff

140 Phayer, Religion

141 Phayer, Religion, S. 31

142 Phayer, Religion, S. 32 ff

143 Phayer, Religion, S. 42

144 Brunner-Schubert, Volkskultur, S. 89

145 Phayer, Religion, S. 80

146 Phayer, Religion, S. 146

on erhalten, wie ein Pfarrer 1826 berichtet: *Übrigens ist [...] der größte Theil dieser Gemeinde so wie der Umgegend zum Aberglauben geneigt, und bei Krankheiten und Unglücksfällen der Menschen wie des Viehs, besonders bei den häufigen Hagelschäden müßten Hexen und böse Leute im Spiel sein.*¹⁴⁷

Ein anderer Geistlicher klagt im selben Jahr, dass die Bauern nicht mehr an Hexen und Gespenster glauben, aber auch nicht mehr an den Teufel und die Hölle.¹⁴⁸ In den viel gelesenen Zeitschriften und in den Wirtshäusern werde über die Religion gespottet, dort legten die Leute ihren „Aberglauben“ und die Religion ab.¹⁴⁹

Das Buch Phayers beweist also, dass sich der alte Volksglaube in Bayern bis ins 19. Jahrhundert weitgehend erhalten hat, wenn sich auch eine Krise der Religiosität abzeichnen beginnt. Die Bestandsaufnahme Leoprechtings für den Lechraim wird also durch Phayer bestätigt.

Religion und Magie

Wenn man die Inhalte und Praktiken der von Leoprechting überlieferten Volksreligion überblickt, fällt die Vermischung von vielerlei Traditionen auf: Die kirchliche Liturgie geht über in auf den ersten Blick magische Rituale wie beim Verstreuen der Asche vom Aschermittwochsgottesdienst, geweihte Kerzen von Lichtmess schützen wie bestimmte Pflanzen oder Amulette gegen als Schadenszauber interpretierte Krankheiten oder Naturgewalten, vorchristliche Traditionen wie die Astrologie haben im Volksglauben genauso Platz wie der aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit stammende, schon bei den Naturvölkern verbreitete Glaube an Hexen und böse Geister, und schließlich findet man auch Beispiele für Religionsspott und Frevel. Neben den Geistlichen, besonders den Franziskanern, die Mittel gegen das Böse kennen und anwenden, gibt es Kundige in der weißen Magie, die komplizierte Rituale verwenden, wie man sie in vielen Religionen außerhalb des Christentums findet.

Aus diesem Grund konnte auch der Versuch der Ordnung des Materials nach „kirchliche Frömmigkeit“, „Aberglaube“ und „schwarze Magie und Frevel“ nur zum Aufzeigen von Schwerpunkten, nicht aber zu einer eindeutigen Abgrenzung dieser Bereiche führen.

Das Problem der Unterscheidung von Religion und Magie ist nicht auf die von Leoprechting berichteten Inhalte begrenzt, es ist ein allgemeines Problem der Analyse der Volksreligion, wie ja auch die Beispiele Leoprechtings, wie an einigen Stellen gezeigt wurde, natürlich nicht eine regionale Volksreligion des Lechraims darstellen, sondern sich an vielen, oft weit entfernten Orten in gleicher oder ähnlicher Weise nachweisen lassen.

Deshalb soll im Folgenden versucht werden, mit Hilfe der Literatur einige Probleme und Kennzeichen der Volksreligion in Abgrenzung zur „Hochreligion“ der katholischen Kirche herauszuarbeiten, um auf diese Weise die Mentalität der Menschen in den Dörfern am Lech in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besser verstehen zu können.

Über die Abgrenzung der Begriffe Religion und Magie gibt es eine umfangreiche Diskussion in der Wissenschaft, vor allem in der Ethnologie, die von Forschungen bei Naturvölkern ausgeht, und in der Volkskunde oder Kulturwissenschaft. In dem Sammelband *Magie und Religion*, herausgegeben von Leander Petzold,¹⁵⁰ findet man eine Reihe sich zum Teil widersprechender Auffassungen, meist bezogen auf den Bereich der Ethnologie, von einer klaren Abgrenzung der beiden Bereiche bis zur Auffassung, dass diese nicht möglich ist.

Der Unterschied wird meist in der Einstellung des Handelnden gesehen: Bei der Magie ist dieser von der zwingenden Kraft des Rituals überzeugt, der Zweck ist oft egoistisch, während der Mensch in der Religion sich dem Willen Gottes oder der Götter unterwirft, diesen verehrt, auf Hilfe nur hofft und sie nicht fordert und erzwingt.¹⁵¹ Rudolf Kriss¹⁵² unterscheidet religiöse und profane Magie. Die religiöse Magie arbeite *mit der Automatik numinoser Kräfte*, profane Magie mit *Kräften, die in bestimmten Zaubermitteln angenommen werden*. Wenn der Mensch seinen Willen durchsetzen will, das *Heil förmlich erzwingen will*, kann dies, so Kriss, in *magische Bereiche hinüberwechseln*. In Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre befinde sich ein Gläubiger, wenn er die Wirkung von Sakramentalien oder geweihten Gegenständen nur *kraft kirchlicher Fürbitte und frommen Gebrauchs* erwarte.

Die Magie wirkt nur bei *minutiöser Einhaltung* des Rituals.¹⁵³ Es handelt sich dabei um praktische Handlungen als Mittel zu einem bestimmten Zweck, bezogen auf menschliche Tätigkeiten und Zustände, Jagd, Bodenbestellung, Handel, Liebe, Krankheit und Tod.¹⁵⁴

Viele Autoren sind der Auffassung, dass es fließende Übergänge zwischen Religion und Magie gibt.¹⁵⁵ Die Hochreligion sei *durchsetzt mit Magie*, schreibt zum Beispiel Bertholet¹⁵⁶ und verweist auf den *Berührungszauber mit Reliquien* und die häufige Mischung von Gebet und magischem Ritual im Christentum. Wenn christliche Rituale oder Gebete einen Zweck haben wie die Fruchtbarkeit der Felder oder die Abwendung von Gewittern, können sie sekundär einen *magischen Charakter* erhalten, meint Jensen.¹⁵⁷ Zur Magie würden sie aber nur, wenn Zwang ausgeübt werden solle, was in der Regel nicht zutreffe.

Andere Autoren gehen soweit, dass sie das Problem der Unterscheidung von Religion und Magie als ein künstliches beurteilen, das wissenschaftlich nicht zu lösen sei. Religion und Magie seien ununterscheidbar. *Wo verläuft die Grenze zwischen Unterwerfung und Anspruch, die als Trennungslinie zwischen Religion und Magie dienen soll? Sie muss willkürlich gezogen werden und kann nicht durch irgendeine wissenschaftlich objektive Methode gefunden werden*, schreibt Petterson.¹⁵⁸ Ökonomische Anliegen wie eine gute Ernte oder die Heilung von Krankheiten seien Hauptmotive von Religion und Magie. Auch im christlichen Gottesdienst gebe es nicht nur Verehrung und Dank, sondern auch Bitten um Erfüllung menschlicher Bedürfnisse, wie das Vaterunser zeige. Feste Rituale finde man im Bereich der Magie und der Religion.

In einer psychologischen Erörterung des Problems kommt Danzel zum Ergebnis, dass *Ritus, Kultus, Zauberei, Magie [...] Mittel der Weltbewältigung* seien. Ihr Sinn liege in der *durch sie verursachten subjektiven Wirkung auf den Ausübenden selbst*.¹⁵⁹

Die Frage nach dem Grund für die häufig beobachtete Wirksamkeit magischer Praktiken erklärt Claude Lévi-

147 Phayer, Religion, S. 150
148 Phayer, Religion, S. 211
149 Phayer, Religion, S. 213

150 Petzold, Magie. Auch der von Hermann Bausinger herausgegebene Sammelband: „Zauberei und Frömmigkeit“ behandelt den Grenzbereich von Religion und Magie.

151 Petzold, Magie, Einleitung, S. XI. Beth, Karl, Das Verhältnis von Religion und Magie. S. 33. In Petzold, Magie

152 Kriss, Rudolf: Zum Problem der religiösen Magie und ihrer Rolle im volkstümlichen Opferbrauchtum und Sakramentalien-Wesen. In Petzold, Magie, S. 386, 390, 398

153 Petzold, Magie, Einleitung, S. XI

154 Malinowski, Bronislaw: Die Kunst der Magie und die Macht des Glaubens. In: Petzold, Magie, S. 84, S. 90

155 Petzold, Magie, Einleitung, S. XII

156 Bertholet, Alfred: Das Wesen der Magie. In Petzold, Magie, S. 112, S. 132

157 Jensen, Ad., E.: Gibt es Zaubehandlungen? In Petzold, Magie, S. 281 ff

158 Petterson, Olof: Magie – Religion. In Petzold, Magie, S. 319 ff

159 Danzel, Theodor, Wilhelm: Die psychologische Bedeutung magischer Bräuche. In Petzold, Magie, S. 79

Strauß mit dem Glauben der Beteiligten und der Gesellschaft.¹⁶⁰

Aus der Sicht der katholischen Kirche, der die Menschen, von denen Leoprechting berichtet, alle angehörten, gehört jede Magie zum sündhaften Aberglauben, weil der Mensch auf seinen eigenen Willen und auf die Kraft magischer Handlungen und Gegenstände vertraut statt auf die Hilfe und Gnade Gottes, die die Kirche und der Gläubige in Sakramenten, Sakramentalien und Gebeten erbittet. Inwiefern sich die Menschen am Lechraim allerdings dieser Unterscheidung bewusst waren, ist aus den Erzählungen Leoprechtings nicht mit Sicherheit zu erschließen. Hat man den geweihten Palmbuschen – er soll als Beispiel für die vielen geweihten Schutzmittel stehen – als magisch wirkendes Mittel oder als geweihten Gegenstand, der die Bitte um Schutz vor Bränden vergegenständlichen soll, betrachtet? Schon die Frage zeigt, dass die Betroffenen diese Art zu denken wohl kaum nachvollziehen könnten. Der Palmbuschen hat eine große Kraft, er schützt, weil er geweiht ist, weil wir auf die Hilfe Gottes hoffen und vertrauen, würden sie wohl antworten. Die von Kriss vorgeschlagene Unterscheidung ist also bei den Beispielen Leoprechtings wohl kaum durchzuführen. Will der Bauer, der in seinem Haus den Palmbuschen aufhängt, die Verhinderung eines Blitzschlags „erzwingen“ oder erwartet er die Hilfe „kraft kirchlicher Fürbitte“? Die „Grenze zwischen Unterwerfung und Anspruch“, von der Petterson schreibt, ist bei diesen Fällen kirchlich geprägten Brauchtums kaum festzulegen. Die Trennung von Glaube und Aberglaube wird dem tatsächlichen Ineinander nicht gerecht, [weil] es ein seelisches Faktum [ist], das aller sondernden theologischen Begrifflichkeit Widerstand leistet, schreibt dazu Hermann Bausinger.¹⁶¹ Hartinger dagegen ist der Auffassung, dass man die Fähigkeit der Menschen zum symbolhaften Denken, im Beispiel also zur Vorstellung des Palmbuschens als einem geweihten Gegenstand, der den Segen Gottes symbolisch darstellt, nicht unterschätzen sollte. Die Menschen seien aus dem Bereich der Kirche damit vertraut gewesen. Deshalb müsse man mit dem Urteil „magisches Denken“, das er aber nicht ausschließt, vorsichtig umgehen.¹⁶²

Auffällig ist, dass in der Volksreligion, wie viele Beispiele Leoprechtings zeigen, die von der Kirche angebotenen Hilfen und die „abergläubischen“, von ihr bekämpften, vielfach nebeneinander verwendet werden, sodass es nicht selten schwer fällt festzustellen, ob bestimmte Mittel wie geweihte Gegenstände im Sinn der Kirche oder als magische Mittel angesehen wurden. Zu diesem Problem gibt Hartinger eine einleuchtende Erklärung:

Wenn das Bedürfnis nach Gesundheit, Wohlstand und Zukunftssicherung durch die Gnadengüter der Kirche allein nicht zufriedengestellt wurde, griff man [unbedenklich] immer wieder zu einer Kumulierung unterschiedlichster Sicherungsmaßnahmen, unabhängig von ihrer Herkunft, wie man heute noch gleichzeitig dem Facharzt vertraue, aber auch eine Wallfahrt mache. Dies ist ein hervorstechende[s] Kennzeichen des religiös motivierten mitteleuropäischen Volksbrauches.¹⁶³ Hier zeige sich, so Hartinger, dass es trotz der vom Christentum bestimmten Religiosität eine grundsätzliche Opposition zumindest zu einem korrekten christlichen Verhalten [gibt], zur Anheimstellung im Sinne von Lenz Kriss-Rettenbeck.¹⁶⁴

Eindeutig zuordnen kann man die Rituale der schwarzen und weißen Magie. Sowohl die von Leoprechting berichteten Rituale zur Schatzsuche wie die gegen Schadenzauber zeigen alle Kennzeichen der Magie: den auf das Leben des Handelnden bezogenen Zweck, zum Teil einen ganz egoistischen wie Reichtum, und das komplizierte Ritual, das nur Eingeweihte kennen und von dessen genauer Einhaltung der Erfolg abhängig ist. Bei diesen Ritualen wurden teilweise auch geweihte Gegenstände und religiöse Texte verwendet. Hier ist der magische Gebrauch eindeutig – Osterbrotbrösel gegen Hexenzauber und Rosenkranzgebet zur Hebung einer Schatztruhe wurden verwendet, weil man von der „zwingenden Kraft“ überzeugt ist, nicht weil man auf die Hilfe Gottes hofft und vertraut. Ähnlich ist das Ritual des Schöpfens von Wasser an Ostern, an dessen besondere Kraft man glaubt, zu beurteilen.

Religion und Angst

Jean Delumeau zeigt in seinem Werk: *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts* die große Bedeutung von Ängsten für die Geschichte und die Mentalität der europäischen Völker. Ängste entstehen als Reaktionen auf wirkliche Bedrohungen wie Seuchen und Krankheiten, Kriege, Naturereignisse wie Missernten oder Blitzschläge, aber auch auf vorgestellte Bedrohungen durch den Teufel, durch Dämonen und Hexen. Das Werk von Leoprechting ist ein Beleg dafür, dass noch im 19. Jahrhundert am Lechraim das Leben von solchen Ängsten beherrscht war, wobei die realen Bedrohungen, wie die Beispiele gezeigt haben, auf den bösen Feind, den Teufel, und seine Helfer zurückgeführt wurde. Diese Auffassung, dass alles Unglück nicht natürliche Ursachen habe, sondern eine Folge von Hexerei sei, war seit dem Mittelalter allgemein verbreitet, die Teufels- und Dämonenfurcht in der frühen Neuzeit besonders in den führenden Schichten.¹⁶⁵ Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bekämpfte diese Auffassung. In der Erzählung: *Der verhexte Widem*¹⁶⁶ erzählt Leoprechting von einem Geistlichen, der sein Unglück im Stall und den Misswachs auf den Feldern auf natürliche Ursachen zurückführte und alle Hinweise auf Schadenzauber als sündhaften Aberglauben ablehnte, aber durch einen kundigen und christlichen Bauern erkennen musste, dass die Ursache des Unglücks zwei Hexen waren – ein Lehrbeispiel für die alte Auffassung und gegen die Aufklärung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die alles beherrschende Angst führte auch dazu, dass das Zusammenleben in den Dörfern von Misstrauen und Hass der Menschen gegeneinander geprägt war. Die Hexen waren immer Frauen aus dem nächsten Lebensumkreis.¹⁶⁷ Die lange Liste von Merkmalen, die Leoprechting überliefert hat, an denen man die Hexen und Truden erkennen kann, sind ein Beispiel dafür.¹⁶⁸

Die Religion, die kirchliche wie die Volksreligion, war das wichtigste Mittel gegen diese Ängste. Vor allem die vielen Sakramentalien, die Weihen und die geweihten Gegenstände, und die Heiligen boten Schutz und das Gefühl der Sicherheit. Leoprechting bringt, wie gezeigt, viele Beispiele dafür, dass alle Lebensbereiche einbezogen wurden: Die Geburt, die Hochzeit und der Tod, die Krankheiten, das Haus, die Tiere im Stall und die Felder und Wiesen. Für alle Gefahren gab es Gegenmittel. Delumeau bringt dazu als Beispiel ein in Venedig 1779 neu aufgelegtes Buch für die Geistlichen, das über hundert Weihen und Beschwörungen enthält, die sich nur auf das materielle Leben beziehen, auf

¹⁶⁰ Levi-Strauss, Claude: Der Zauberer und seine Magie. In Petzold, Magie, S. 257

¹⁶¹ Bausinger, Zauberei, S. 9

¹⁶² Hartinger, Religion, S. 94, S. 243

¹⁶³ Hartinger, Religion, S. 32

¹⁶⁴ Hartinger, Religion, S. 30. Zum Begriff der „Anheimstellung“ s.: Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen, S. 94

¹⁶⁵ Delumeau, Angst, S. 89; Hartinger, Religion, S. 6

¹⁶⁶ Leoprechting, S. 47. Zu den Geistlichen als Gegner des Hexenglaubens s. o. in: Die bösen Mächte

¹⁶⁷ Delumeau, Angst, S. 74 ff

¹⁶⁸ Leoprechting, S. 8 ff

die Herden, den Wein, das Brot, das Öl, die Seidenraupen, die Scheunen, das Ehebett, die Brunnen, die Luft, den Sturm und den Hagel, die Würmer, Ratten, Schlangen und andere Schädlinge.¹⁶⁹

Distanz, Sakrileg und Unglauben

Leoprechting berichtet an einigen Stellen über Menschen, die bewusst und absichtlich gegen die kirchlichen Lehren und Gebote verstoßen, wie im Abschnitt über schwarze Magie, Frevel und Religionsspott gezeigt wurde.

Der in der Dorfgesellschaft geübte Brauch der Faschingsbeerdigung belegt mit seiner parodistischen Verspottung der Liturgie und Gebete eine gewisse Distanz zur Kirche, einen Freiraum zumindest für die Faschingszeit. Dies gilt in stärkerem Umfang für das Lästern, wobei Scherze wie die Deutung des Donners als *Kegelscheiben* im Himmel oder das Angebot, den Ablass zu verkaufen, wie das Faschingstreiben Distanz zeigen zu dem, was die Geistlichen predigten, aber sich wohl auch im Rahmen des üblichen Freiraums der Menschen gegenüber der Religion bewegen. Dies alles gehört wohl zu *den leichtfertigen Rede[n]*, von denen Leoprechting schreibt.¹⁷⁰

Anders ist das Beispiel von dem Knecht zu sehen, der im Wirtshaus schreiend behauptet, der Teufel habe Michael besiegt. Er soll wohl – die Erzählung ist vermutlich ein Beispiel aus einer Predigt, – für Menschen stehen, die wirklich den christlichen Glauben ablehnen, allerdings nicht im Sinn des Atheismus. Bei einem solchen Menschen kann man nicht von Distanz zur Religion sprechen, eher von einem Glauben an die überlegene Macht des Teufels. Gotteslästerung sei, so paradox das klinge, ein Bestandteil der christlichen Kultur, meint Scharfe, weil sie darauf bezogen sei.¹⁷¹ Er geht noch einen Schritt weiter und meint, der Blasphemiker versuche durch den Akt der Lästerung *den Theatervorhang [der Religion] herunterzureißen in der Erwartung und fiebernden Hoffnung (oder Angst?), daß dahinter – gar nichts sei.*¹⁷² Im Akt der Gotteslästerung sei die *Ahnung einer großen Freiheit*, einer Welt ohne Gott, verborgen. Den betrunkenen Knecht in Leoprechtings Geschichte in einen solchen Zusammenhang zu stellen, wäre eine sehr kühne Interpretation. Eher könnte man an einen wütenden Widerspruch aus Zorn oder Verzweiflung gegen die als Zwang erlebte Autorität der Kirche denken.¹⁷³ Der Knecht in der Erzählung steht für viele solche Vorfälle. Blasphemie war nach Meinung vieler Prediger bis ins 19. Jahrhundert die häufigste Sünde.¹⁷⁴

Die Frevelaten der schwarzen Magie, der Beschwörung von armen Seelen, des Meineides und des Hostienfrevels gehören in einen anderen Zusammenhang. Die Menschen freveln, um für sich Vorteile zu erringen. Der Hostienfrevler glaubt daran, dass die Hostie der Leib Christi ist, den er magisch missbrauchen kann. Er nimmt die Strafe Gottes für das Sakrileg, an die er glaubt wie an die magische Macht der Hostie, für seinen Vorteil in Kauf – die typische Situation des literarisch oft behandelten Teufelsbündnisses.

Auch die Erzählung über die Wirtin, die das Bußsakrament und die Kommunion vortäuscht, berichtet über ein Sakrileg, den Missbrauch von Sakramenten. Dies könnte aber, anders als beim Hostienfrevler, ein Beispiel für Unglauben sein. Wer nicht an die Strafe Gottes glaubt, kann die Sakramente als Instrumente für einen egoistischen Zweck ohne Furcht gebrauchen.

Zusammenfassung

Leoprechtings Darstellung der Volksreligion am Lechrain im 19. Jahrhundert zeigt eine religiöse Praxis, die sich in vielem deutlich von der Religiosität der Gegenwart unterscheidet. Sie bewahrt in großem Umfang Inhalte und Einstellungen der Zeit vor der Aufklärung. Vor allem zwei Aspekte sind hervorzuheben: Einmal die Angst vor realen und vorgestellten Bedrohungen, die auf Strafen Gottes oder auf den Teufel zurückgeführt werden und gegen die eine Vielfalt von religiösen Mitteln eingesetzt wird, von der Kirche angebotene und „abergläubische“. Als Zweites die Religion als an die Dorfgesellschaft gebundenes Glauben und Handeln, das sehr stark durch den Vollzug von Ritualen geprägt ist. Religion, schreibt Dinzelbacher, war *Teilhabe an einer kollektiven Welt von Vorstellungen und Ritualen, d. h. [sie war] zuerst eine soziale Gegebenheit*¹⁷⁵.

Beide Aspekte hängen eng zusammen: Die Rituale sind Antworten auf die ständige Unsicherheit der Existenz. Im Handeln versuchte man, *das Drückende selbst zu erdrücken unter Abfolgen von rituellem Tun*¹⁷⁶, schreibt Scharfe. Er verweist auf Freud, der die peinlich genaue Einhaltung des Rituals, von dem im Volksglauben die Wirkung abhängig gemacht wird, als „Zwangshandlungen“ deutet.¹⁷⁷ Dieser Aspekt fällt besonders bei den als magisch zu bezeichnenden Ritualen auf, sowohl bei denen der weißen wie der schwarzen Magie. Scharfe bezeichnet die Art von Religion, für die nicht die Innerlichkeit, die Herzensfrömmigkeit im Mittelpunkt steht, sondern die peinlich genaue Einhaltung von Gesetzen und Vorschriften, als „Legales Christentum“.¹⁷⁸ Es ist für ihn das wichtigste Kennzeichen der Volksreligion. Die Magie deutet er in diesem Sinn als „zugespitztes Legales Christentum“¹⁷⁹.

Der Volksglauben ist bis auf wenige Elemente wie im Bereich der Astrologie bestimmt durch das christliche Weltbild, im Fall der Beispiele Leoprechtings durch die katholische Kirche. Die Menschen glauben *an die Erfahrbarkeit der himmlischen Hilfe auf dieser Erde*, die Kirche ist für sie *die große Hilfsgemeinschaft*¹⁸⁰. Aber auch der „Aberglaube“, die von der Kirche verworfenen und verbotenen Hilfsmittel der Volksreligion, die verwendeten Gegenstände und Rituale, hat vielfach einen Bezug zum kirchlichen Bereich.

Dinzelbacher unterscheidet zwischen „verordneter“ und „gelebter Religion“.¹⁸¹ Die Volksreligion besteht, das zeigt auch das Werk Leoprechtings, zunächst aus der „verordneten“ Religion, die von der Amtskirche festgesetzt und praktiziert wird. Dazu kommen in der „gelebten Religion“ weitere Elemente, die sich aber regional und epochal unterscheiden, die vor allem mündlich weitergegeben werden und, von der Kirche entweder empfohlen, geduldet oder auch verboten sind. Alle diese Elemente finden sich bei Leoprechting. Die Analyse der Erzählungen Leoprechtings ergibt also eine Bestätigung von Dinzelbachers These, dass die „verordnete“ und die „gelebte Religion“ nicht übereinstimmen. Auch die Aussage, dass die Unterschiede auf dem Land größer sind als in den Städten, weil sich hier von der „verordneten Religion“ ausgeschiedene Elemente länger erhalten, wird zum Beispiel durch den Hexenglauben in den Dörfern am Lechrain noch im 19. Jahrhundert gestützt.

Über die persönliche Frömmigkeit der Einzelnen erfahren wir bei Leoprechting nichts. Das heißt aber nicht, dass es sie nicht gegeben hat. Dazu müsste man sich zum Beispiel mit den Gebetbüchern befassen, die in den Familien verwendet wurden. Ein Beispiel dafür ist die Heiligenlegende, aus der man, wie Leoprechting berichtet, am Heiligen Abend gemeinsam gelesen hat.¹⁸²

175 Dinzelbacher, Volksrel., S. 78

176 Scharfe, Religion, S. 107

177 Scharfe, Religion, S. 108

178 Scharfe, Religion, S. 87 ff

179 Scharfe, Religion, S. 154

180 Hartinger, Religion, S. 129

181 Dinzelbacher, Volksrel., S. 85 ff

182 Leoprechting, S. 206

169 Delumeau, Angst, S. 92

170 Leoprechting, S. 16; Cabantous, Blasphemie, S. 210, schreibt: Blasphemie ist sehr häufig spontaner Bestandteil der gesprochenen Sprache

171 Scharfe, Religion, S. 158 in Anlehnung an Delumeau

172 Scharfe, Religion, S. 158

173 Cabantous, Blasphemie; Blasphemie als Hinweis auf Verzweiflung S. 207, auf Antiklerikalismus S. 208

174 Cabantous, Blasphemie, S. 26, S. 120 ff Beispiele aus Gerichtsakten

Gründe für das langsame Verschwinden des alten Volksglaubens sind, darin sind sich alle Autoren einig, die Gedanken der Aufklärung, die sich auch im religiösen Bereich durchsetzten, und eine neue Art von persönlicher Frömmigkeit. Vor allem hat das naturwissenschaftlich-kausale Denken dazu geführt, die vielfältigen Bedrohungen nicht mehr den göttlichen Strafen oder dem Wirken böser Mächte zuzuschreiben. Dieser „Entzauberungsprozess“ begann schon im 16. Jahrhundert.¹⁸³ Damit vergingen langsam auch die dadurch bedingten Ängste.¹⁸⁴ Der Kampf gegen die Angst war vor allem auch ein Kampf gegen den Aberglauben; er setzte auf das Mittel der Vernunft.¹⁸⁵

Allerdings kennt jede Zeit Defizite an Sicherheit und Geborgenheit, auf die die Religion Antworten zu geben versucht. Auch die Magie ist trotz des modernen Weltbildes nicht verschwunden, wie viele esoterische Praktiken und Sekten zeigen.

Literatur

Leoprechting, Karl Freiherr von: Aus dem Lechraim. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855

Lexika:

Bächtold-Stäubli, Hanns: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. [HDA] Berlin New York 1987

Erich, Oswald A., und Beitzl, Richard: Wörterbuch der deutschen Volkskunde [WDV] Stuttgart 1996

Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg 1964

Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch. München 1996

Bausinger, Hermann (Hg.): Zauberei und Frömmigkeit, Tübingen 1966

Brunner-Schubert, Isolda: Religiöse Volkskultur im Spannungsfeld von ‚Religionspolitik‘ und ‚Volkswillen‘ im ersten Viertel des 19. Jhdts. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1996

Chabantous, Alain: Geschichte der Blasphemie. Weimar 1999

183 Beutin, Wolfgang: Religiosität – Neuzeit. In: Dinzelbacher, Mentalitätsgeschichte, S. 137

184 So z. B. Delumeau, Angst, S. 605.

185 Vocelka, Karl: Ängste und Hoffnungen – Neuzeit. In: Dinzelbacher, Mentalitätsgeschichte, S. 297

Delumeau, Jean: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts. Hamburg 1985

Dinzelbacher, Peter (Hg.): Europäische Mentalitätsgeschichte, Stuttgart 1993

Dinzelbacher, Peter: „Volksreligion“, „gelebte Religion“, „verordnete Religion“. Zu begrifflichem Instrumentarium und historischer Perspektive. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1997

Epple, Alois: Der Magnusstab. In: 1250 Jahre St. Mang in Füssen. Jahrbuch „Alt Füssen“ 1999

Hampp, Irmgard: Beschwörung, Segen, Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde. Stuttgart 1961

Hansmann, Liselotte, und **Kriss-Rettenbeck**, Lenz: Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte. München 1966

Hartinger Walter: Religion und Brauch. Darmstadt 1992

Kretzenbacher, Leopold: Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volksglaube und Hochreligion im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas. München 1959

Kriss-Rettenbeck, Lenz: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1971

Lichtenstern, Anton: Lechraimsagen und Heimatgeschichte. Zur Deutung der Sagen Karl von Leoprechtings. Landsberger Geschichtsblätter 1994/95

Lichtenstern, Anton: 550 Jahre Landsberger Bauernbruderschaft. Landsberg 2002

Moser, Dietz-Rüdiger: Fastnacht - Fasching - Karneval. Das Fest der „Verkehrten Welt“, Graz 1986

Moser-Rath, Elfriede: Predigtmärlein der Barockzeit. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1957

Münzer, Klaus: Schatzgräber in Sandau bei Landsberg. In: Lech-Isar-Land 1985

Petzold, Leander (Hg.): Magie und Religion. Beiträge zu einer Theorie der Magie. Darmstadt 1978

Petzold, Leander: Dämonenfurcht und Gottvertrauen. Zur Geschichte und Erforschung unserer Volkssagen. Darmstadt 1989

Phayer, Fintan Michael: Religion und das Gewöhnliche Volk in Bayern in der Zeit von 1750-1850. München 1970

Scharfe, Martin: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln 2004

Veit, Andreas, und Lenhart, Ludwig: Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Freiburg 1956

Rk. Bürgermeister Dr. Ottmar Baur

Kommunalpolitik in Landsberg 1921 bis 1933

von Franz Xaver Rößle (Oberbürgermeister a.D.)

Einleitung

Die Weimarer Zeit wird politisch und demokratisch als eine Zeit des Scheiterns angesehen. Ein Blick in die Kommunalpolitik Landsberg 1921 – 1933, der Amtszeit von Dr. Ottmar Baur, zeigt aber auch, dass in der Weimarer Zeit mit Erfolg politisch gearbeitet wurde und die junge Demokratie funktionierte. Im politischen Weg von Dr. Ottmar Baur läßt sich beides erkennen: Erfolg und Scheitern.

Dass mit diesem Beitrag relativ unbekanntes Terrain in der Stadtgeschichte aufgehellert werden kann, wurde dem Verfasser, der sich natürlich auch für den Amtskollegen Dr. Baur interessiert, erst im Laufe der Arbeit selbst bewusst.

Lebenslauf

Dr. Ottmar Baur wurde am 30. März 1884 in Mattsies bei Türkheim als 12. Kind einer Landwirtsfamilie geboren. Er besuchte die höhere Schule im humanistischen Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg. Nach dem Abitur studierte er Rechts- und Staatswissenschaften in München und Würzburg und erwarb den Dokortitel. Dann trat er in München und Augsburg in den Justizdienst ein. Dort muss er gute Beurteilungen gehabt haben. Eine davon zitierte er später einmal selbst wie folgt: „Dr. Baur überragt nach seiner Persönlichkeit und seinen Leistungen die tüchtigen Beamten. Ich bezeichne ihn demnach als besonders tüchtig“. Er war

als Staatsanwalt in Augsburg tätig, als er sich in Landsberg bewarb.

Anfang 1921 ging der rechtskundige Bürgermeister Dr. Strasser nach Frankenthal. Die Stelle wurde ausgeschrieben. Wie es zur Bewerbung Dr. Baur in Landsberg kam, ist nicht ganz klar. Er hat seinen Vorgänger Dr. Strasser möglicherweise vom Akademischen Gesangsverein München, dessen Mitglied er war, gekannt. Dr. Strasser schilderte den Bewerbern die kommunalpolitische Situation als gut und harmonisch.

Politisch trat Dr. Baur als Unabhängiger an. Politisch aktiv ist er jedoch durchaus gewesen. Eine Konsumvereinstätigkeit wird einmal erwähnt, aber auch die Gründung eines Jungliberalenvereins. Dr. Baur hatte nach dem 2. Weltkrieg Kontakte zu Persönlichkeiten der FDP. Ob er den Liberalen als Mitglied angehörte, ist nicht geklärt. Er erwähnte im Rahmen seiner Bewerbung auch gute Kontakte zur Bayerischen Volkspartei.

Dr. Baur war, als er sich bewarb, ledig. Er lernte seine Frau Berta Maria Förster, aus gutem Haus in Fürth und in der Schweiz ausgebildet, in Landsberg durch seine erste Wohnung in der Spöttlinger Straße kennen. Sie war vordem mit dem Militärarzt Resch verheiratet gewesen. Nach der Ehescheidung heiratete sie Dr. Baur nach kurzer Verlobungszeit am 29.01.1923. Aus der Ehe sind ein Sohn und eine Tochter hervorgegangen.



Vermählungsanzeige 1923

Bürgermeisterdirektwahl 1921

Von den zahlreichen Bewerbern der Ausschreibung nahm eine Kommission des Stadtrats die Bewerber Dr. Hierl, Dr. Ottmar Baur und Dr. Überreiter in die engere Wahl. Angestrebt wurde ein Konsensverfahren dahin, dass sich der Stadtrat über seinen Kandidaten zur Bürgermeisterwahl einigen sollte. Dieser sollte den Bürgern als einziger Kandidat zur Wahl gestellt werden. Das Protokoll 15.03.1921 weist aus, dass die Vorstellung bestand, einen überparteilich neutralen Bürgermeister zu küren.

Die Bayerische Volkspartei (BVP) war jedoch der Meinung, als stärkster Fraktion stehe es ihr zu, einen Kandidaten ihrer Wahl zu präsentieren. Ihr Favorit scheint Dr. Hierl gewesen zu sein. Als dann mangels Einigung dennoch abgestimmt wurde, kam es jedoch anders: 10:9 Stimmen für Dr. Ottmar Baur, eine Überraschung oder wie die BVP sagte, ein Zufallsergebnis, weil bei der Abstimmung ein Vertreter der Bürgerlichen (und Bürgermeister Dr. Strasser, der bereits in Frankenthal war) fehlte.

Die Bewerber Dr. Hierl und Dr. Überreiter, die von der BVP favorisiert worden waren, zogen daraufhin ihre Kandidaturen zurück. Am 07.04.1921 präsentierte die BVP einen neuen Kandidaten: Dr. Josef Judenmann. Die Abstimmung endete diesmal 10:10. Der 2. Bürgermeister Dingel hatte darauf hingewiesen, dass die Vorstellung dieses Kandidaten im Stadtrat verspätet sei und deshalb korrekterweise auch dagegen gestimmt.

Die BVP zog nun ihre Konsequenzen und präsentierte Dr. Judenmann als ihren Parteikandidaten, Dr. Baur trat als der vom Stadtrat mit Mehrheit vorgeschlagene an. Damit hatten die Bürger Landsbergs eine echte Wahl.

Bürgermeisterwahl.

Auf Einladung des Stadtrates wird der Bewerber um den Bürgermeisterposten

Herr 2. Staatsanwalt Dr. Baur von Augsburg am Sonntag, den 24. April 1921, nachmittags 5 Uhr im Stadtsaal sprechen.

Hierzu ergeht an die Wahlberechtigten Einladung.
Landsberg, den 22. April 1921.

Anzeige des Stadtrats zur Wahlversammlung. Auch wegen der Übernahme der Kosten dieser Anzeige wurde gestritten

Es folgte ein kurzer aber heftiger Wahlkampf. Glaubt man dem Oberbayer. Generalanzeiger, Blatt der BVP, am Tag nach der Wahl, dann haben Anhänger von Dr. Baur damals Dr. Judenmann als Anfänger bezeichnet und seine norddeutsche Herkunft ins Feld geführt. Im Bayerischen Volksanzeiger erschien am 30.04.1921 eine ganzseitige Anzeige, deren Ausführungen gegen Dr. Ottmar Baur darin gipfelten, es dürfe „niemals in der zu zwei Dritteln nicht sozialistischen Stadt Landsberg einen Bürgermeister von Sozialisten Gnaden“ geben.

Das Wahlergebnis – der Generalanzeiger schrieb verschneift von einem nicht gerade deutlichen Vorsprung – war für die BVP eine herbe Niederlage: 1294 Stimmen für Judenmann und 1442 Stimmen für Dr. Baur bei einer hohen Wahlbeteiligung von 75%. Dr. Baur ahnte wohl, dass es sehr schwer für ihn werden würde, trotz des klaren Ergebnisses, denn er wird zitiert mit den Worten, dass „gegen die bayerische Volkspartei in der Stadt nicht regiert werden könne“. Aber es kam noch schöner.

Der Streit um den Vertrag

Es folgte gemessen am klaren Wahlergebnis ein grotesker Streit um den Vertrag des neuen Bürgermeisters. Die bürgerliche Mehrheit setzte bei den Verhandlungen um den Anstellungsvertrag mit Dr. Baur alles daran, die Amtszeit des Dr. Baur zum Intermezzo zu machen, und verlangte, unter Hinweis auf fehlende Verwaltungserfahrung, ein Probejahr des neu Gewählten, was bedeutete, dass nach einem Jahr die Mehrheit des Stadtrats eine erneute Wahl verlangen konnte. 5 Sozialisten und 2 Demokraten verließen daraufhin aus Protest die Stadtratssitzung. Der Volksanzeiger sprach demgegenüber von „Bedingungen des Staatsanwalts Dr. Baur“, weil dieser die Probezeit, die in Wahlgesetzen gar nicht vorgesehen war, ablehnte. Vermutlich weil gegen die BVP nicht zu regieren war, sah Dr. Baur damals keine andere Möglichkeit, als den ihm angebotenen Probevertrag so anzunehmen.

Bei der Amtseinführung sprach der Vertreter des Bezirks ORR Adam eher voreilig die fehlende Verwaltungserfahrung an. Aus späteren Reaktionen von Dr. Baur kann man ablesen, dass er wohl für sich damals den Entschluss fasste, auch in eigener Sache nicht mehr nachgiebig zu sein.

Das erste Jahr im Amt

Würde der Stadtrat am Ende dieses Probejahres das sogenannte Definitivum beschließen, also die Wahl 1921 anerkennen, oder auf einer Entscheidung der Bürger durch eine weitere Bürgermeisterwahl bestehen?

Dr. Baur hatte – die Zeiten waren unruhig – sofort kritische Situationen zu bestehen. Studenten aus München waren bei der Fa. Kink als Streikbrecher beschäftigt worden. Die daraus folgende Handgreiflichkeit zwischen Studenten

und streikenden Arbeitern beendete Dr. Baur beherzt durch persönliches Eingreifen. Der Generalanzeiger schrieb, „dieser höchst bedenkliche Vorgang“ sei eine weniger erfreuliche Perspektive „für den neuen Bürgermeister von sozialistischen Gnaden“. Letztere Apostrophierung aus dem Wahlkampf bezeichnete Dr. Baur wiederum als „Produkt blinden Parteiinteresses“.

Im sehr trockenen Sommer 1921 machte eine Wassernot nicht nur in Landsberg Schwierigkeiten. Pläne für eine weitere Wassergewinnung in der Katharinenvorstadt wurden diskutiert. Ein Vorschlag Dr. Baur, den Kreuzgang des Hl.-Geist-Spitals in ein Bürgerheim zu verwandeln, wird von



Dr. Ottmar Baur mit Amtskette 1921

Stadtrat Gröner als Verstoß gegen ein historisches Denkmal kritisiert. Beide Projekte entwickelten sich dann in eine andere Richtung, aber waren angestoßen.

Dr. Baur verhandelte wegen Verbesserungen bei der Bahnverbindung, kämpfte für die Verkleinerung der Wohnung des Spitalpfarrers zu Gunsten weiterer Wohnungen und verteidigte hier seine originären Zuständigkeiten, wurde Schützenkommissar der Königlich privilegierten Feuerschützengesellschaft, sprach sich für eine Beteiligung der Stadt am Donau-Main-Kanal-Projekt aus, plädierte bei den Handwerkern für deren Zusammenschluss, führte eine Verbilligungsaktion für Brennholz durch, eine weitere für Milch, Kartoffeln und Getreide, unterstützte einen Antrag der Bauernkammer für den Bau einer zweiten Bergstraße und konnte sehr bald aus München berichten, dass das Straßen- und Flussbauamt Weilheim die Planung des Bergstraßenprojekts übernehmen werde, unterstützte die Bautätigkeit der Wohnbaugenossenschaft in der Sandauer Vorstadt und bildete bereits finanzielle Rücklagen für den Bau eines Bürgerheims.

Es war ein Jahr mit guten Ansätzen, doch noch ohne sichtbare Erfolge. Am 21.03.1922 beschloss der Stadtrat dennoch nicht ganz unerwartet mit 12 gegen 9 Stimmen, dass sich Dr. Baur nochmals einer Volkswahl zu stellen habe.

Bürgermeisterwahl 1922

Dr. Josef Judenmann wird nun von der BVP erneut als Kandidat aufgestellt. Dr. Baur verlangt im Stadtrat, dass auch einem eventuellen Nachfolger das Probejahr aufzuerlegen sei und bietet Dr. Judenmann an, ihm seinen Vertrag vorzulegen. Der Stadtrat stellt mit 12 zu 9 Stimmen diese Entscheidung zurück. Dr. Baur, der schon vorher erklärt hatte, er habe den Beweis für seine Fähigkeiten erbracht, erklärt sich bei der Aufstellungsversammlung der Linken bereits zum moralischen Sieger der Wahl.

Im folgenden Wahlkampf kamen die Fragen des Vertrags nochmals ausführlich zur Sprache. Und auch die Motive der BVP, die den Demokraten Dr. Strasser unterstützt hatte, und offensichtlich gekränkt gewesen war, sprach nochmals vom „natürlichen Anrecht“ auf den von ihr (1921) nominierten Dr. Hierl.

Im Volksanzeiger am 02. und 04. Mai 1922 wurde Dr. Baur in Verletzung des Wahlergebnisses beschuldigt, er sei gegen den Willen der Mehrheit gewählt, „weil von den Sozialdemokraten gewählt“. Seine Sitzungsleitung wurde kritisiert. Er habe dem Stadtrat falschen Rechtsrat erteilt. Er sei nicht so gut vorbereitet wie sein Vorgänger, mache zu viele unnötige Dienstreisen und sei oft im Amt nicht anwesend. Es sei ihm Unternehmensegeist und Entschlusskraft nicht abzusprechen, „die aber auch unter Umständen eine Gefahr für den Gemeindehaushalt bedeuten“. Gute rhetorische Fähigkeiten seien weniger wichtig als Verwaltungswissen.

Immerhin konnte Dr. Baur jetzt im Generalanzeiger am 04.05. und 05.05.1922 darauf erwidern – ein Novum im Vergleich zu 1921. Auf der Titelseite des Generalanzeigers vom 06.05.1922 erschien aber dann eine ganzseitige Anzeige für den Kandidaten Judenmann.

Das Ergebnis der Wahl vom 08.05.1922 war für die BVP ein Desaster: Nur 1388 Stimmen für Dr. Judenmann, 2077 Stimmen und damit 60 % für Dr. Baur bei einer Wahlbeteiligung von sage und schreibe 91 %. Damit hatte Dr. Baur auch unter Berücksichtigung der Nichtwähler eine Mehrheit der Bürger auf seiner Seite und eine unvergleichliche Legitimation. Die Landsberger Bürger zeigten mit diesem Ergebnis, dass sie sich letztlich nicht von der publizistischen Übermacht des Bayerischen Generalanzeigers gängeln lassen wollten. Ein erstaunlicher Beweis politischer Reife.

Der Generalanzeiger konstatierte beleidigt, damit habe nun der größere Teil der Wählerschaft die Verantwortung übernommen. Er stellte aber auch fest, dass Dr. Baur ein hervorragender „Dialektiker“ sei – womit sie ihn erneut in eine linke Ecke schoben – und dass ihm aber auch keiner, der mit der Materie vertraut war, bei einer Wahlversammlung entgegenzutreten wagte.

Nachwehen der Bürgermeisterwahl

Das Wahlergebnis hatte ein politisches Beben zur Folge: Mitte Mai traten die Stadträte des Wirtschaftsblocks und der BVP und Stadtrat Müller zurück, darunter Bürgermeister Dr. Dinges, der noch am 05.05. vor der Wahl erklärt hatte, er wolle gegen Dr. Baur nicht polemisieren: Die Erklärung: Man besitze offenbar nicht das Vertrauen der Wähler. Die Ersatzleute dieser Gruppen lehnten ein Nachrücken ab.

Dr. Baur erklärte dazu „...die Stadtratsmehrheit hat mit mir bisher überhaupt nicht zusammengearbeitet“ und „...ich will meinen Versprechungen entsprechend nach wie vor über den Parteien stehen.“ Es finden in der Folgezeit keine Sitzungen des Stadtrats statt, der Verwaltungsausschuss tagt

ohne die Räte und beschließt ohne sie, die Regierung erklärt schließlich, die Stadträte seien weiterhin zur Teilnahme an den Sitzungen verpflichtet.

Im Plenum vom Juni 1922 erklärt Dr. Baur, das Fernbleiben des Wirtschaftsblocks unter Führung der BVP betrachte er „als einen persönlichen Kampf gegen ihn“. Es werden Strafen angedroht. Ganz offensichtlich aber fanden dann bald Verhandlungen hinter den Kulissen statt. Denn der „Wirtschaftsblock“ nahm wieder an den Sitzungen teil, nachdem Dr. Baur die Nichterwähnung des unentschuldigten Fernbleibens zugesagt hatte und damit Amnestie zugesichert hatte.

Die Wahl hatte noch eine zweite kuriose Folge. Nach öffentlicher Diskussion ab Mai 1922 fand am 23.07.1922 in Landsberg ein Volksreferendum mit der Fragestellung statt, ob der Landsberger Stadtrat neu gewählt werden sollte. Als Termin war der 23.07.1922 bestimmt worden, nachdem die erforderliche Anzahl von Unterschriften vorlag. Am 21.07.1922 gab es in der Stadtratssitzung einen kuriosen Streit, wer denn nun dieses Referendum gewollt habe. Kurz vor der Abstimmung empfahl nämlich auch die BVP Stimmenthaltung, wie schon vorher der Wirtschaftsblock.

Das Ergebnis des Referendums war: Von den 3814 Wahlberechtigten nahmen sage und schreibe 16 an der Abstimmung teil, 7 votierten für Neuwahl, 9 dagegen.

Es folgte turnusgemäß am 07.12.1924 zusammen mit der Reichstagswahl die Stadtratswahl, die den Trend zur konservativen Seite bestätigte: Wirtschaftsblock (gleich Mittelstandsvereinigung) und Bayer. Volkspartei erhielten mit je 6 Sitzen die Mehrheit, der Rest verteilte sich auf SPD 4, Volkswohl 3 und Schutzbund 1 Sitz. Die Demokraten (Liberalen) waren nicht mehr im Stadtrat vertreten.

Benedikt Hagg wurde damals zum 2. Bürgermeister gewählt. Bei der sich wegen Uneinigkeit hinziehenden Verteilung der Stadtrats-Referate merkt der Generalanzeiger kritisch das „System Baur an“, der energisch eingriff und eine Referentenliste mehr oder weniger verordnete. Sein Wahlergebnis von 1923 gab ihm Autorität.

Inflationszeit

Am 07.06.1922 veröffentlichte der Volksanzeiger erstmals eine Inflationstabelle.

Am 01.09.1922 erhöht die Stadt die Strompreise um 500%. Am 29.09.1922 kostet eine kWh 12 Mark. Dr. Baur wird nach der Herausgabe eines Notgelds gefragt, wohl nach dem Vorbild des Notgelds 1921 unter Vorgänger Dr. Strasser. Natürlich aber war die Herausgabe von Geld keine kommunale Aufgabe, es fehlte im Rahmen der Gewaltenteilung und Zuständigkeiten die Kompetenz dazu.

Eine Hilfsaktion wurde gegründet. Der Wohlfahrtsausschuss verteilte 400.000 Mark und Sachspenden, insgesamt im Wert 1.000.000 Mark. Der Stadtrat beschloss eine Hilfsaktion Kartoffeln, die teils kostenlos, teils gegen ermäßigtes Entgelt abgegeben wurden. Die Entwicklung des Wasserpreises 1923 zeigt die ganze Katastrophe: 06.07. 220 Mark pro Kubikmeter, 30.07. 1200 Mark pro Kubikmeter und 09.08. 80.000 Mark pro Kubikmeter Wasser. Auch die Stadtkasse leidet unter der Inflation: Der Stadtrat beschließt im Mai 1923, dieses Mal – im Gegensatz zur Zeit unmittelbar nach dem 1. Weltkrieg – aus finanziellen Gründen keine Volksküche einzurichten.

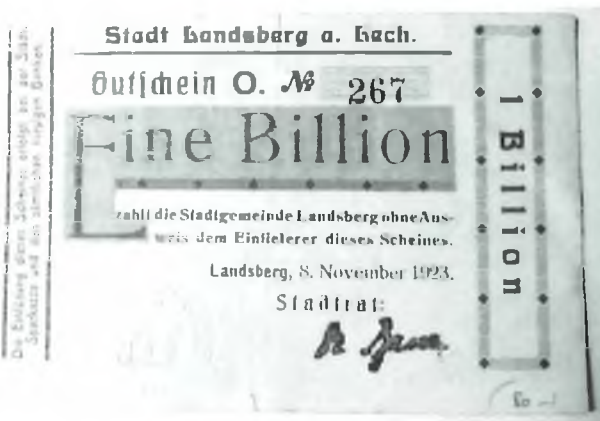
Am 08.08.1923 beschloss der Verwaltungsausschuss des Stadtrats, um den Mangel an Banknoten auszugleichen, die Herausgabe von 2 Milliarden Mark Notgeld, der Stadtrat bestätigte den Beschluss einen Tag später.

Am 23.09.1923 erteilt der Stadtrat (Beschluss 388) nochmals die nachträgliche Genehmigung für die Herausgabe des städtischen Notgelds. Bürgermeister Dr. Baur gibt in



Inflationsgeld der Stadt – Gutschein über 5 Millionen Mark

diesem Zusammenhang bekannt, dass die Herausgabe weiteren Notgelds unzulässig sei. Am 24.09.1923 veröffentlichten Stadtoberinspektor Ballenberger und Dr. Baur gemeinsam in den Mitteilungen des Bayer. Städtebunds einen Artikel über ein Modell der sogenannten Goldsparmark, die den Wert von 1/10 Dollar haben sollte und an den Dollarkurs geknüpft wurde. Die Ausgabe sollte über die Sparkasse erfolgen. Am 06.10.1923 wird gemeldet, es seien bereits 208 Milliarden Mark als 20.475 Goldsparmark bei der Sparkasse angelegt worden.



Inflationsgeld der Stadt – Gutschein über eine Billion, November 1923

Unter dem Datum 08.11.1923 gibt die Stadt weiteres Notgeld mit Werten von einer Billion Mark aus, bei dem wiederum auffällt, dass es als Gutschein bezeichnet ist, sicherlich so gewählt, um das Monopol des Reichs zur Ausgabe von Währung und Geld formell nicht zu verletzen.

Schließlich macht die neue Währung dem Spuk ein Ende, am 17.11.1923 wird das entwertete Papiergeld eingesammelt, Ende November gilt die Gold- und Rentenmark. Mit seiner Unterschrift gibt Dr. Baur mit Datum 29.11.1923



Landsberger Banknoten zum neuen Geld – als Kassenquittung bezeichnet – November 1923

städtisches Geld auf der Basis Goldmark heraus. Das Geld wird nicht mehr als Gutschein bezeichnet, sondern als Kas senquittung und ist offensichtlich nur im Zusammen hang mit der Einführung der neuen Währung zu verstehen.

Bau des Bürgerheims

Trotz der verheerenden Inflation trieb Dr. Baur und der Stadtrat den schon im ersten Amtsjahr angesproche nen Bau des Bürgerheims beim Hl. Geist-Spital voran.

Am 12. Oktober 1922 heißt es unter Ziffer 401 des Proto kollbuchs, „unter allgemeiner Zustimmung stellt rechtsk. Bürgermeister Dr. Baur fest, dass nunmehr ernstlich an die

Erbauung eines Bürgerheimes gedacht werde – selbst wenn die Kosten außerordentlich hoch werden, so soll die Sache doch in Angriff genommen werden.“

Am 27.10.1922 muss Dr. Baur Bedenken gegen das Pro jekt zerstreuen, es gebe zu wenig Nachfrage. Er erklärt, es gebe 130 Wohnungssuchende. Der Stadtrat stimmt sodann zu und bewilligt auch Kredite. Am 27.01.1923 stellt Stadt baumeister Pfeffer das Projekt für 24 Wohnungen vor, die für selbständige Haushaltungen eingerichtet werden. Das Projekt soll jetzt über eine Stiftung finanziert werden. Dr. Baur erklärt „auf Zustiftungen aus Bürgerkreisen wird gerechnet“, was auch tatsächlich eintritt. Am 16.03.1923 wird der Baubeginn für das Bürgerheim berichtet.

Am 22.02.1924 – nach Ende der Inflation – wird bekannt gegeben, es fehlten noch 18.000 Mark nach neuer Währung zum Bau. Am 26.07.1924, dem Tag vor der Einweihung, beschließt der Stadtrat eine Nachfinanzierung von 25.000,00 Mark. Am 15.06.1927 beschließt der Stadtrat die Satzung über eine Alters- und Bürgerheimstiftung. Johann Winklhofer, zu dem Dr. Baur gute persönliche Beziehung unterhält, hatte allein 5300 MK gestiftet. Das Bürgerheim erscheint uns heute als ein Stück zukunftsweisender Seniorenpolitik, es war damals zugleich als Beitrag der Stadt zur Linderung der Wohnungsnot gedacht.

Das Projekt der neuen Bergstraße

Das Projekt der zweiten, heute Neuen Bergstraße lag schon 1921 sozusagen in der Luft. Die Probleme mit der Alten Bergstraße waren zu offensichtlich. Am 17.03.1922 legen die beiden Bauernkammern Anträge zum Bau einer zweiten Bergstraße vor. Dr. Baur wird zitiert, „dass der Bau einer 2. Bergstraße verfolgt werden soll“. Es wird eine Kom mission unter seinem Vorsitz gebildet, der Stadtrat erklärt sich bereit, 100.000 Mark für Projektierungskosten bereit zustellen.

Die Kommission gerät über dem 2. Bürgermeisterwahl kampf zwar in Vergessenheit, aber am 09.05.1924 werden erste Pläne zur Bergstraße erörtert, wobei schon die Trasse Krachenberg schlucht in der Debatte ist.

Das staatliche Straßenbauamt legt in der Folgezeit Planun gen mit zahlreichen Varianten vor. In der Unzahl dieser Vari anten liegt der Keim für die Auseinandersetzungen um die richtige Trasse, denn die jeweils Betroffenen wollten die ihnen schädliche Trasse natürlich verhindern.

Am 17.04.1925 wird vom Stadtrat die Variante 3 des Pro jekts gebilligt, inklusive Anschlussstück zum Hofgraben



Bürgerheim beim Hl.-Geist-Spital unmittelbar nach der Fertigstellung 1924

(also die heute verwirklichte Variante) mit veranschlagten Kosten von 786.400 Mark. Die Verwaltung unter Dr. Baur ersteigert am 04.09.1925 ein Haus im Klösterl Nr. 65 als denkbare Kompensation für wegfallende Häuser durch das Straßenprojekt. Am 28.01.1927 stellt Dr. Baur dann eine Denkschrift zum Bergstraßenbau vor.

Kurz darauf wird der Architektenwettbewerb zur Gestal tung der Durchfahrt auf den Hauptplatz angegangen (04.03.1927). Am 08.03.1927 erörtert Dr. Baur das Vorha ben im Verkehrs- und Verschönerungsverein. Die Eingriffe sind erheblich: 18 Anwesen mit 26 Wohnungen und 4 Läden müssen weichen. Am 28.03.1927 hält Dr. Baur bei der Bezirksbauernkammer einen Vortrag über die Bergstraße. Von dort, wo die Forderung 1922 aufgestellt worden war, kommt nun plötzlich Widerstand. Widerstand folgt auch vom Bezirk (heute Landkreis), der eine finanzielle Beteiligung ablehnt.

Dr. Baur lässt eine neue Konzeption mit Einsparungen im Umfeld Hauptplatz erarbeiten (Bericht 05.08.1927). Er führt Anfang September eine Anhörung der Anlieger durch, auch wegen der Beschaffung von Grund und Boden. Stadtrat Herz fordert demgegenüber noch einmal auf, die Linien führung zu überdenken. Dr. Baur lehnt ab. Am 25.11.1923 muss er wegen dieser Probleme die Zurückstellung des Pro jekts bei der Obersten Baubehörde um ein Jahr beantragen.

Am 01.03.1928 wird ein weiterer Ankauf am Seelberg gemeldet, nur noch zwei Anwesen fehlen, aber auch noch Gartenflächen. Zwischenzeitlich haben sich die von der Variante 3 der Bergstraße betroffenen Grundstückseigentü-



Erster Entwurf zur Neuen Bergstraße ca. 1922



Titelblatt der Denkschrift von Dr. Baur zur Bergstraße 1927

mer unter Justizrat Graßmann zusammengeschlossen. Der Stadtrat beschließt auf Drängen von Dr. Baur im Juni, notfalls Antrag auf die Zwangsenteignung der Grundstückseigentümer zu stellen.

12.10.1928: Die wachsenden Etatprobleme der Stadt berühren auch den Bergstraßenbau. Dr. Baur: „Wenn der Bergstraßenbau nicht im kommenden Jahr begonnen wird, fließen die bereits vom Staat bewilligten 700.000 Mark nicht nach Landsberg“. Im Verwaltungsbericht 1925 – 1929 vermerkt Dr. Baur: „Die meisten Schwierigkeiten machte noch der Erwerb von Gärten am Berghang...“ Am 10.01.1930 stellt Dr. Baur fest, dass die Bergstraße ohne höhere Zuschüsse nicht finanzierbar sei. Wie noch darzulegen ist, kämpfte die Stadt in diesen Jahren immer wieder vergeblich um einen ausgeglichenen Haushalt. Und so wird Dr. Baur am 12.12.1930 zitiert mit den Worten, mit dem Bau der Bergstraße sei auf lange Sicht nicht mehr zu rechnen.

Am 10.06.1932 wird das Bergstraßenprojekt im Rahmen von Notstandsarbeiten zur Arbeitsbeschaffung vorgeschlagen. Auch diese Hoffnung zerschlägt sich. Anfang 1933 wird von der Reichsregierung ein neues Programm zur Arbeitsbeschaffung aufgelegt. Dr. Baur meldet die Bergstraße erneut an und weist darauf hin, dass das Projekt beim Ministerium gute Karten habe. Im Februar 1933 wird noch beschlossen, mit einer Kommission des Stadtrats zum Ministerium zu fahren. Und dann folgt – die sog. Machtergreifung. Dr. Baur wird rechtswidrig abgesetzt.

Wem verdanken wir die Neue Bergstraße?

Weitergeführt wird das Projekt nach kurzer Unterbrechung von Bürgermeister Schmidhuber und dem gleichge-

schalteten Stadtrat. In konsequenter Fortführung zu Justizrats Graßmanns Ablehnung der Wahllinie 3 favorisiert er die Variante über das Hexenviertel. Doch am 07.12.1933 gibt Bürgermeister Schmidhuber im Stadtrat bekannt, dass – erwartungsgemäß und zum wiederholten Mal – die Variante Hexenviertel von dem Straßenbauamt abgelehnt und wiederum die Trasse 3 festgelegt worden sei. Der Stadtrat bestätigt nunmehr – erneut – die Wahllinie 3.

So wird die Neue Bergstraße im 3. Reich so gebaut, wie das der Bürgermeister Dr. Baur in seiner Denkschrift gefordert und mit Geschick politisch durchgesetzt hatte. Dem 3. Reich fiel das Projekt nahezu in den Schoß. Es ist weitgehend Dr. Ottmar Baur zu verdanken, und nicht wie in Landsberg oft kolportiert wurde, einem Befehl des „Führers“.

Immerhin: einen verkehrspolitischen Erfolg konnte Dr. Baur selbst feiern: Die Verbreiterung der Karolinenbrücke im Jahr 1930. Das Projekt zeigt die Stärke des Dr. Baur bei Verhandlungen. Gefordert war von der Stadt die Verbreiterung der Fahrbahn nicht nur wie vom Straßenbauamt geplant auf 6 Meter, sondern auf 7,5 Meter. Der Kommission unter Dr. Baur gelang es, sowohl die Zustimmung zur großen Lösung als auch die Herabsetzung des städtischen Zuschusses durchzusetzen. Stadtbaumeister Pfeffer hat das erfolgreiche Verhandeln von Dr. Baur minutiös festgehalten.

Wasserversorgung Teufelsküche

Noch heute beruht die Wasserversorgung Landsbergs im Osten auf der Wassergewinnung aus der Teufelsküche. Dem Amtsantritt von Dr. Baur folgte ein besonders trockener Sommer 1921. Am 29.07.1921 meldet die Kolumne aus dem Rathaus „Wassernot in Landsberg“ als Folge der reichsweiten Trockenheit.

Beim Etat 1924 (25.07.1924) taucht das Projekt der Wasserversorgung Teufelsküche erstmals im Haushalt der Stadt auf. Aus der Teufelsküche, einer Schlucht, die damals der Spitalstiftung gehörte, versorgte sich bis dahin die Gemeinde Stoffen mit Zustimmung der Stadt mit Wasser. 1878 hatte der Magistrat der Stadt Landsberg an die Gemeinde Stoffen dazu mitgeteilt, dass wegen der großen Entfernung das Wasser für die Stadt Landsberg niemals verwendbar sein würde (Emil Hartmann Geschichtsblätter 1998, S.68).

Als sich aber die Wassergewinnung in der Katharinenvorstadt als unrealistisch erwies, entwickelte die Verwaltung das Projekt bei der Teufelsküche. Am 31.07.1925 beriet der Stadtrat auf Vorschlag Dr. Baur über die Aufnahme einer Auslandsanleihe über US-Banken für die Projekte Schlachthof und Teufelsküche. Im Stadtrat ergab sich ein Patt. Dr. Baur hatte mit Ja gestimmt. Damit galt die Aufnahme der Auslandsanleihe durch Stichentscheid des Bürgermeisters – eine Regelung, die es heute nicht mehr gibt – als genehmigt.

Am 22.06.1926 schrieb der Landsberger Magistrat durch Dr. Baur an die Gemeinde Stoffen wegen der Entfernung des alten Wasserwerks und einer neuen Wasserversorgung durch die Stadt. Am 02.09.1927 berichtete der Generalanzeiger, dass die Wasserleitung Teufelsküche soweit fertig sei, dass bereits wieder Arbeiter entlassen werden müssten. Erst am 21.08.1928 wurde der Vertrag mit der Gemeinde Stoffen unterzeichnet, nach langwierigen Verhandlungen, in denen sich Dr. Baur als hartnäckiger Verfechter Landsberger Interessen erwies, aber letztlich zum Kompromiss gezwungen war. (siehe auch Emil Hartmann a.a.O., Seite 71).

Wohnungsbau 1921 – 1933

In Walter Drexls Buch „Politik und Alltag“ wird geschildert (Seite 22), wie groß die Wohnungsnot noch immer Ende 1931 in Landsberg gewesen ist. Und das, obwohl unter Dr. Baur im Rahmen der Möglichkeiten aktive Wohnungsbaupolitik betrieben worden war. Am 22.02.1924 berichtet

der Generalanzeiger, dass die Stadt zwischen Schongauer Straße und Erpfinger Straße Baugrund erschließt – das ist der Bereich Trautweinstraße. Am 26.07.1924 wird anlässlich der Einweihung des Bürgerheims berichtet, dass die Stadt von 1918 bis 1924 allein 130 Wohneinheiten geschaffen habe und das Reich 40, insgesamt also 170 Wohneinheiten. Am 06.07.2005 stellt der Generalanzeiger eine gute Bautätigkeit in Landsberg fest. Die Stadt gab dazu auch damals Darlehen an bauwillige Bürger.

Am 10.03.1928 folgte ein weiterer Bericht, der für die Zeit von 1924 bis 1927 die Erstellung von 99 neuen Wohneinheiten und 9 neu eingebauten Einheiten in bestehende Objekte vermerkt. Den größeren Teil hatten Genossenschaften errichtet, jedoch gefördert von der Stadt. Am 16.03.1928 beschließt der Stadtrat, aus der Spitalstiftung weiteren Baugrund für Bauwillige zur Verfügung zu stellen – eine Tradition, die sich bis in die Neuzeit durchzieht.

Am 13.04.1929 bekommt Dr. Baur besonders Lob von Lehrer Müller im Zusammenhang mit der Erschließung der Epfenhauser Siedlung. Dr. Baur wird als ein „von sozialem Verständnis durchdrungenes Oberhaupt“ bezeichnet. Aber der anhaltende Zuzug (1929 hatte Landsberg 8029 Bewohner) ist erneut Anlass für Dr. Baur, am 31.12.1929 im Rahmen des Verwaltungsberichts von Wohnungsnot zu sprechen. Am 12.03.1930 erscheint ein Artikel von Dr. Baur zur Förderung des Kleinwohnungsbaus. Am 16.09.1930 wird berichtet, die Stadt baue an der Schongauer Straße ein 6-Familien-Haus. Am 27.11.1931 ein unveränderter Befund: 70 Wohnungen fehlen. Dr. Baur erklärt: Gemeindlicher Wohnungsbau ist nicht möglich. Immerhin zeigen die Zahlen am 30.12.1932, dass seit 1920 in Landsberg 425 neue Wohnungen errichtet wurden, das sind fast 25% (!) des Gesamtbestands.

Seitenflügel für das alte Krankenhaus

Ausgangspunkt der Krankenhauserweiterung war der Vorschlag des von der Stadt und Kassenvertretern besetzten Krankenhausausschusses, nicht nur einen Lift einzubauen, sondern das Haus zu erweitern. Dr. Baur machte sich den Vorschlag zu eigen. Nach einer Recherche beim Gutachterausschuss für öffentliche Krankenhäuser legte Dr. Baur am 13.04.1927 das Projekt einer Erweiterung im Stadtrat vor. Die Investition sollte sich über Rücklagen und eine Erhöhung der Pflegesätze bei einer Kreditfinanzierung selbst tragen.

Im Stadtrat wurde damals beantragt, das Projekt bis zur Klärung der Bergstraßenfrage zurückzustellen. Bei der Abstimmung darüber ergab sich ein Patt. Durch die Gegenstimme von Dr. Baur (Stichentscheid des Bürgermeisters) war die Vertagung abgelehnt. Das Projekt wurde dann mit knapper Mehrheit beschlossen.

Der Bau wurde zügig durchgezogen. Die veranschlagten Kosten von 350.000 Mark aber wurden erheblich überschritten. Am 04.04.1929 musste der Stadtrat die Kostensteigerung auf 550.000 Mark feststellen.

Haushaltsprobleme und Finanznot

Erstmals am 12.10.1928 wird im Generalanzeiger über ernsthafte Etatprobleme berichtet. Und es beginnt das Tauziehen zwischen Stadt und Regierung um die Fragen der Etatableichung. Dabei werden Zuschüsse und Zahlungen aus dem Ausgleichsstock – heute sog. Schlüsselzuweisungen – von der Regierung immer wieder mit der Forderung verknüpft, dass diese ihre Abgaben erhöhte. Daran entzündet sich ein jahrelanger Dauerkonflikt zwischen dem Bürgermeister und dem Stadtrat. Der Stadtrat in seiner großen Mehrheit wollte – letztlich verständlich und doch nicht zielführend – höhere Lasten für Bürger und Gewerbetreibende

nicht vertreten. Dr. Baur sah, dass es keinen anderen Ausweg gab, als dies zu tun. Er wurde regelmäßig überstimmt.

Am 11.07.1929 wird über ein Etatdefizit von 60.000 Mark berichtet. Die Höhe der Umlagen sei – so Dr. Baur – so niedrig wie nirgendwo außer Schwandorf, nämlich auf dem Mindestsatz. Der Stadtrat lehnte dennoch alle Vorschläge, auch Kompromissvorschläge Baur ab. Der Abgleich wurde durch Einführung einer „Hausunratsabfuhrabgabe“ und Streichungen dennoch am 09.07.1929 erreicht.

Am 14.11.1930 folgt erneut die Feststellung der Unmöglichkeit, den Haushalt auszugleichen. Die sinkenden Holzpreise lassen den Zuschuss der Stiftung zur Fürsorge von 64.000 Mark nicht zu. Allein für die Wohltätigkeit und Fürsorge werden mindestens 203.452 Mark gebraucht. Es besteht wieder kein Konsens über Erhöhungen der Abgaben. Eine Sparkommission wird eingesetzt. Dr. Baur sieht sich veranlasst, die Sparer zu beruhigen, weil diese wegen der Misere des Stadthaushalts Angst um ihre Sparguthaben hatten.

Am 30.01.1931 kämpft Dr. Baur – das dritte Mal in Folge – wiederum um Umlageerhöhung durch Einführung einer Getränkesteuer und Erhöhung der Biersteuer, um an staatliche Gelder zu kommen. BVP und Verbände lehnen ab, mindestens 10.000 Mark aus dem staatlichen Ausgleichsstock gehen der Stadt verloren – das war damals viel Geld.

Dr. Baur weist am 28.08.1931 auf die Deflationsspirale hin, er spricht sich gegen Streichungen beim Ruethenfestverein, dem Verschönerungsverein und der Militärkapelle aus und spricht der Regierung die örtliche Kenntnis der Finanzen ab. Die von ihm vorgeschlagene Getränkesteuer wird abgelehnt, die Bürgersteuererhöhung gar mit 1:19, die einzige Stimme dafür war die Dr. Baur. Es folgt ein Hin und Her zwischen Regierung und Stadtrat. Am 05.10.1931 gleicht die Regierung den Etat zwangsweise ab, erhöht die Bürgersteuer um 100 %, die Getränkesteuer mit 10 % wird eingeführt und der Wasserzins erhöht.

Am 24.06.1932 das Gleiche zum vierten Mal in Folge: 70.000 Mark Fehlbetrag. Der Stadtrat bequemt sich, einen Teil der Vorschläge der Regierung umzusetzen. Der Etat wird mit Hängen und Würgen am 04.11.1932 mit Vorbehalt genehmigt.

Dr. Baur's finanzielle Fähigkeiten waren anerkannt, aber politisches Taktieren ließ einen Konsens im Stadtrat nicht zu, darunter litt zeitweise die finanzpolitische Aktionsfähigkeit der Stadt.

Kultur und „Stadtmarketing“

Am 21.05.1924 wird der Zustand des Stadttheaters im Stadtrat Thema. Dr. Baur schlägt einen kleinen Umbau vor, 2. Bürgermeister Dinges ist Theaterreferent und unterstützt ihn. Und schon am 22.10.1924 ist zu berichten, dass Orchestergraben und Foyer umgestaltet sind. In der Folgezeit weist Landsberg mit vielen Münchner Gastspielen ein vielgestaltiges Theaterprogramm auf (siehe Walter Drexl in „Das Landsberger Stadttheater – Festschrift 1995, S. 27 ff.).

Am 02.07.1924 regt Dr. Baur die Reaktivierung des Verschönerungsvereins an, dessen damaliger Vorsitzender Forstmeister Ferstl war, und lässt sich dann – nur übergangsweise – zum Vorsitzenden wählen (10.07.1924). Auf seinem Programm stehen Verkehrsverbesserungen, insbesondere auch bzgl. der Postlinien, und Werbung für die Stadt. Der Verkehrs- und Verschönerungsverein wird in den Folgejahren unter Leitung von Dr. Baur zum Motor für eine qualitative Stadtentwicklung mit der Schaffung von Spazierwegen, Verbesserung von Verkehrsverbindungen, Kunstaustellungen, Fremdenverkehrswerbung.

Am 26.07.1924 wird im Rahmen des Verschönerungsvereins erörtert, dass das Ruethenfest wieder – nach 15-jähriger Pause – reaktiviert werden soll. Am 08.10.1924 hält Dr.

Baur ein Plädoyer für die Wiederaufnahme der Tradition des Ruethenfestes. Der Ruethenfestverein hat seine Geburtsstunde wohl in diesen Wochen. Der Verein wird gegründet und sein erster Vorsitzender wird der 2. Bürgermeister Benedikt Hagg. Dr. Baur bleibt sein Leben lang Mitglied des Ruethenfestvereins.



Zusatzmarken für das Ruethenfest zur überregionalen Werbung 1930

Das Ruethenfest findet dann erstmals wieder 1925 statt, dann wieder 1930, für das sogar überregional geworben wird. Das daraus entstehende Defizit zur Ausgleichung durch die Stadt führt zu Kritik, gegen die Dr. Baur am 17.10.1930 den Verein und die Stadt verteidigt.

Am 7.12.1925 eröffnet Dr. Baur eine Kunstausstellung in der Knabenschule mit Werken von Ernst Weber, Prof. Krauß und Herkomer. Zur gleichen Zeit erscheint ein Bayerlandheft über Landsberg, auf Initiative von Dr. Baur als Vorsitzenden des Verschönerungsvereins, wie Stadtrat Winkelmayr im Generalanzeiger berichtet. Bei einer Fernbahnversammlung bringt Dr. Baur eine Resolution ein für eine Verbesserung des Bahnverkehrs Augsburg-Landsberg-Schongau (4. Zugpaar), das im Februar 1926 von der Bahn auch bewilligt wurde.

Dr. Baur bleibt bis 1931 Vorsitzender des Verkehrs- und Verschönerungsvereins. Er berichtet, dass Kommerzienrat Winklhofer die gesamten Kosten der Anlegung des Serpentinwegs zum Krachenberg übernimmt. Dieser Weg wird später zum Winklhoferweg, ein Dr.-Baur-Weg war ebenfalls vorgesehen. Die Wegebenennungen wurden in den späten 30er-Jahren revidiert. 1928 wird der Weg zum Hohen Kreuz ausgebaut. Am 05.12.1929 wird berichtet, dass der Fußweg am Lech, die „kleine Reibe“, gebaut wird – im Rahmen der Vereinbarungen mit Lady Herkomer zum Mutterturm und zur Herkomerstiftung. Im Rahmen des Verschönerungsvereins wagt es Dr. Baur, als dessen Vorsitzender auch, die Neupflasterung des Hauptplatzes beim Stadtrat zu beantragen, findet jedoch dort keine Unterstützung.

Die große Herkomerenausstellung des Jahres 1931 ist wiederum eine Aktivität des Verschönerungsvereins, 7000 Besucher werden gezählt. Dr. Baur wird kurze Zeit später zum Ehrenvorsitzenden des Verschönerungsvereins ernannt. Zur Entstehung der Herkomerstiftung liegt ein informativer Aufsatz von Anton Lichtenstern (Katalog Mansel Lewis & Hubert Herkomer Landsberg 1999, S. 29ff.) vor. Dr. Baur hat sicherlich das größte Verdienst am Zustandekommen der Herkomerstiftung. In drei Reisen nach England festigte er die Beziehung zu Lady Herkomer, die ihn später energisch vor Verdächtigungen der Nazis in Schutz nahm. Und noch am Rande: Auch Johann Mutter bezeichnete Dr. Baur als Förderer.

Übrigens war Dr. Baur nicht nur kulturell aufgeschlossen, er unterstützte auch frühe Bemühungen für die Gründung eines Eislaufvereins Landsberg.

Weltwirtschaftskrise

Walter Drexel hat die Folgen der Krise in seinem Buch (Politik und Alltag, 1998, Seite 18 ff.) beschrieben, aber auch die Maßnahmen, die unter Dr. Baur ergriffen wurden, um die größte Not zu lindern. Dr. Baur ruft am 20.01.1931 zu einer Winterhilfe auf. Am 18.09.1931 spricht er sich für die Wiedereinrichtung der Volksküche aus. Ergebnis der Winterhilfe am 30.12.1932: 1100 Mark, 26 Zentner Getreide, 80 Zentner Kartoffeln – „und einige größere Spenden stehen noch aus“.

Arbeitsbeschaffung und Erwerbslosenhilfe sind tägliche Themen, es gelingt Dr. Baur die Friedhofserweiterung bei der Christuskirche auf diese Weise durch Arbeitsbeschaffung mit staatlichen Geldern durchzuziehen. Am 23.06.1932 muss Dr. Baur konstatieren, dass die Spitalstiftung die bisherigen Überschüsse nicht erwirtschaften und damit nicht einmal den Stiftungszweck erfüllen kann.

Repräsentant der Stadt

Die Nachrichten über öffentliche Auftritte des Bürgermeisters aus jener Zeit halten sich in Grenzen. Aber Dr. Baur scheint auch diese Aufgaben im Sinne der versprochenen Überparteilichkeit ernst genommen zu haben.

Am 01.05.1923 wird vermerkt, dass Dr. Baur an der Fronleichnamsprozession mit Amtskette teilgenommen habe. Und nochmals 1932, zusammen mit Benedikt Hagg, das war kurz nach dem Sieg der NS-Partei bei den Landtagswahlen. Am 25.06.1923 wurde von Mitgliedern der vaterländischen Verbände das Schlageterdenkmal eingeweiht. Der Generalanzeiger berichtet: „Dann übernahm Herr Bürgermeister Dr. Baur im Namen und im Auftrag des Stadtrats den Gedenkstein in die Obhut der Stadt und versprach feierlich, Platz und Stein stets in Ehren zu halten, pflegen und hegen zu wollen.“ Den toleranten und liberalen Dr. Baur zeigt Folgendes: Am 20.01.1930 empfängt Dr. Baur den Direktor des Studentenwerks Fritz Beck (Namensgeber der Fritz-Beck-Hauptschule) und eine Gruppe von Auslandsstudenten im Rathaus. Fritz Beck war bekanntermaßen Pazifist. Und natürlich werden auch höhergestellte Persönlichkeiten bis hin zu den Wittelsbachern empfangen.

Zum Bürgermeister und der Repräsentation gehört auch eine Bürgermeisterfamilie.



Dr. Ottmar Baur mit seiner Frau und den Kindern im Garten des Forsthauses mit der Bürgermeisterwohnung etwa 1931

Seine Ehefrau engagierte sich ehrenamtlich, vor allem auch im Roten Kreuz, wo sie 2. Vorsitzende war. Sie spielte vor allem auch bei den Besuchen der Lady Herkomer in Landsberg als Gastgeberin eine wichtige Rolle. Einige Räume im heutigen Forsthaus waren ausdrücklich zu Repräsentationszwecken des Bürgermeisters ausgebaut worden und wurden dazu benutzt.

Die Wiederwahl für weitere 10 Jahre

Wie schwierig ihm seine Position zu Zeiten erschien, zeigt eine kleine Nachricht vom 24.08.1929. Dort berichtet der Generalanzeiger, dass sich Dr. Baur um das Amt des Bürgermeisters von Rosenheim beworben habe und am 30.08.1929 die Wahl (durch den Stadtrat) stattfinden werde. Es wird nichts aus dieser Bewerbung.

Die Stadtratswahl 1929 hatte eine Stärkung der Konservativen zur Folge: BVP 8, SPD 4, Wirtschaftsgruppe 5, Parteilose 2, Volkswohl 1. Anzumerken ist: Die NSDAP, die mit einer nicht autorisierten Gruppe antrat, bekam sage und schreibe nur 57 Stimmen, das sind bei 2642 gültigen Stimmen nur 2 %. (Die Nazis hatten vor der sog. Gleichschaltung kommunalpolitisch in Landsberg keine Chance.)

Am 01.07.1931 endete die erste Wahlperiode für Dr. Baur. Trotz der konservativen Mehrheit stand seit Frühjahr 1931 fest, dass Dr. Baur keinen Gegenkandidaten erhalten wird. Am 24.02.1931 wird Dr. Baur mit 17 Stimmen (bei 3 weißen Stimmzetteln) vom Stadtrat wiedergewählt auf zehn Jahre. Die Stimmenthaltungen wurden damals nicht bekannt.

2. Bürgermeister Benedikt Hagg (BVP) hatte für die Wiederwahl von Dr. Baur plädiert. Dr. Baur betonte sein Ziel „auszugleichen, ohne sich an eine bestimmte Partei oder Gruppe zu binden“. Die SPD gibt eine Erklärung ab, dass der Hass der Nationalsozialisten ihnen Dr. Baur wieder nähergebracht habe. Sie gaben ihre Stimme dem Republikaner, wenn auch Gegensätze bestanden. Stadtrat Müller erklärt in Anspielung auf die Vorwürfe aus dem ersten Wahlkampf 1921 gegen Dr. Baur, „dass Herr Dr. Baur nicht das sei, als was man ihn vor 10 Jahren hingestellt habe“.

Schon bald danach aber, am 27.11.1931, werden vom Stadtrat vier Wochen Krankenurlaub für Dr. Baur bewilligt, der sich dann auf 11 Wochen verlängert (Dr. Baur dankt Benedikt Hagg am 01.04.1932 für die Amtsführung in dieser Zeit). Einer der Gründe für diese gesundheitliche Krise könnte der Fall Ballenberger sein.

Kurz nach der Wiederwahl Dr. Baur war der Sparkassenchef Ballenberger während der Revision untergetaucht. Die Revision deckte Unterschlagungen von 73.000 Mark auf. Der Prozess Ballenberger beherrschte zusätzlich zur Finanznot und dem Konflikt um die Finanzen die Szene. Dr. Baur musste mit Indiskretionen vor allem von Seiten der Landsberger Neuesten Nachrichten – einem Konkurrenzblatt des Generalanzeigers – kämpfen. Das zehrte offensichtlich an der Gesundheit.

Der Fall Ballenberger

Der Name Ballenberger begleitete die Amtszeit Dr. Baur in besonderer Weise. Ballenberger war bereits unter Dr. Strasser ein Aufstiegsbeamter, der 1921 die Stellung als Stadtsekretär innehatte. In dieser Eigenschaft bewies Ballenberger durchaus Stehvermögen, als er bei der Vorbereitung der Wahl 1922 Dr. Baur darauf hinwies, dass dieser bei den Beratungen wegen persönlicher Beteiligung ausgeschlossen sei. Dr. Baur beharrte, wurde aber von der Regierung eines Besseren belehrt.

Der Stadtsekretär Ballenberger war alsbald in Personalunion Stadtkämmerer und Direktor der Sparkasse. Dr. Baur hatte ausdrücklich in einer Aktennotiz 1922 festgehalten,

dass die Irritationen anlässlich der Wahl 1922 zu keinen persönlichen Konsequenzen bei der Verwaltung führen dürften, so auch bei Ballenberger. Die Landsberger Goldsparbank stellte Dr. Baur 1923 zusammen mit Ballenberger vor.

Die Sparkasse wurde schließlich unter eigene Leitung gestellt, Ballenberger deren Direktor. Die bisherige Personalunion Stadtkämmerei und Sparkasse war getrennt. Aber die Aufsicht wurde schwieriger. Seine Unterschlagungen hatte Ballenberger unsichtig eingefädelt, aber nicht so vertuscht, dass sie der Revision nicht auffallen konnten. Das bewahrte ihn später vor Strafschärfung. Bei seiner Verteidigung versuchte Ballenberger in absonderlicher Weise die ganze Schuld auf Dr. Baur zu schieben mit der Behauptung, Dr. Baur habe ihn unterdrückt und ihn in den Alkoholismus getrieben.

Um die Fragen, wie viel dazu Dr. Baur gewusst habe und ob er dies geeignet habe, drehte sich nach der Verurteilung des Sparkassenmanns ein von Landsbergern angestregtes Ermittlungsverfahren wegen Falschaussage und Meineid gegen Dr. Baur, das von der Staatsanwaltschaft aber sehr bald eingestellt wurde. Aus der ersten Aktennotiz Dr. Baur zu den Ermittlungen gegen den Sparkassendirektor kann man entnehmen, dass Dr. Baur selbst festhält, derartiges vom Lebenswandel des Direktors gehört, jedoch unterschätzt zu haben. Dr. Baur musste einräumen, dass sich die Sparkasse doch zu sehr verselbständigt habe. Dem Image Dr. Baur hat der Fall sicherlich schwer geschadet.

Das abrupte Ende der zweiten Amtszeit

Die Reichstagswahl am 05.03.1933 brachte den haushohen Sieg der NSDAP. Schon am 10.03.1933 berichtet der Oberbayer. Generalanzeiger, dass Schriftleiter Neumeyer Artikel gegen Hitler und die SA habe zurücknehmen müssen. Am 21.03. wird OB Scharnagl von München zum Rücktritt gezwungen, am 22.03.1933 der OB von Regensburg. Dr. Baur hält noch beim Gefallenendenkmal in der Saarbürgerkaserne, angetan mit der goldenen Amtskette, die Rede. Er wird wie folgt zitiert: „Schon die ungeheure Wahlbeteiligung habe gezeigt, dass das Volk eine Änderung wollte und die nationale Front habe den Sieg davongetragen. Ihrer ist nun die Macht, aber auch die Verantwortung.“ Das klang auch besorgt.

Am 24.03.1933 folgt das Ermächtigungsgesetz im neuen Reichstag. Am 27.03.1933 berichtet der Generalanzeiger: „Veränderungen in der Stadtverwaltung. Am Samstag Vormittag erschien eine Abteilung SA im Kanzleigebäude des Stadtrats und veranlasste auf höhere Weisung die einstweilige Beurlaubung des rechtskundigen 1. Bürgermeisters Dr. Baur und den Rücktritt des der BVP angehörigen ehrenamtlichen 2. Bürgermeisters Hagg. Herr Bürgermeister Dr. Baur nahm die Beurlaubung unter Wahrung seiner Rechte entgegen, während Herr 2. Bürgermeister Hagg seinen Rücktritt

Bekanntmachung.

Ministerial-Erlaß vom 26. März 1933.

Zur Aufrechterhaltung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit wird der rechtl. 1. Bürgermeister Dr. O t t m a r B a u r in Landsberg bis auf weiteres beurlaubt.

Als ehrenamtlicher kommissarischer Bürgermeister wurde Dr. F r a u s, Landsberg, Ludwigstraße, bis zur eintägigen Regelung zum Führen der Geschäfte beauftragt.

Der kommissarische Minister des Innern:
gez. Adolf Wagner.

Bekanntmachung zur „Beurlaubung“ von Dr. Ottmar Baur durch die Machthaber des 3. Reichs (Begründung „zur Aufrechterhaltung von Ruhe, Ordnung und Sicherheit“)

erklärte mit der Erklärung, stets das Richtige getan zu haben.“

Während die Amtsenthebung von Bürgermeistern durch staatliche Einzelentscheidung erfolgte, funktionierte die Gleichschaltung so, dass alle Kommunalparlamente nach dem Ergebnis der Reichstagswahl neu besetzt wurden. Die bisher im Stadtrat nicht vertretenen Nationalsozialisten hatten nun plötzlich 10 Sitze, BVP 6, SPD 3 und Kampffront 1. Mit zwei Bürgermeistern hatte die NSDAP dann 12 Sitze und so die absolute Mehrheit. Wegen der Verfolgung der SPD trat der Stadtrat in dieser Besetzung nie zusammen.

Dr. Baur war schon Ende März nach Schüssen auf das Fenster seiner Wohnung geflohen und hatte unter wechselnden Anschriften gewohnt, u. a. auch in Schrobenhausen. Es folgten ergebnislose Verhandlungen mit dem Stadtrat. Am 10.06.1933 war ein Generalappell der NSDAP Ortsgruppe Landsberg angesagt. Bekannt war, dass die „Bürgermeisterfrage“ auf der Tagesordnung stehen werde. Der Kommisarisarische Bürgermeister Dr. Kraus verlas hier auf dem Appell die telegrafisch eingetroffene Rücktrittserklärung von Dr. Baur.

Dr. Kraus führte dann weiter aus: „Durch die Rücktrittserklärung von Dr. Baur seien ihm weitere Worte erspart. In packenden Worten verstand es der Redner zu schildern, wie ungeheuer schwer es gerade für die Bewegung in Landsberg war, festen Fuß zu fassen. Es gehörte eine beispiellose Schneid dazu, sich zum Nationalsozialismus zu bekennen zu jener Zeit, als Justizrat Graßmann und der Redner für den in Haft befindlichen Hitler und seine Ideen eintraten.“ Man hört heraus: Ganz offensichtlich wurde Dr. Baur vor diesem Appell unter Druck gesetzt. Er hatte wohl eingesehen, dass er den Kampf um sein Amt nicht gewinnen konnte. Und man versteht ganz deutlich: Dr. Baur war den NS-Leuten in Landsberg verhasst.

Disziplinarverfahren

Sie eröffneten denn auch ein Disziplinarverfahren gegen ihn, mit dem Ziel, von Pensionszahlungen befreit zu werden und dem erzwungenen Rücktritt den Schein des Rechts zu geben. Dabei wurden Vorwürfe neu erhoben, die bereits in den Jahren 1931-1932 anlässlich des Falls Ballenberger von der Staatsanwaltschaft untersucht worden waren, und deren Ergebnis die Einstellung des Verfahrens gewesen war. Neu war im Verfahren der Vorwurf der Unterschlagung von Herkomerbildern. Als aber Lady Herkomer mitteilte, dass dies Schenkungen gewesen waren, wertete das von Dr. Baur angerufene Disziplinargericht auch die Annahme dieser Schenkungen nicht als Verstoß, weil Gegenleistungen der Gastfreundschaft nachgewiesen waren und keinerlei die Stadt schädigende Beeinflussung gegeben war, im Gegenteil.

Weitere Vorwürfe der Vergünstigungen bei der Sparkasse im Wert von 128,45 RM und 36,56 RM, die jedoch schon 1932 durch Zahlung ausgeglichen waren, und eine Strompreisvergünstigung für die Dienstwohnung wurden gerügt, jedoch nicht als Dienstvergehen angesehen. Allerdings konnte dabei durchaus der Eindruck entstehen, dass Dr. Baur bei der eigenen Interessenwahrung auch unnötige Angriffsflächen geboten hatte.

Dr. Baur ging wegen der verbliebenen Vorwürfe in die Revision zum Disziplinargerichtshof, der diese mangels Rechtsschutzbedürfnis nicht annahm. Am 14. Mai 1934 veröffentlichte der Generalanzeiger die Bekanntgabe, in der von beiden Seiten mitgeteilt wurde, dass Dr. Baur durch das Disziplinargericht außer Verfolgung gesetzt wurde. Das neue Regime hatte mühsam des Gesicht gewahrt. Zur gleichen Zeit versuchte der Nachfolger im Amt, Schmidhuber, Dr. Baur in den Justizdienst zurückzuloben, wie sich aus einem in den Akten erhaltenen Schreiben entnehmen lässt.



Keine Angst vor dem Lech – im Vordergrund von links Weimann, Schlachthofverwalter Jocher, Dr. Baur; Fischer

Gegner und Befürworter

Dr. Baur war in Landsberg durchaus integriert, wie sich aus Nachrichten und Aktivitäten erkennen lässt.

Radikale Gegnerschaft hatte Dr. Baur in der außerparlamentarischen NSDAP. Letztlich als deren Medium waren die Landsberger Neuen Nachrichten (LNN) anzusehen, die mit Indiskretionen und Hintergrundgesprächen agierten (etwa zur Krankenhauserweiterung am 18.04.1927 mit Rechtfertigung am 28.05.1927). Ihr ging es um die Aufdeckung vermeintlicher oder auch wirklicher Skandale im Rahmen des politischen Kampfes. Den LNN wurde auch vorgeworfen, dazu dann auch anonyme Zuschriften an die Zeitung zu veröffentlichen. Der Stadtrat beschloss deshalb am 27.09.1928, dem neuen Blatt für ein halbes Jahr die Eigenschaft als Amtsblatt zu nehmen. Die LNN richteten sich in ihrer Berichterstattung nicht nur gegen Dr. Baur, der auch persönlich angegriffen wurde, sondern auch gegen den Bayerischen Generalanzeiger und dessen Redakteur Winkelmayr (LNN 19.10.1928). Die Rolle der Berichterstattung der LNN aufzuarbeiten, wäre eine eigene Arbeit wert.

Als Gegenspieler kann auch der nachmalige 2. Bürgermeister Paul Winkelmayr BVP gesehen werden. Paul Winkelmayr, aus der christlichen Gewerkschaftsbewegung kommend, war schon früh öffentlich gegen den Nationalsozialismus aufgetreten, nämlich als 1921 eine – später verbotene – Ortsgruppe gegründet wurde. Winkelmayr war in der Redaktion des Generalanzeigers für die kommunalpolitische Berichterstattung verantwortlich, also Berichterstatter aus dem Stadtrat. Als er nach der Stadtratswahl 1924 in den Stadtrat nachrückte, weil 2. Bürgermeister Dinges aus Enttäuschung über sein schlechtes Ergebnis die Wahl nicht annahm, erklärte er, er werde auch als Mitglied des Stadtrats weiterhin in der Zeitung aus dem Stadtrat berichten. Das tat er und hatte damit eine enorme Machtstellung.

Vor allem während der Haushaltsdebatten 1929 bis 1931 stellt sich nach der Berichterstattung Winkelmayr als derjenige dar, der immer wieder verhindert, dass den Auflagen der Regierung Rechnung getragen wurde, gegen die Empfehlung Dr. Baur. Dabei ist manches nicht eindeutig. Winkelmayr lobte Dr. Baur anlässlich der Wiederwahl in hohen Tönen. Das war am 23. März 1931. Im Mai 1931 trat er wegen eines Zerwürfnisses mit Dr. Baur vom Referentenposten für Rathaus und Herkomerstiftung zurück. In einer

Aktennotiz 1933 gibt Winkelmayr mit seinen vieldeutigen Formulierungen zum Rücktritt 1931 den neuen Machthabern Anlass, Dr. Baur des Verdachts der Unterschlagungen zu bezichtigen. In dieser Aktennotiz erklärt er auch, er habe vor der Bürgermeisterwahl 1931 offen erklärt, dass er Dr. Baur nicht wählen und einen weißen Stimmzettel abgeben werde. In der Berichterstattung 1931 hatte dies keinen Niederschlag gefunden. Da blieben die weißen Stimmzettel ein Rätsel.

Winkelmayr sah wohl vor allem auch bei der Pflege des Herkomeresbes Dr. Baur als Konkurrenten an. Am 01.04.1931 war es wegen des Umfangs einer Herkomerausstellung zu Differenzen gekommen. Am 23.04.1923 kommentiert Winkelmayr seine Berufung in den Arbeitsausschuss für diese Ausstellung demonstrativ nicht. Am 01.05.1931 kündigt Winkelmayr zum Fall Ballenberger ein Nachspiel im Stadtrat an. Am 24.06.1931 stellte er 18 Abänderungsanträge zum Haushalt im Stadtrat, die der Generalanzeiger sorgfältig auflistet, darunter auch die Reduzierung der Aufwandsentschädigung des Bürgermeisters, wogegen Dr. Baur allergisch reagiert.

Im Sonderdruck der Geschichtsblätter 1939 erwähnt er unter den Namen im Kapitel Herkomerstiftung und Herkomerausstellung 1931 Dr. Baur mit keinem Wort, sondern nur zu Ankäufen 1926 (dort Seite 19 und 21). Anlässlich des 75. Geburtstags von Dr. Baur erhebt er auf Nachfrage von OB Engshuber Bedenken gegen eine Ehrung von Dr. Baur, weil die Verdienste doch weit zurücklägen.

Mit 2. Bürgermeister Benedikt Hagg dagegen arbeitete Dr. Baur offensichtlich gut zusammen. Beredtes Beispiel dafür ist der Brief, in dem Dr. Baur aus England 1929 Benedikt Hagg von den Verhandlungen, aber auch seinen Schwierigkeiten mit der englischen Sprache berichtet.

Benedikt Hagg war zugleich Grundstücksreferent. Er war in dieser Hinsicht sehr aktiv und hat eng mit Dr. Baur zusammengearbeitet. In Abstimmungen zum Haushalt stimmte er aber mit seiner BVP-Fraktion gegen die Vorschläge Dr. Baur. Bei der Beisetzung von Benedikt Hagg 1950 sprach Dr. Baur ganz persönliche Worte des Dankes am Grab und legte einen Kranz nieder.

Bei allen Bauprojekten hatte Dr. Baur als verlässliche Stütze den Stadtbaumeister Pfeffer, dessen Projektvorbereitungen zum Teil erhalten sind. Die Aktennotiz zur Karolinenbrücke lässt die Loyalität des Stadtbaumeisters erkennen.

Spätere Würdigungen

In den Geschichtsblättern erscheint 1938 aus der Feder von Stadtarchivar Adalbert Maier eine Darstellung des Wirkens der Landsberger Bürgermeister der Neuzeit, in der die Leistungen Dr. Baur überraschend objektiv dargestellt werden, lediglich der Bau des Bürgerheims fehlt unter den größeren Objekten. Auch die Vorarbeiten für die Neue Bergstraße werden dabei erwähnt.

Nach dem Krieg kämpfte Dr. Baur um seine Rehabilitation und sogar um Wiedergutmachung. Er hatte dabei Erfolg. Dr. Baur war nach dem Krieg sogar einmal das Amt des Landrats von Landsberg angetragen worden. Er blieb seiner neuen Existenz als Steuerberater und Anwalt in München treu, die er sich selbst erkämpft hatte.

Beim Herkomerjubiläum 1949 hielt Dr. Baur die Festansprache. Zu seinem 75. Geburtstag 1959 wollte sich die Stadt zwar nicht zu einer Ehrung durchringen, aber immerhin zu einer Straßenbenennung. OB Engshuber überbrachte die Ehrung nach München-Pasing und wies darauf hin, dass es sich um eine „besonders repräsentative Straße im Neubaugebiet im Osten handle“. Die damals gewählte Bezeichnung Dr.-Ottmar-Baur-Straße ist nicht so umgesetzt, die Straße heißt Dr.-Baur-Straße.

Am 13. August 1961, dem Tag des Baues der Berliner Mauer, starb Dr. Baur. Der Nachruf im LT verursacht gemischte Gefühle, weil er Lücken enthielt: Die rechtswidrige Amtsenthebung 1933 wurde verniedlichend als „Abberufung“ bezeichnet, aber immerhin wird festgehalten, dass sich Dr. Baur in der Gefahr befand, ins KZ gesteckt zu werden, und zuerst immer wieder den Aufenthalt wechseln musste.

2. Bürgermeister Dr. Hartmann sprach am Grabe die anerkannte finanzpolitische Kompetenz Dr. Baur an. Und auch die Intrigen, die ihm das Amt schwer machten. Er vergaß nicht die kulturpolitischen Leistungen Dr. Baur und sprach die Unbill und Bitternis an, die für Dr. Baur diesen zwölf Jahren mit den Folgen ab 1933 anhafteten.



Sterbebild Dr. Ottmar Baur



Zusammenfassung

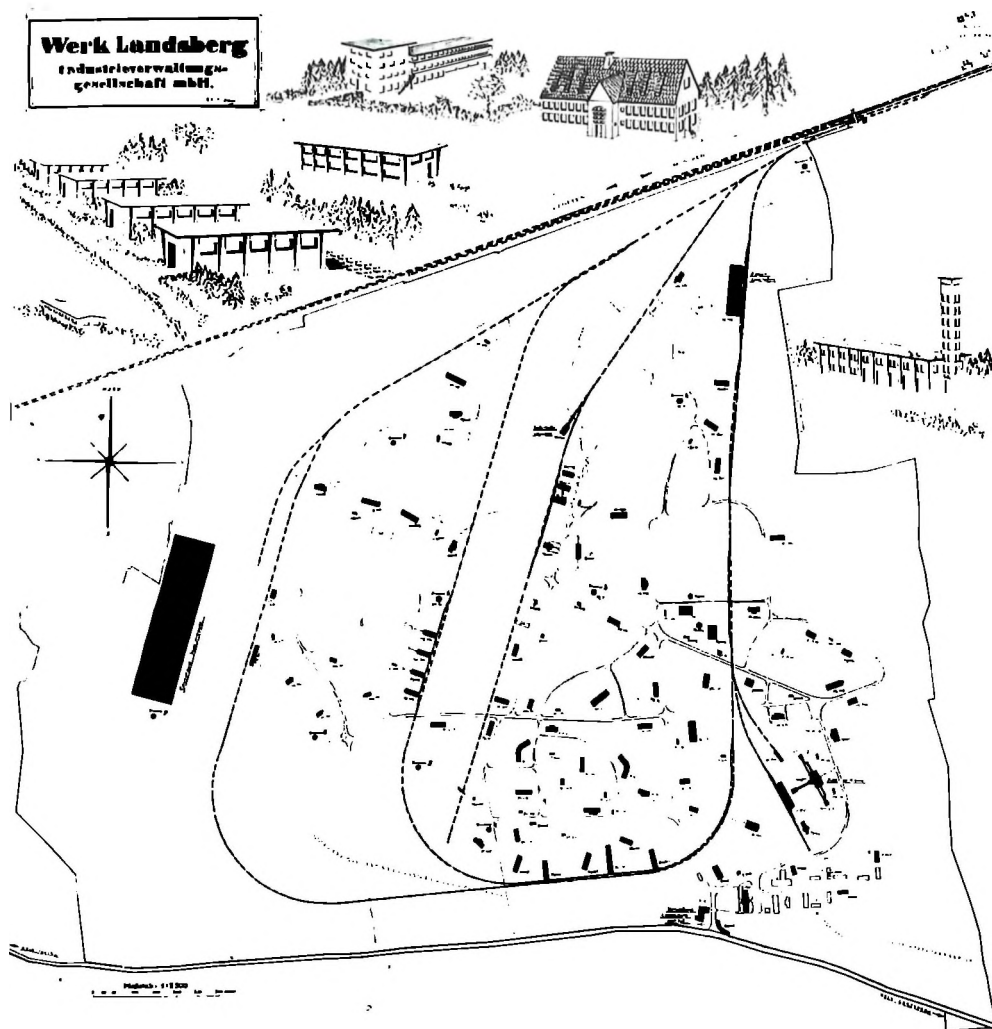
Dr. Baur hat seine Landsberger Jahre als eine Zeit erfolgreicher Arbeit gesehen, zu Recht. Wir verdanken ihm bleibende Infrastruktur wie die Wasserversorgung Teufelsküche, die Neue Bergstraße und den Ausbau der Wege am Lechufer. Er war ein harter Verhandler. In polemischen Stellungnahmen hört man gelegentlich den Staatsanwalt heraus. Er war Bürgermeister ohne eigene Fraktion. Das schlug sich in Pattsituationen und bei den Haushaltsberatungen der letzten Jahre auch in Abstimmungsniederlagen nieder.

Dass unter Dr. Baur die Winterhilfe, die Planung der Neuen Bergstraße und aktiver Wohnungsbau geleistet wurden, ist nicht geschichtliches Allgemeingut. Mit der Wiederbelebung des Ruethenfestes und der Schaffung der Herkomerstiftung hat er zur Identität unserer Stadt beigetragen. Dass er in seiner Arbeit den Bogen von den Finanzen über das Soziale bis hin zur Kultur spannte, macht ihn zu einer bemerkenswerten Persönlichkeit unter den Landsberger Bürgermeistern.

Quellen: In der Hauptsache die Berichte aus dem Rathaus u.a. des Oberbayerischen Generalanzeiger sowie zusätzlich einzelne Stadtratsprotokolle, Akten aus dem Archiv zum Disziplinarverfahren und zur Wiedergutmachung, zur Neuen Bergstraße, zum Fall Ballenberger, Protokollbuch des Verkehrs- und Verschönerungsvereins, Krankenhauserweiterung, Ausbau Karolinenbrücke u.a. Ich bedanke mich bei der Stadt Landsberg und bei Frau Stadtarchivarin Elke Kiefer für die Unterstützung. Vor allem bedanke ich mich auch bei Herrn Dipl.-Kaufmann O.F. Baur für viele Informationen und die Fotos. Der Titel „rechtskundiger Bürgermeister“ besagte, dass Landsberg die Kreisfreiheit hatte und damit einen Juristen zum Bürgermeister ernennen musste.

Die Fabrik im Frauenwald

von Anita Kuisle



Die Fabrik im Frauenwald in einer Darstellung von 1951. Zu diesem Zeitpunkt wurden Mieter für einzelne Gebäude gesucht. Deshalb sind einige Gebäudetypen zeichnerisch hervorgehoben. Man sieht die typischen Lagergebäude (links), ein Nitrierhaus (oben mittig), das Verwaltungsgebäude (oben rechts) und das Feuerwehrhaus (rechts). Der große Bunker (im Grundriß die schwarze Fläche links) steht übrigens inhaltlich mit der Fabrik nicht in Verbindung.

Im „Frauenwald“ zwischen Landsberg und Kaufering errichtete ab 1939 die Dynamit Aktien Gesellschaft eine Fabrik zur Herstellung von Nitrozellulose. Die Anlage war Bestandteil des Rüstungsprogramms der NS-Regierung im Deutschen Reich. Mit 650 Arbeitskräften sollten monatlich 500 Tonnen Nitrozellulose produziert werden, die zur Weiterverarbeitung zu Geschützmunition in einem Werk bei Kaufbeuren bestimmt waren¹.

Die Fabrik im Frauenwald kann als Musterbeispiel für die präzise formulierten „Richtlinien für den Bau von Fabriken“ des NS-Staates gelten, nach denen mehrere Dutzend Fabriken erbaut worden waren. In diesen Richtlinien wurde zum einen höchster Standard in architektonischer, verfahrenstechnischer und sozialer Hinsicht gefordert. Zum anderen sollten rüstungsrelevante Fabriken auch unter Kriegsbedingungen produzieren können. Dies bedeutete ein hohes Maß an Tarnung sowie die Schaffung redundanter Systeme zur Vermeidung von Produktionsausfällen bei teilweiser Zerstörung.

Die Anlage im Frauenwald bestand aus rund 130 Bauwerken, die entlang gewundener Betonstraßen im Wald verteilt standen. Es handelte sich um eine komplexe chemische Fabrik mit Produktionsgebäuden, Anlagen zur Energiever-

sorgung, Werkstätten und Sozialgebäuden. Die meisten Bauten trugen flache Trogdächer, die mit Bäumen und Büschen bepflanzt waren. Die Gebäude der Fabrik waren durch ein verzweigtes Netz aus Leitungen für Strom, Wasser, Dampf und Nitrozellulosemasse miteinander verbunden.

Kurz vor der Fertigstellung der Fabrik im Frauenwald wurden im Jahr 1941 die Bauarbeiten unterbrochen. Trotz deren Wiederaufnahme im Jahr 1943 gelangte die Anlage bis Kriegsende 1945 nicht mehr zur Vollendung. Die Produktion wurde nie aufgenommen, obwohl die Produktionsanlagen und eines der beiden Kraftwerke weitgehend fertiggestellt und mit den verfahrenstechnischen Anlagen ausgestattet waren.

1945 übernahmen die US-Besatzungstruppen das Gelände im Frauenwald und richteten dort einen Luftwaffenstützpunkt ein. Da die Anlage nicht betriebsbereit war und außerdem in eigener Nutzung stand, stellten die Amerikaner die Zerstörung der Fabrik zunächst zurück. Bis 1948 wurde aber die gesamte verfahrenstechnische Ausstattung der Fabrik demontiert und als Reparationsgut verwendet. Gebäude und Gelände wurden enttarnt, d.h. die Dächer abgeschoben, der Wald abgeholzt. Die geplante Sprengung der Gebäude wurde dagegen immer wieder verschoben und unterblieb schließlich ganz.

¹ Zum Werk in Kaufbeuren siehe Hübner 1995.

Nach dem Abzug der Amerikaner 1952 ging das Gelände in den Besitz der Bundesrepublik Deutschland über, die es der Industrie Verwaltungen Gesellschaft (IVG) zur Verwertung übergab. Von 1958 bis 1995 nutzte die Bundeswehr Teile der Anlage zu Lagerzwecken. Das ganze Gelände blieb während dieser Zeit militärisches Sperrgebiet und streng abgeschirmt. Im Jahr 1998 erwarb die Stadt Landsberg das Areal mit dem Ziel, dort Gewerbeflächen und ein Naherholungsgebiet einzurichten.

Geschichtlicher Hintergrund: Munitionsfabriken im NS-Staat²

Die Fabrik im Frauenwald war Bestandteil der Kriegsvorbereitungen des Deutschen Reichs nach 1933. Bekanntermaßen war Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg von den Siegermächten demilitarisiert worden. Dies hatte auch die Schließung nahezu aller Standorte zur Produktion von Explosivstoffen, also von Sprengstoffen, Zündmitteln und deren Vorprodukten umfaßt. Den Wiederaufbau dieses militärisch bedeutsamen Industriezweiges schaffte die nationalsozialistische Regierung mit Hilfe der deutschen Industrie. Eine zentrale Rolle spielte dabei der Konzern der I.G. Farben. Nach Kriegsende 1945 beurteilte die Finanzabteilung der Amerikanischen Militärregierung die Rolle der I.G. Farben folgendermaßen: „Die militärische Macht Deutschlands stützt sich zu einem sehr großen Teil auf zwei Säulen: auf die Eisen- und Stahlindustrie sowie auf die I.G. Farbenindustrie A.G. (...). Ohne die riesigen Produktionsstätten der I.G. Farben, ohne ihre weitgespannte Forschung, ohne ihre reiche technische Erfahrung und ohne die wirtschaftliche Macht, die in ihren Händen konzentriert war, wäre Deutschland nicht in der Lage gewesen, im September 1939 seinen Angriffskrieg zu beginnen.“³ An Aufbau und Betrieb der neuen Sprengstoffindustrie wirkte die I.G. Farben teils direkt, teils über Tochterfirmen und Beteiligungen mit. Solche Firmen waren die Dynamit AG, die Gesellschaft zur Verwertung chemischer Erzeugnisse mbH und die Montan-Industriewerke GmbH. Es etablierte sich eine raffinierte Zusammenarbeit staatlicher und privater Organisationen, die von Historikern als „Montanmodell“ bezeichnet wird, manche Autoren sprechen auch vom „Rüstungsviereck“. Die Grundzüge dieses Modells lassen sich so zusammenfassen: Das Deutsche Reich, vertreten durch das Oberkommando des Heeres, finanzierte den Bau der Fabriken, trat aber als Auftraggeber nicht direkt in Erscheinung. Planung und Erbauung der Fabriken lagen bei der Dynamit AG. Nach der Fertigstellung übergab die Dynamit AG die Anlagen an die Montan Betriebsgesellschaft, die sie wiederum für den Betrieb an die Gesellschaft zur Verwertung chemischer Erzeugnisse verpachtete. Diese komplizierte Konstruktion minimierte einerseits die finanziellen Risiken der Privatwirtschaft und verschleierte andererseits die Kriegstreiberei des Deutschen Reiches.

Für den Aufbau der Sprengstoffindustrie wurden vom Deutschen Reich in den 1930er Jahren mehrere Programme aufgelegt. Eines davon war der „Schnellplan für die Erzeugung von Pulver, Sprengstoffen und chemischen Kampfstoffen einschließlich der Vorprodukte“ vom 13. August 1938. Dieser Plan beinhaltete den Neubau von mehr als 40 Fabrikationsstätten im Deutschen Reich, 28 davon errichtet durch die Dynamit AG, darunter waren acht Fabriken zur Produktion von Nitrozellulose. Eine davon war die Fabrik im Frauenwald.

Baugeschichte

Am Standort Frauenwald waren alle Faktoren für die Errichtung einer Fabrikationsanlage für Nitrozellulose gegeben: Ein dichtes, unbebautes Waldgebiet mit einer guten Anbindung an das Eisenbahnnetz und einem Fluß mit hoher Wasserführung in der Nähe. Zu den bebauten Gebieten herrschte ein ausreichender Sicherheitsabstand. Und von politischer Seite war kein großer Widerstand gegen die Errichtung einer militärischen Einrichtung zu erwarten. Als Bauplatz wurde ein Areal unmittelbar südlich der Bahnlinie von München nach Buchloe ausgewählt. Die neue Fabrik erhielt einen eigenen Gleisanschluß. Die Erschließung von der Straße aus erfolgte von Süden.

Das Werk im Frauenwald wurde im Sommer 1938 geplant und ab 1939 gebaut. Die hauptsächlichen Bauarbeiten erfolgten in den Jahren 1940 und 1941. Im September 1940 waren auf der Baustelle 2600 Arbeiter beschäftigt. Die Fertigstellung des Werkes war zu diesem Zeitpunkt für März 1941 vorgesehen.⁴ Dieser Zeitplan wurde nicht eingehalten. Im Jahr 1942 wurde der Bau unterbrochen, 1943 wieder aufgenommen⁵. Gründe für diese Bauverzögerung, -einstellung und -wiederaufnahme waren zum einen die schwankenden Prognosen für den Munitionsbedarf der deutschen Wehrmacht, zum anderen der Machtkampf um die im Verlauf des Krieges schwindenden Ressourcen des Deutschen Reiches. Die Errichtung der Munitionsfabriken konkurrierte bei der Zuteilung von Rohstoffen und Arbeitskräften gegen andere ehrgeizige Projekte wie beispielsweise die Luftfahrt- und Raketenforschung in Peenemünde. Die geplante Fertigstellung der Fabrik im Frauenwald gelang auch im zweiten Anlauf nicht. Bei Kriegsende im Mai 1945 waren die Anlagen noch nicht in Betrieb gegangen. Es ist aber davon auszugehen, daß ein Großteil der Gebäude nicht nur baulich fertiggestellt, sondern auch vollständig ausgestattet war.

Im August 1945 wurde die Fabrik im Frauenwald von der amerikanischen Luftwaffe übernommen⁶. Im April/Mai 1947 erfolgte die „Enttarnung“ des Geländes. Dazu wurde der Wald abgeholzt und der Bewuchs von den Dächern der Gebäude abgeschoben⁷. Bis 1948 demontierten die Amerikaner außerdem alle maschinentechnischen Anlagen und versandten sie als Reparationsgut⁸. Bei dieser Demontage wurden Decken und Außenwände zerstört, wenn dies zur Entnahme der Anlagenteile nötig war. Von 1958 bis 1995 mietete die Bundeswehr das Gelände der Fabrik im Frauenwald. Wenngleich nur einzelne Gebäude zu Lagerzwecken Verwendung fanden, wurde das gesamte Gelände abgesperrt. Drei Lagergebäude standen während der Mietzeit der Bundeswehr in Verwendung der US Streitkräfte und wurden für die Lagerung von sogenannter Sondermunition genutzt. Die damit verbundenen Sicherheitsmaßnahmen sind einigen Landsbergern noch heute gut im Gedächtnis. Die Mehrzahl der Gebäude auf dem Gelände blieb jedoch dauerhaft ungenutzt und so im bauzeitlichen Zustand erhalten.

Das Gelände der Fabrik im Frauenwald, ihre Verwaltung, ihre Anlagen oder Teile davon wurden bauzeitlich unter den Namen Frauenwald, Bauleitung Kaufering, Bauleitung der DAG Kaufering, Gelände der Dynamit AG, Projekt 39, Projekt 139 und Werk Hopfen geführt. Während der Besatzungszeit bezeichnete man das Werk als Fabrik Kaufering,

4 Bundesarchiv Militärarchiv RW 21-1/5

5 Bundesarchiv Militärarchiv RW 21-47/6: Fertigungsbeginn geplant für Okt./Nov. 1944

6 zunächst von der 9th Air Force, später von der 16th Air Ammo Sg.; Bay. HStA, OMGBY, CO-466/1, hier zitiert nach HPC 1996, S. 35.

7 Bay. HStA, OMGBY 5/439-1/3

8 Aus Bay. HStA, OMGBY 5/379-2/4 läßt sich entnehmen, daß insgesamt 808 Objekte demontiert wurden. Eine detaillierte Auflistung dazu, die sich nach HPC 1996, S. 38 im Besitz der IVG befand, ist nicht mehr auffindbar.

2 Die Darstellung stützt sich hier überwiegend auf die gründlichen Recherchen von Gregor Espelage zur Fabrik in Hessisch Lichtenau, publiziert Espelage 1994.

3 Office of Military Government for Germany, United States. Finance Division - Financial Investigation. Übersetzt und bearbeitet von der Dokumentationsstelle zur N.S.-Sozialpolitik Hamburg, Nördlingen 1986, S. 15. Hier zitiert nach Espelage 1994, S.9.

Kaufering Rep. No. 35, D.A.G. Kaufering, D.A.G. Gelände, Versuchswerk Kaufering, DAG Fabrik Warthe Lech, Fabrik Landsberg, Air Ammunition Depot, Area B bomb storage und 16th Air Ammo Depot. Nach Übernahme durch die IVG verwendete man die Bezeichnungen Werk Kaufering, Werk Landsberg/Lech, Gerätedepot Landsberg a. Lech, Teildepot-Gerät Landsberg a. Lech und Werk 31.

Der Produktionsprozeß

Das Produktionsverfahren für Nitrozellulose wurde im 19. Jahrhundert entwickelt. Ausgangsstoff war Baumwolle. Im 20. Jahrhundert lernte man, den Stoff im großtechnischen Maßstab aus Holzzellulose zu erzeugen. Um 1940 war das großtechnische Verfahren zur Herstellung von Nitrozellulose in den Industrienationen Europas und in den USA ausge-reift⁹. Die in Deutschland zu militärischen Zwecken errich-teten Produktionsstätten sind hinsichtlich Verfahren und Ausstattung als führend für ihre Zeit anzusehen.¹⁰

Chemisch betrachtet handelt es sich bei Nitrozellulose um Salpetersäureester der Zellulose. Sie entstehen durch Ein-wirkung von Salpetersäure auf zellulosehaltige Substanzen wie Baumwolle, Flachs, Holzfaser oder Jute. Die Herstel-lung von Nitrozellulose umfaßt grundsätzlich die beiden Schritte Nitrieren und Stabilisieren. Zum Nitrieren wird Zel-lulose in ein Säurebad getaucht. Um die frische Nitrozellu-lose vor Selbstentzündung zu schützen, vermischt man sie für den weiteren Produktionsprozeß mit großen Mengen an Wasser. Zur chemischen Stabilisierung der Nitrozellulose wird dieses Wasser-Zellulose-Gemisch erwärmt und unter Druck gesetzt.

Eine zentrale Funktion im Produktionsprozeß nahm die Säurewirtschaft ein. Die zum Nitrieren verwendete Säure-mischung aus Salpetersäure, Schwefelsäure und Wasser wurde nicht fertig bezogen, sondern im Betrieb hergestellt. Dabei wurden die Abfallsäuren aus der Produktion aufberei-tet und mit frischer Säure angereichert.

Der Zellstoff kam in Form von zu Ballen gepreßtem Krepp-Papier in die Fabrik. Man verwendete Zellulose aus 70% Buchen- und 30% Tannenholz¹¹. Um bei der Nitrierung einen innigen Kontakt zwischen Zellulose und Säure zu gewährleisten, mußte das Papier zu Flocken zerrissen wer-den. Diese Flocken wurden dann getrocknet auf 1-2% Feuchtegehalt, da die Feuchtigkeit im Papier die Nitriersäure verdünnt hätte.

Zum Nitrieren wurden Zellulose und Säure im Verhältnis 1:50 zusammengebracht. Die Verwendung dieser großen Säuremengen hatte mehrere Gründe. Zum einen war eine rasche und gleichmäßige Sättigung der Zellulose mit Säure die Voraussetzung für eine gleichmäßige Nitrierung. Zum anderen wirkte man mit den großen Säurebädern der Erwärmung des Gemisches sowie seiner Verdünnung durch die chemische Reaktion entgegen. Einer lokalen Erhitzung auf-grund der exothermen Reaktion und der damit verbundenen

Entzündungsgefahr begegnete man außerdem mit Rührwer-ken. Nach Abschluß des Nitrierprozesses wurde überschüs-sige Säure vom Produkt abgeschleudert und die frische Nitrozellulose mit großen Mengen Wasser vermischt. Anzu-merken bleibt, daß bei der Nitrierung von Zellulose keine einheitliche chemische Verbindung entsteht. Vielmehr hat man es mit einer Stufenfolge von Salpetersäureestern zu tun, deren Zusammensetzung durch die Parameter der Pro-duktion (Temperatur, Säurekonzentration etc.) beeinflusst wird und somit leichten Schwankungen unterliegt.

Die frische Nitrozellulose mußte nun stabilisiert werden, um einer Selbstzerersetzung oder gar Selbstentzündung der Nitrozellulose entgegenzuwirken. Die chemischen Vorgänge während der Stabilisierung waren 1940 noch nicht vollstän-dig geklärt (sind es aufgrund der komplexen Beschaffenheit der Zellulose auch bis heute nicht restlos). Man hatte jedoch empirisch ein Verfahren entwickelt, das zum gewünschten Produkt führte. Die Stabilisierung erfolgte in mehreren Schritten. Das Nitrozellulose-Wasser-Gemisch wurde zu-nächst unter Atmosphärendruck, anschließend unter erhöh-tem Druck gekocht. Dieses Druckkochen diente neben der Stabilisierung auch der Einstellung der Viskosität der Nitro-zellulose.

Nach den beiden Kochvorgängen wurden die Zellulose-fasern mechanisch zerkleinert. Dieses Mahlen und Zer-schneiden der Zellulose setzte zum einen Säure frei, die in den Fasern eingeschlossen war. Außerdem diente das Holländern, wie das Zerschneiden nach den dazu benutzten Maschinen auch genannt wurde, der Herstellung einer Zellulosemasse mit einheitlich kurzen Fasern, wie sie für die Weiterverarbeitung gewünscht war. Die zerkleinerte Nitro-zellulose wurde schließlich ein drittes und letztes Mal gekocht. Zwischen den beschriebenen Stabilisierungs-Prozessen wurde der Nitrozellulose-Brei immer wieder mit Wasser gespült und ausgewaschen.

Abschließend wurde die Nitrozellulose gemischt, abge-schleudert, gereinigt und verpackt. Das Mischen war not-wendig, da der Stickstoffgehalt der produzierten Nitrozellu-lose aufgrund leicht veränderter Parameter während des Nitriervorgangs variierte. Um trotzdem ein Produkt mit auf 1/10 % genau eingestelltem Stickstoffgehalt zu erzielen, wurde Nitrozellulose aus mehreren Chargen miteinander vermischt¹². Nach diesem Vorgang wurde das Wasser, das während des gesamten Produktionsprozesses als Transport-medium gedient hatte, von den Fasern abgeschleudert. Die fertige Nitrozellulose wurde schließlich von Unregelmäßig-keiten wie verklumpten Fasern oder mitgeschlepptem Sand, Metallspänen etc. befreit, auf den gewünschten Wasserge-halt von 35% gebracht und in Fässer verpackt.

Die Fabrikanlage

Bei der Fabrik im Frauenwald handelt es sich um eine Anlage zur großtechnischen Produktion von Nitrozellulose, einem explosions- und brandgefährdeten Stoff. Die Fabrik ist ausdrücklich für eine Fertigung unter (Luft)Kriegsbedin-gungen gebaut. Die Planung der Anlage berücksichtigte des-halb die Anforderungen von Explosionsschutz und Tarnung. Außerdem war die Fertigung in zwei Linien angelegt, damit bei einer teilweisen Beschädigung des Werkes die Produkti-on nicht völlig unterbrochen worden wäre. Die Hauptver-kehrswege waren so geplant, daß sie bei Gebäudeeinstürzen nicht verschüttet werden konnten.

¹² Die erzeugte Nitrozellulose mußte hinsichtlich Stickstoffgehalt, Visko-sität und Faserlänge der Nitrozellulose den eng gefaßten Vorgaben der Pulver-Fertigung entsprechen. So mußte der Stickstoffgehalt für die sogenannte PE-Wolle oder Collodiumwolle zwischen 11 und 11,3 % liegen, für die sogenannte SW-Wolle oder Schießwolle zwischen 13 und 13,3 %.

⁹ Der Stand der Entwicklung ist sehr detailliert nachzulesen in Urbanski 1963, Bd2. Das polnische Originalwerk, auf dem die deutsche Überset-zung beruht, wurde 1954 publiziert.

¹⁰ Dies zeigt sich auch in dem ausgeprägten Interesse, das die britischen und amerikanischen Besatzer nach Kriegsende der deutschen Verfah-renstechnik entgegenbrachten. Der britische und der amerikanische Geheimdienst verfaßten 1945/46 mehrere Berichte über die deutsche Sprengstoffherstellung, die als BIOS und CIOS Berichte publiziert wurden (British Intelligence Objectives Sub-Committee, Combined Intelligence Objectives Sub-Committee; siehe Literaturverzeichnis).

¹¹ In der deutschen Ausgabe des Urbanski werden zwar Birke und Fichte genannt, in den alliierten Berichten CIOS XXVII-72 und CIOS XXVII-73 wird die Zusammensetzung der Zellulose aber zu 70% Buche (beech) und 30 % Tanne (fir) angegeben. Da der deutsche Urbanski von einer tschechischen Ausgabe des polnischen Originals erstellt wurde, ist den CIOS-Berichten mehr Glauben zu schenken. Zumal sich Urbanski ja ebenfalls der englisch verfaßten CIOS-Berichte als Quelle bediente.



Luftaufnahme um 1947. Um das Gelände zu entarnen, hatten die Amerikaner den Wald abholzen und den Bewuchs von den Flachdächern abschleiben lassen. Man sieht in der Mitte der Lichtung das Kraftwerk mit Bekohtung, Entaschung und Rauchgasreinigung, links davon die erdbedeckten Gewölbebauten von Turbinenhaus und Schaltheaus.

sowie Werksküche und Wäscherei.¹³ Nördlich der Produktionsanlagen liegen in relativer Nachbarschaft Schmiede, Schreinerei, Elektrowerkstatt und Labor. Die sogenannten Wohlfahrtsgebäude (Kantine und Waschräume) sowie die Abortanlagen waren zweckmäßig über das ganze Gelände verteilt. Der Straßenzugang befand sich im Süden des Geländes, unmittelbar an der heutigen Iglinger Straße. Hier standen das Wachhaus, eine Unterstellhalle für Fahrräder und das (nicht getarnte) Verwaltungsgebäude. Unmittelbar am Werkseingang lag außerdem die sogenannte Werkkretungsstelle, also die Sanitätsstation des Betriebes.

Alle Gebäude auf dem Gelände waren durch Schienen- und Straßenverbindungen sowie durch eine Vielzahl von Leitungen miteinander verbunden. Dazu gehören Rohrleitungen für Dampf, Wasser und Nitrozelluloseprodukte, Elektro- und Telefonleitungen sowie Abwasserkanäle. Für Transporte zwischen Werkstätten und Produktion wurden Elektrokarren eingesetzt.

Die Gebäude

Architektonisch lassen sich bei den Gebäuden der Fabrik im Frauenwald drei grundsätzliche Typen unterscheiden. Am häufigsten tritt die Skelettbauweise auf. Der Gebäudkörper besteht aus Stahlbetonstützen, auf denen ein über-

kragendes flaches Trogdach aus Stahlbeton ruht. Die Gefache zwischen den Stützen sind ausgemauert. Das Dach war bepflanzt. In Skelettbauweise wurden Produktions- und Lagergebäude errichtet. Die besonders explosionsgefährdeten Druckkochergebäude sind mit einem Erdwall umgeben. Ein zweiter Typus sind Bauten aus massivem Stahlbeton. Teils sind sie als tonnenförmige Gewölbe errichtet, die komplett mit Erde überdeckt waren. Deren Erschließung erfolgt über eine freiliegende Giebelseite. Andere Gebäude aus massivem Stahlbeton sind als aneinandergesetzte Kuben mit abgetreppten Dächern ausgeführt. Aus Stahlbeton wurden die Bauten der Energieversorgung errichtet. Der dritte Bautypus sind die als Gutshöfe oder Wohnhäuser getarnten Bauwerke. Sie sind aus Ziegeln gemauert und tragen flache Satteldächer. Nach diesem Muster sind Werkstätten und Sozialgebäude gebaut.

Am Lech, nordöstlich des Werksgeländes, lag das Wasserwerk der Fabrik, das der Aufbereitung von Flußwasser dienen sollte. Von dort sollte das Betriebswasser in gewaltigen Rohrleitungen in die Fabrik geführt werden. Die Anlagen am Lech sind heute größtenteils zerstört. Lange Jahre erinnerte noch das sogenannte Weiße Haus an die Wassergewinnungsanlagen.

¹³ Diese Gebäude sind inzwischen (2005) größtenteils abgebrochen.

Luftaufnahme um 1947. Auch diese Aufnahme wurde von den Amerikanern gemacht. Im Zentrum des Bildes sind die beiden Mischergebäude zu sehen, daneben stehen die auffälligen Stofffänger-Türme. Sie dienten der Rückgewinnung von Nitrozellulosefasern aus dem abgeschleuderten Wasser. (Nach dem Hydrozyklonprinzip wurden hier in drei Geschöß hohen Stahlbehältern die Fasern aus dem Wasser abgetrennt. Diese imposanten Behälter sind übrigens die einzige verfahrenstechnische Ausstattung, die sich, vermutlich aufgrund der schiereren Größe, der Verwendung als Reparationsgut widersetzt haben.) Im Vordergrund der Aufnahme ist ein Abortgebäude zu sehen, am rechten Bildrand ein Wohlfahrtsgebäude, nach heutigem Sprachgebrauch Kantine und Badehaus.





Diese Aufnahme von 1951 zeigt die typischen Stahlbeton-Skelettbauten der Fabrik. Im Vordergrund ist dies ein Lagergebäude, im Hintergrund stehen Kocher und Holländergebäude aus der Produktionslinie.



Eines der beiden Nitriergebäude in einer Aufnahme von 1951. Hier sollte aus Holzzellulose und Säure Nitrozellulose entstehen. Das Gebäude war durch eine Vielzahl von Rohrleitungen mit den vor- und nachgeschalteten Produktionsgebäuden verbunden. Die umlaufenden Balkone dienen als Fluchtmöglichkeit für die Arbeiter, da die Nitrierung sehr brandgefährlich ist.



Eines der beiden Gebäude zur Wasseraufbereitung in einer Aufnahme um 1951. Hier sollte das Speisewasser für die Kessel des Kraftwerks entkalkt werden. Das Gebäude besteht vollständig aus Stahlbeton. Zur Tarnung ist das Dach in mehrere, abgetrepte Flächen zerlegt, die Bewuchs tragen sollten.



Bild rechts: Eines der auffälligsten Gebäude auf dem Gelände war das Feuerwehrhaus. Der Bau bestand aus dem Schlauchturm, einer großen Garage und Wohnräumen für die Mannschaft. Die Aufnahme stammt aus dem Jahr 2001, heute ist das Gebäude abgebrochen



Gebäude an der Iglinger Straße um 1951. Im Vordergrund steht die ehemalige Werksrettungsstelle, die zu diesem Zeitpunkt als Wohngebäude genutzt wurde. Sie wurde später mit einem flachen Satteldach versehen und ist heute abgebrochen. Im Hintergrund sieht man das repräsentative Verwaltungsgebäude, das heute ebenfalls nicht mehr steht.

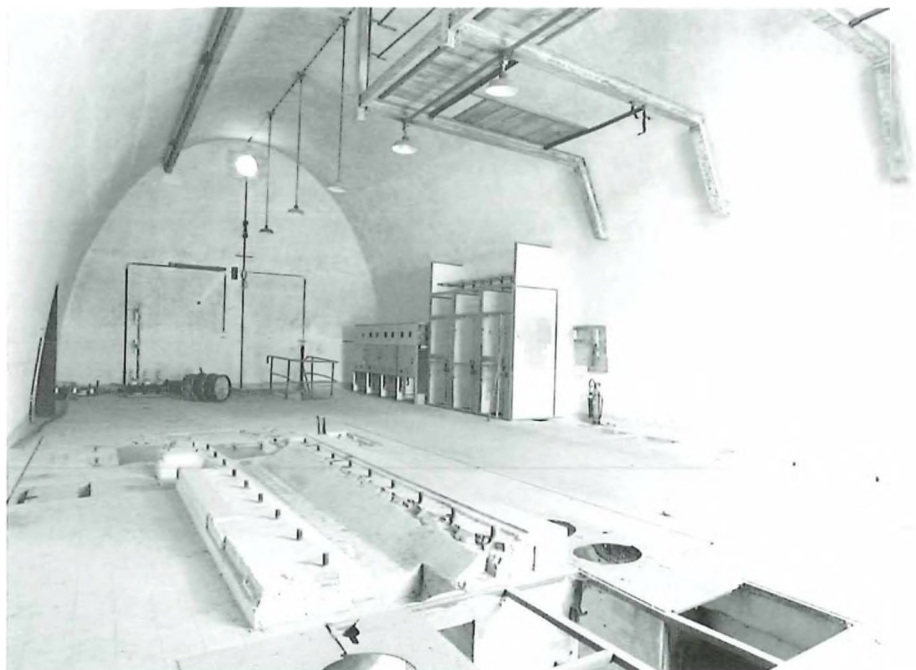
Ein Blick ins Erdgeschoß eines Mischergebäudes im Jahr 2001. Im Hintergrund ist der Unterbau der betonierten Silos zum Mischen der Nitrozellulose zu sehen. In den Öffnungen in der Decke im Vordergrund steckten Zentrifugen zum Abschleudern des Wassers von der fertigen Nitrozellulose.



Eines der beiden Mischergebäude in einer Aufnahme von 2001. Hier sollte die fertige Nitrozellulose nachbehandelt und in Fässer verpackt werden.



Das Schaltheus in einer Aufnahme von 2001. Es sollte in einem Erdhügel verschwinden.



Das Innere des Schaltheuses im Jahr 2001. Wie in allen anderen Gebäuden sind auch hier alle technischen Anlagen entfernt worden.



Holländergebäude im Jahr 2001. Am Boden ist die Lage der Holländer noch gut ablesbar:

Es steht zu befürchten, daß die Gebäude und Anlagen trotz ihres hohen und überregional bedeutsamen Zeugniswertes alle abgebrochen werden. Es wäre zu wünschen, daß vorher wenigstens die eingehende wissenschaftliche Untersuchung der Gebäude, deren erster Teil im Jahr 2001 von der Stadt Landsberg beauftragt worden war, fertiggestellt werden kann. Der Bedeutung der Anlage angemessen wäre darüber hinaus die Einrichtung einer öffentlich zugänglichen Dokumentationsstelle in einem der Gebäude auf dem Gelände.

Bewertung und Ausblick

Im Frauenwald bei Landsberg hatte sich bis 1998 in militärisch bedingter Abgeschiedenheit der komplette Gebäudebestand eines im NS-Deutschland gebauten Rüstungsbetriebes erhalten. Die Anlage zur Produktion von Nitrozellulose bestand aus rund 130 Bauwerken, von denen inzwischen etwa 20 abgebrochen worden sind. Zwischen 1938 und 1945 waren im Deutschen Reich mehrere Dutzend vergleichbarer Fabriken neu errichtet worden. Dabei wurden standardisierte Gebäudetypen baukastenmäßig zu Fabriken zusammengestellt. Die Schwesterverwerke zur Herstellung von Nitrozellulose waren bis ins Detail baugleich mit der Fabrik im Frauenwald, die Werke zur Herstellung anderer Stoffe wiesen große Ähnlichkeiten auf. Die Landsberger Anlage steht somit als einzige materiell erhaltene Anlage exemplarisch für eine Vielzahl von Fabriken, die im ganzen deutschen Reich verteilt standen. Alle anderen Anlagen wurden unmittelbar nach Kriegsende zum größten Teil zerstört. Besonders interessant sind aus technikhistorischer Sicht die Produktionsgebäude und die Bauten der Energieversorgung. Das Kraftwerk der Fabrik im Frauenwald ist aller Wahrscheinlichkeit nach das einzige erhaltene Beispiel für ein in Tarnbauweise erbautes Kohlekraftwerk der 1930er-Jahre mit Schwemmentaschung und Rauchgasreinigung. In der Regel waren die funktionsfähigen Kraftwerke von Rüstungsbetrieben unmittelbar nach Kriegsende gesprengt worden. Wenn gleich schon die Details für sich genommen von hohem geschichtlichen Wert sind, so liegt doch in der Geschlossenheit der Überlieferung der Fabrik mit nahezu allen Produktions-, Infrastruktur- und Sozialgebäuden der eigentliche Wert der Anlage. Die Nitrozellulosefabrik im Frauenwald bei Landsberg ist ein in ihrer Art einmaliges Zeugnis für den hohen Stellenwert der Rüstung im NS-Staat und für die hochprofessionelle und perfektionistische Ausführung militärischer Anlagen dieser Zeit.

Derzeit sind die Bauten der Fabrik im Frauenwald stark gefährdet. In der hitzig geführten Diskussion um die Ansiedlung eines Gewerbebetriebes im Norden des Geländes werden die Gebäude instrumentalisiert. Der Oberbürgermeister der Stadt Landsberg spricht etwa von einer „Veranschaulichung“ des Waldes durch die historischen Bauten¹⁴.

Literatur in Auswahl

- Espelage Gregor, „Friedland“ bei Hessisch-Lichtenau, Geschichte einer Stadt und Sprengstofffabrik in der Geschichte des Dritten Reichs in zwei Bänden, Hessisch Lichtenau 1992/1994.
- Hübner Hans-Joachim, Die Fabrik Kaufbeuren der Dynamit-AG, Zur Vorgeschichte von Neugablonz, Kempten 1995.
- Kuisle Anita, Dieses Dornröschen stirbt im Schlaf, Die Nitrozellulose-Fabrik bei Landsberg/Lech, in: Industriekultur 3/2003, S. 18.
- Preuß Johannes, Haas Reiner, Die Standorte der Pulver-, Sprengstoff-, Kampf- und Nebelstofferzeugung im ehemaligen Deutschen Reich, in: Geographische Rundschau Bd.39, 1987, S.578-585.
- Trimborn Friedrich (Hg.), Explosivstofffabriken in Deutschland, Köln 1995.
- Ullmann, Encyklopädie der technischen Chemie, Verlag Chemie Weinheim New York 1929.
- Urbanski Tadeusz, Chemie und Technologie der Explosivstoffe, 3 Bde., Leipzig 1961-1964.



Der Frauenwald erobert sich das Gelände zurück. Diese Aufnahme aus dem Jahr 2001 zeigt die Kranlaufbahn der Entaschung des Kraftwerks.

14 Süddeutsche Zeitung vom 29.09.2005

Eisenbahnanlagen im Landsberger Frauenwald

von Walter Meier

Die Hinterlassenschaften des Dritten Reichs im Landsberger Frauenwald sind auch eisenbahnarchäologisch interessant. Sowohl die Baustelle der geheimen Sprengstofffabrik der DAG als auch die des Rüstungsprojekts „Ringeltaube“ wurden durch Bahngleise erschlossen. Einmal mehr ist dies ein Beleg dafür, dass die Deutsche Reichsbahn in die Kriegsführung des Dritten Reichs und den Holocaust tief verstrickt war. Bekanntlich wurden für das Rüstungsprojekt „Ringeltaube“ KZ-Häftlinge eingesetzt, die die Reichsbahn in Güterwagen nach Kaufering transportierte.

Zu den Bahnanlagen im Frauenwald gibt es aufschlussreiche Übersichtspläne mit dem Gleisbestand im Zweiten Weltkrieg¹⁾. Danach wurde für die Bahnerschließung der im Frauenwald im Bau befindlichen DAG-Fabrik, auch „Muna Kaufering“ genannt, ein umfangreiches, weit verzweigtes, mehrere Kilometer umfassendes Schienennetz angelegt (siehe Abb. 1 im Beitrag von Anita Kuisle). Es war so ausgelegt, dass eine Rangiereinheit auf dem Hauptgleis die Anlage umrunden konnte, ohne dass die Lok wenden bzw. umsetzen musste. Am westlichen Bahnhofskopf von Kaufering wurde die DAG-Gleisanlage an das Reichsbahnnetz angeschlossen. Wegen des damit verbundenen erhöhten Rangieraufkommens wurden damals die Gleisanlagen des Kauferinger Bahnhofs um sechs Abstellgleise erweitert. Außerdem erhielt der Bahnhof ein drittes Stellwerk. Über den Ost-West verlaufenden nördlichen Ast des DAG-Hauptgleises am Nordrand des Frauenwalds wurde im Kriegsjahr 1944/45 auch die westlich angrenzende Bunkerbaustelle des Rüstungsprojekts „Ringeltaube“ der Organisation Todt angebunden. Auch diese Baustelle wurde von einem dichten Schienennetz umgeben. In Höhe des heutigen Nordtores der Welfenkaserne war eine direkte Verbindung der Bunkergleise mit der Hauptstrecke München – Memmingen im Bau oder zumindest geplant. Der Bau des ebenfalls vorgesehenen Verbindungsgleises der DAG- und Bunkerbaustelle nach Süden zur Bahnlinie Landsberg – Schongau bei Friedheim kam über die Kiesschüttung des Gleiskörpers nicht hinaus. Wie aus Fotos der US-Luftaufklärung vom 20. April 1945²⁾, eine Woche vor dem Einmarsch der Amerikaner,

hervorgeht, wurden zumindest südlich der Trasse der Reichsstraße 12 (Buchloer Straße) im Dritten Reich keine Schienen mehr verlegt. Auf den Baustellen waren auch schmalspurige Feldbahnen mit Kipploren im Einsatz.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden DAG-Gelände und Gleisanschluss von der US-Luftwaffe genutzt, später dann auch von der Bundeswehr, die im Frauenwald ein Munitionsdepot und ein Gerätedepot sowie ab ca. 1970 im Bunker eine Luftwaffenanlage, die spätere „Welfenkaserne“ einrichtete. Da die Bundeswehr 1996 das DAG-Gelände räumte und den Güterverkehr für die Welfenkaserne in den 1990er Jahren auf die Straße verlegte, löste die Deutsche Bahn AG Ende 2002 den Bundeswehr-Gleisanschluss auf und baute im Oktober 2003 die Anschlussweiche am Bahnhof Kaufering ab. Von dem Schienennetz des Dritten Reichs sind nur das nördliche DAG-Hauptgleis und ein nach Süden abzweigendes Nebengleis übrig. Die anderen DAG-Gleise wurden sukzessive stillgelegt und zurückgebaut, teilweise schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg.

Das zuletzt noch von der Bundeswehr für die Welfenkaserne genutzte Hauptgleis befindet sich in einem relativ guten technischen Zustand. Es verläuft ab dem westlichen Bahnhofskopf von Kaufering auf ca. 1.300 Meter geradlinig durch das DAG-Gelände und biegt erst nach dem Grenzzaun der Welfenkaserne nach Süden ab. Die Schienen im DAG-Hauptgleis tragen überwiegend das Walzzeichen MH 1964 S 49 (Werkzeichen/Walzjahr/Profiltyp)³⁾. Etwa 500 Meter westlich des DAG-Nordosttors (Tor 7) ist an der Südseite des Hauptgleises eine Laderampe⁴⁾ erhalten. Entlang dieser Rampe liegt parallel zum Hauptgleis ein Ladegleis, das über die Weiche 21 vom Hauptgleis abzweigt. Westlich der Laderampe geht das Ladegleis in das Nebengleis über, das hier nach Süden abbiegt. Hauptgleis und Nebengleis sind an dieser Stelle zusätzlich noch durch die Weichen 22 und 23 verknüpft. Zunächst verläuft es auf ca. 700 Meter durch dichten Wald, bis es auf eine weitere Laderampe⁵⁾ trifft, wo das Gleis auf etwa 100 Meter unterbrochen ist. Etwa 150 Meter

- 1 Quelle: Stadtarchiv Landsberg am Lech und Landratsamt Landsberg am Lech
- 2 Quelle: Landratsamt Landsberg am Lech

- 3 Das Walzzeichenkürzel MH steht für das ehemalige bayerische Hüttenwerk Maxhütte in der Oberpfalz, das fast 150 Jahre Eisenbahnschienen herstellte, bis es im September 2002 für immer geschlossen wurde.
- 4 Laut Übersichtsplan des Stadtarchivs: Anlage Nr. F 915
- 5 Dto: Anlage Nr. F 914



Abb. 1: Die Weiche 22 verbindet westlich der Laderampe F 915 das Hauptgleis mit dem Nebengleis, das schon seit längerem stillgelegt ist und daher allmählich mit Jungwald zuwächst.



Abb. 2: Die ältesten Schienen des Nebengleises stammen vom Walzwerk der Maxhütte (MH) und wurden 1887 hergestellt

südlich der Rampe zweigt an der Weiche 24 ein ca. 300 Meter langes Parallelgleis nach rechts ab, das in geringem Abstand an vier Gebäuden⁶⁾ entlang läuft und über die Weiche 25 wieder in das Nebengleis mündet. Kurz nach der Weiche 25 und nach Überqueren einer Straße⁷⁾ endet das Nebengleis ohne Prellbock im Wald. Auf der südlich anschließenden schienenlosen Gleisstraße sind vereinzelte, noch auf den alten Holzschwellen verschraubte Schienenbefestigungsplatten unter Moosbewuchs verborgen. Insgesamt hat das Nebengleis noch eine Länge von ca. 1.100 Metern, ist aber schon weitgehend von Jungwald überwachsen. Es muss also schon vor geraumer Zeit stillgelegt worden sein. Die Schienen im Nebengleis haben auffallend schwache Profile. Es sind leichte Vignolschienen mit Kopfbreiten kleiner 45 mm, Höhe 120 mm. Ihre Walzzeichen verraten, dass sie weitaus überwiegend noch im vorletzten Jahrhundert hergestellt wurden. Vertreten sind vor allem MH 1887/1888/1908, UNION D 1892, Gebr. STUMM 1896/1898, BURBACH 1936. Am häufigsten sind Schienen mit dem Walzzeichen MH 1887 anzutreffen.

Die fünf erhaltenen Weichen im ehemaligen DAG-Gelände sind von einfacher Bauart und alle mit Zungenwurzelstößen ausgestattet. Die Weichen 24 und 25 unterscheiden sich von den drei anderen Weichen durch die nicht alltägliche Art der Befestigung der Zungengleitstühle und durch die Lagerung der Zungenwurzel. Die Gleitstühle sind nicht wie üblich auf einzelnen Gleitstuhlplatten auf die Holzschwellen montiert, sondern auf einer Grundplatte, die über die ganze Weichenzunge bis zum Zungenwurzelstoß reicht. An den Wurzelstößen haben die Weichenzungen ein Gelenk mit Stehlagerausführung, das beim Umstellen der Weiche als Drehpunkt wirkt. Alles in allem eine verschleißintensive Stellvorrichtung, die nur bei einfachen älteren Weichen anzutreffen ist. Die Walzzeichen der Weichenschienen verraten das Alter der Weichen: KRUPP 1937/1938/1939. Radlenker und Herzstücke tragen ähnliche Daten, z.B. Weiche 23: HOESCH 1939. Diese Weichen dürften also für die DAG im Dritten Reich nach Maß hergestellt worden sein. Zur Bundesbahnzeit sind aber einzelne Teile, insbesondere Weichenzungen, ausgewechselt worden, wie aus dem Walzjahr 1973 auf den Weichenzungen von Weiche 21 und 22 hervorgeht. Die Nummerierung der Weichen bis 25 gibt Aufschluss darüber, wie umfangreich das Schienennetz des Frauenwalds im Dritten Reich war.

6 Dto: Gebäude Nr. 353 bis 356. Die vier Gebäude sind ehemalige Lagerhallen, die mit ihrer Längsachse rechtwinkelig zum Gleis stehen und an der Stirnseite mit zweiflügeligen Stahlstoren und kurzen Laderampen ausgestattet sind. Zwei Gebäude (Nr. 353 und 354) haben bewachsene Flachdächer.



Abb. 3: Der ehemalige Lokschuppen der DAG im Frauenwald wurde nach dem Rückbau des Schienenanschlusses von der Bundeswehr offenbar als Lagerhalle genutzt

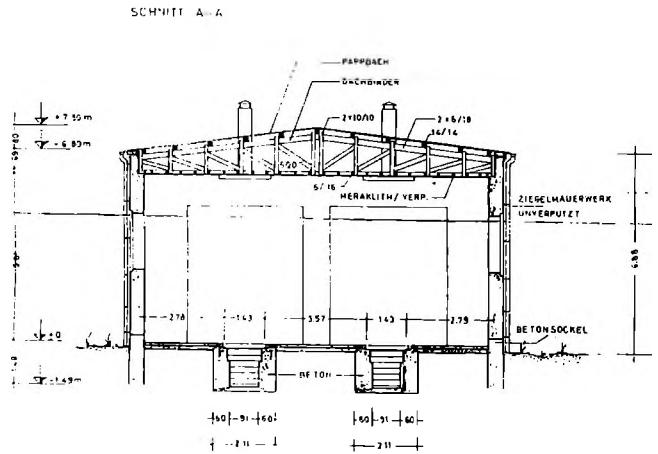


Abb. 4: Deutlich zu erkennen sind in der Schnittdarstellung des Finanzbauamts München I aus dem Jahr 1961 die Rauchabzüge im Dach des DAG-Lokschuppens und die beiden Untersuchungsgruben unter den Schuppengleisen

Insbesondere die Walzzeichen der Schienen im Nebengleis weisen darauf hin, dass aus Sparsamkeitsgründen oder Materialmangel für die DAG-Gleisanlagen in erster Linie gebrauchte Schienen aus der Länderbahnzeit verwendet wurden. Besonders frappierend ist, dass die Walzjahre sogar bis 1887 zurückreichen. Nach den Walzzeichen zu urteilen sind zur Bundesbahnzeit nur die Schienen des DAG-Hauptgleises ausgetauscht worden. Es liegt überwiegend auf Betonschwellen und nur zum Teil auch auf Stahl- und Holzschwellen. Ursprünglich wurden die DAG-Gleise wohl einheitlich auf Holzschwellen verlegt, wie am Nebengleis und den Schwellenresten der zurückgebauten Gleise noch zu sehen ist.

Zur Infrastruktur der DAG-Gleisanlagen gehörte auch ein zweigleisiger Lokschuppen mit Untersuchungsgruben im nördlichen Teil des DAG-Geländes, der wie viele andere DAG-Gebäude in Betonskelettbauweise mit Verfachung aus unverputzten Sichtziegeln errichtet wurde. In der Decke befinden sich vier runde Rauchabzüge für Dampflok. 1961 hat das damalige Finanzbauamt München I zu dem Lokschuppen einen Bestandsplan angefertigt²⁾. Die Planlegende hat folgenden Inhalt: Muna-Kaufering, Lokschuppen, Geb.-Nr. 560. Von der US-Army oder von der Bundeswehr muss der Lokschuppen umgenutzt worden sein, weil die Untersuchungsgruben verfüllt und überbetoniert wurden. Von dem Gleisanschluss des Lokschuppens fehlt heute „jede Spur“.

Schlussbemerkung: Der vorliegende Beitrag über die Gleisanlagen im ehemaligen DAG-Gelände gibt den Stand von Ende August 2005 wieder, also kurz vor Baubeginn des Großsägewerks der Klausner Holz Bayern. Laut dem Entwurf des Bebauungsplans „Gewerbe- und Industriepark Frauenwald“ der Stadt Landsberg am Lech vom 18.7.2005 werden praktisch alle restlichen DAG-Anlagen und Gebäude abgerissen. Auch der ehemalige DAG-Lokschuppen wird der Abrissbirne zum Opfer fallen. In welchem Umfang die Gleisanlagen beim Bau des Großsägewerks erhalten, erneuert oder zurückgebaut werden, geht aus dem Bebauungsplangentwurf nicht hervor. Die im August 2005 noch vorhandenen DAG-Gleise sind nachrichtlich als „Bahnlinie privat“ enthalten.

7 Dto: Straße Nr. 2

Baudenkmäler der Nachkriegszeit in Stadt und Landkreis Landsberg am Lech¹

von Dagmar Dietrich

Die Denkmalliste für das Land Bayern verzeichnet heute eine stattliche Anzahl jüngster Baudenkmäler, die aus den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (1939-1945) stammen; sie gehören in die Jahre zwischen etwa 1948/49 und 1970/73.

Von dieser unmittelbaren „Nachkriegszeit“ trennt uns inzwischen ein Zeitraum von mehr als einer Generation; wir haben Abstand gewonnen und – da Geschichte sich als kontinuierlicher Prozess entwickelt – haben sich neue Perspektiven beim Blick auf den hier genannten Zeitabschnitt ergeben. Denn die Nachkriegsepoche ist inzwischen „Vergangenheit“, die man gleichsam von außen, d. h. zunehmend distanzierter und auch objektiver wahrnimmt. Und dies ermöglicht letztlich eine neue, objektivere Wertung: Was wurde in den Jahren nach 1945 geschaffen – und was davon scheint es wert zu sein, dass man sich auch in Zukunft noch daran erinnern und als Denkmal der turbulenten Wiederaufbauzeit und architektonischen Neuorientierung bewahren möchte?

Diese Frage hat dazu geführt, dass sich neben anderen Disziplinen vor allem auch die staatliche Denkmalpflege², die kirchlichen Aufsichtsbehörden, die Fachorganisationen der Architektenschaft und schließlich auch die Architekturgeschichte in den zurückliegenden Jahrzehnten in zunehmendem Maße mit den baulichen Zeugnissen der jüngsten Vergangenheit befasst haben. Inzwischen hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege seine Prüfung von Baulichkeiten aus den „50ern“ und „60ern“ auf eine mögliche Denkmaleigenschaft weitgehend abgeschlossen, und dies soll hier zum Anlass genommen werden, einige jener Bauten vorzustellen, die in Stadt und Landkreis Landsberg für so aussagekräftig befunden wurden, dass man (den Forderungen des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes folgend) ihre Erhaltung „im Interesse der Allgemeinheit“³ vorschlagen konnte.

Im Landsberger Raum wurden etwa 40 Bauten und bauliche Anlagen der Nachkriegsjahre auf ihren kunst- und zeitgeschichtlichen Wert hin untersucht;⁴ viele davon haben

inzwischen erhebliche Veränderungen erfahren, andere entsprachen den strengen, bayernweit angelegten Qualitätsmaßstäben der Auswahl nicht, und so konnten bisher lediglich elf Objekte aus der überaus aktiven Bauepoche zwischen 1945 und 1970 unter Denkmalschutz gestellt werden.⁵ Diese Zahl erscheint verschwindend klein, stieg doch allein die Zahl der Wohnbauten im Landkreis zwischen 1950 (8.946) und 1971 (14.661) um ganze 5.715! Die ausgewählten, aus Sicht der Denkmalpflege als erhaltenswert eingestuften Bauten sind sehr unterschiedlichen Charakters, und sie sind signifikant für die vielschichtigen architektonischen und gestalterischen Entwicklungen der frühen Nachkriegsjahrzehnte. Zumeist zählen die neuen Denkmäler auch zu den überregional bedeutenden Leistungen wichtiger Nachkriegsarchitekten.

Als zeitgeschichtliches Dokument relevant ist z. B. die bereits 1949/50 gebaute Turnhalle des Ignaz-Kögler-Gymnasiums in Landsberg, steht sie doch für die traditionalistischen Bauten der unmittelbaren Nachkriegsjahre, in denen der traditionalistische Baustil der Nationalsozialisten durchaus noch weitergepflegt wurde (s. Abb. 24). Der moderne, funktionalistische Kirchenbau der mittleren 50er Jahre dagegen ist vertreten durch die Pfarrkirche „Maria Unbefleckte Empfängnis“ in Greifenberg (s. Abb. 22a, b), die von dem renommierten Münchner Architekten Alexander Freiherr von Branca (geb. 1919) errichtet wurde.⁶ Zu den bedeutenden Nachkriegsarchitekten zählt auch der Münchner Gustav Gsaenger (1907-1979), der vielfach für die Evangelisch-lutherische Landeskirche tätig wurde und mit der weit beachteten Matthäuskirche am Sendlinger Torplatz die Evangelische Bischofskirche in Bayern entworfen hat.⁷ Im Landkreis Landsberg ist Gsaenger mit einem seiner Schulbauten vertreten, denn hier hat er mit der kleinen Volksschule von Schondorf einen exemplarischen Bau des modernen Schulwesens errichtet (s. Abb. 27a, b).⁸ Der mit Gsaenger gleichaltrige Architekt Gustav Hassenpflug (1907-1976), der seine Ausbildung in den späten 20er Jahren noch im legendären Dessauer „Bauhaus“ erhalten hatte, zeigt diese frühe künstlerische Prägung auch noch in seinem 1961/1962 in Dießen am Ammersee entworfenen kleinen Künstler-Atelier, das er für den ebenfalls im „Bauhaus“ ausgebildeten Maler Fritz Winter geschaffen hat (s. Abb. 19).⁹ Der streng formalistischen „Bauhaus“-Tradition noch verpflichtet ist zudem das von den in Ottobeuren ansässigen Architekten Margot und Max J. Lorenz (letzterer geb. 1916) entworfene kleine Leichenhaus in Oberigling von 1963/64 (s. Abb. 25).

1 Das vorliegende Manuskript gibt einen Vortrag, gehalten im Historischen Verein Landsberg am 9. Dezember 2004, in verkürzter und überarbeiteter Form wieder. – Inzwischen erschien zum gleichen Thema der von Winfried Nerdinger und Inez Florschütz herausgegebene Katalog zu einer großen Ausstellung des Münchner Architektur Museums: „Architektur der Wunderkinder“. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945-1960. Salzburg-München, 2005, der die bayerische Architektur der frühen Nachkriegszeit behandelt und Interessierten zur Lektüre und weiterführenden Auseinandersetzung mit dem Thema empfohlen werden darf. Auch auf die dort angegebene Literatur zu einzelnen Fach- und Sachthemen ist zu verweisen, so dass sich die hier vorliegende Abhandlung entsprechend entlasten kann.

2 In den nach Kriegszerstörungen rigoros neu aufgebauten Städten wie Köln, Hannover und Kassel beschäftigt sich die Denkmalpflege seit Jahrzehnten mit dem stadtbildprägenden baulichen Erbe der 50er und 60er Jahre, so u. a. in den Publikationen des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz: Architektur und Städtebau der Fünfziger Jahre, Bonn 1988; – Durth, Werner, Niels Gutschow: Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre „Nicht wegwerfen“. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 33, Bonn 1987. – Lange, Ralf: Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 65, Bonn 2003.

3 Bayer. Denkmalschutzgesetz, 1973, Art. 1, Abs. 1.

4 Ausgangspunkt bildeten hierfür die Publikationen Müller-Hahl, Bernhard (Hrsg.): 30 Jahre Aufbau im Landkreis Landsberg a. Lech und seinen Gemeinden 1948-1978, Landsberg 1978, sowie Müller-Hahl, Bernhard: Landsberg nach 1918, Landsberg 1983.

5 Herrn Dr. Burkhard Körner, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, ist für die Beibringung von Literatur, Plan- und Bildmaterial für die schließlich unter Schutz gestellten Bauten herzlich zu danken.

6 Zum Werk Alexander Frh. von Brancas s. Kat. Ausst. im Kulturzentrum Miesbach, „Räume, die das Ganze meinen“ Miesbach, 2004.

7 s. hierzu: Gottes Haus in einer großen Stadt. Die St. Matthäuskirche am Sendlinger Torplatz. Tag des offenen Denkmals 10. September 2000. Hrsg.: Evang. luth. St. Matthäuskirche in München, München 2000, sowie ausführlich Chevalley, Denis und Timm Wesky: Denkmäler in Bayern. Bd. 1, 2/2. Landeshauptstadt München, München 2004, Halbband 2, S. 460-462.

8 Einen ersten Schulbau hat Gsaenger 1951/52 mit der ehem. Volksschule an der Türkenstraße in München errichtet, s. Kat. Ausst. „Wunderkinder“, 2005, S. 282. – Ebenso gehört auch die ehem. Volksschule an der Fernpassstraße in München (1958/59), die inzwischen ebenfalls unter Denkmalschutz gestellt wurde, zu den Bauleistungen des Architekten; s. Chevalley/Wesky: Landeshauptstadt München, 2004, Halbband 1, S. 183, vgl. auch Kat. Ausst. „Wunderkinder“, 2005, S. 201.

Mit dem Pfarrzentrum „Zu den Hll. Engeln“ in Landsberg am Lech¹⁰ und dem Pfarr- und Schulzentrum in Windach mit der Pfarr- und Autobahnkirche „Maria am Wege“ besitzt die Region zudem zwei international beachtete Hauptwerke¹¹ der gleichfalls in München erfolgreich wirkenden Architekten Josef Wiedemann (1911-2001) und Rudolf Ehrmann (gest. 1987) (s. Abb. 23 a, b u. 28 a-c). Die Wiedemann-Bauten gehören bereits in die mittleren und späten 60er Jahre. Jüngstes Baudenkmal im Landkreis könnte schließlich der erst 1977 von dem kürzlich verstorbenen Münchner Architekten Detlev Schreiber (1930-2004) geplante Laborbau des Landschulheims Schondorf werden, der durch seine konsequente und äußerst präzise, bis hin ins Detail gehende Formgebung besticht. Hier wird das Eintragungsverfahren in die Denkmalliste gerade erst vorbereitet.¹²

Da – wie eingangs erwähnt – die hier genannten, während eines Vierteljahrhunderts errichteten, höchst unterschiedlich gestalteten Bauten sich in deutlich von einander unterscheidbare Abschnitte der Nachkriegsepoche einordnen lassen, sei zunächst versucht, den allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen Prozess dieser Zeit zu umreißen, wobei wegen der hier gebotenen Knappheit nur einige Aspekte der architektonischen Entwicklung herausgehoben werden können.

Zur Architektur des ersten Nachkriegsjahrzehnts

Am Anfang der Epoche standen die Jahre unmittelbar nach Kriegsende – die Zeit nach der „Stunde Null“ von 1945. Der verlorene Krieg, die zahllosen Menschenopfer an der Front, in den zerstörten Städten und unter der jüdischen Bevölkerung, zerbombte Industrieanlagen und Infrastrukturen, die



1. Kriegszerstörtes Augsburg 1945, Blick von Süden zum Dom (Archivaufn.)

Besetzung durch die Siegermächte und die Heimatvertreibung von Millionen Menschen, die zumeist mittellos aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten gen Westen zogen, bedeuteten für Deutschland eine Katastrophe, der man nur mit Aufbietung aller Kräfte begegnen konnte.

9 Zum Bauherrn s. Lohberg, Gabriele: Fritz Winter. Leben und Werk, München 1986, – zum Architekten Grohe, Christian: Gustav Hassenpflug, Architektur, Design, Lehre 1907-1977, Düsseldorf 1985, hier S. 133. – Fritz Winter starb in Herrsching und wurde bei Dießen, St. Georgen begraben.

10 Ausführlich zu dieser Kirche s. Richter, Karin: Tendenzen des katholischen Kirchenbaus der 60er Jahre in Deutschland am Beispiel der Kirche „Zu den Heiligen Engeln“ in Landsberg am Lech, Mag. Arb. Regensburg (Ms.), 1993, sowie Richter, Karin: Kath. Stadtpfarrkirche „Zu den Hll. Engeln“ mit zugehörigem Pfarrzentrum, in: Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler in Bayern. Neue Folge Bd. 4, Landsberg am Lech, Vorstädte und eingemeindete Dörfer, München-Berlin 1999.

11 So hebt Hohoff, Curt: Sozialbauten für das „Volk Gottes“. Kirchen seit dem Konzil, in: Die Presse, Wien Ausgabe vom 7. August 1973 in seinem kritischen Artikel insbesondere die Windacher Kirche als beispielhaft gelungenes sakrales Bauwerk hervor.

12 s. hierzu Kurzbeschreibung des Gebäudes in: Architekturführer Bayern. Hrsg. Bund Deutscher Architekten, München 1985, S. 254.

Die ausgehungerte Bevölkerung begann unmittelbar nach Kriegsende in den bombenruinierten Städten die Trümmer zu räumen, und da viele Männer im Krieg gefallen oder in Kriegsgefangenschaft waren, arbeiteten vor allem sogenannte „Trümmerfrauen“ unermüdlich in den Ruinenfeldern. In München waren von den 1939 gezählten 63.098 Gebäudeanwesen bei Kriegsende rund 21.000 ganz oder teilweise zerstört, ganz unbeschädigt hatten lediglich 1.270 Bauten den Krieg überstanden.¹³ Als Gebot der Stunde galt



2. München, Augustenstrasse, kath. Pfarrkirche St. Joseph, kriegszerstörter Kirchenbau und barackenartige Notkirche von 1947/48 (Archivaufn.)

es, zunächst das Überleben zu sichern und sich irgendwie ein Dach über dem Kopf zu schaffen. Dabei bewährte sich die bereits während der Kriegsjahre eingeübte Improvisationskunst: Noch irgendwie benutzbare Wohn-, Verwaltungs- und Wirtschaftsbauten wurden notdürftig repariert, auch sicherte man mit Aufbietung aller Kräfte die zahllosen beschädigten oder teilzerstörten Baudenkmäler der Städte.

Vor allem aber wurden zunächst alle möglichen Notunterkünfte errichtet, es entstanden Baracken und sogenannte „Nissenhütten“ als Behelfsunterkünfte, zudem erhielten die bis 1945 für die Rüstung tätigen metallverarbeitenden Großbetriebe wie die Maschinen- und Flugzeugfabrik M.A.N in Augsburg und Nürnberg oder der Flugzeugbauer Dornier Aufträge zur Entwicklung und Serienproduktion von Fertighäusern aus verkleideten Metallträgern, was allerdings weniger von Erfolg war und daher bald wieder eingestellt wurde.¹⁴ Auch sonst behelf man sich allenthalben mit einfachen Mitteln: Scheunen oder Lagerhallen wurden als Schulen ausgebaut, neben zerstörten Großstadtkirchen dienten zunächst häufig barackenartige Holzbauten als provisorische Gotteshäuser (s. Abb. 2).¹⁵ In den ersten Jahren der Not nach 1945 dachte kaum jemand an aufwendige, der Selbstdarstellung oder Repräsentation dienende Architektur. Und dennoch suchten verantwortungsbewusste Architekten wie Hans Döllgast (1891-1974), Emil Steffan (1899-1968) oder Sepp Ruf (1908-1988) auch mit bescheidensten Mitteln, ihren Neubauten und Wiederaufbauprojekten hohe Gestaltqualität zu geben. Das Wort vom „Adel des Armseins“ machte die Runde.¹⁶

Doch dann kam das Jahr 1948 und mit ihm die Währungsreform; ein Jahr später gründete sich die Bundesrepublik, und diese neue Ordnung der Verhältnisse in wirtschaftlicher

13 Zum frühen Wiederaufbau Münchens s. Nerdinger, Winfried: Aufbauzeit, Planen und Bauen in München 1945-1950, Kat. Ausst. München 1984, hier S. 5 (unpag.).

14 s. Kat. Ausst. „Wunderkinder“, 2005, S. 99, 102.

15 Wichtige Entwürfe für Notkirchen lieferte vor allem der aus Karlsruhe stammende Architekt Otto Bartning (1883-1959).

16 Steffan, Emil: Notkirchen, in: Das Münster 4. Jg. (1951), Heft 3-4, S. 97-100, hier S. 98; s. auch Höhls, Ulrich: Veredelte Armut. Architektur aus und auf Kriegertrümmern, in: Der Architekt 11 (1989), S. 554-558.

und politischer Hinsicht setzte umgehend geradezu atemberaubende Kräfte frei: Innerhalb nur weniger Jahre waren die Kriegszerstörungen in den Stadtzentren weitgehend beseitigt, und Neubauten erhoben sich über den Ruinenfeldern. An den Stadträndern wucherten bald allenthalben neue Wohnsiedlungen ins Umland hinaus. Planend und bauend verantwortlich waren für die ab 1948/50 in immer größerer Zahl emporwachsenden Baulichkeiten Architekten, die in der Regel auch schon vor dem Zweiten Weltkrieg und teilweise auch bereits während der Weimarer Republik tätig gewesen waren.¹⁷ In der Architektur gab es damit keine „Stunde Null“, vielmehr knüpfte man vielfach vor allem im massenhaften Wohnungsbau an die Bauvorstellungen der Vorkriegszeit an, und so unterscheiden sich die kleinen Einfamilien-Siedlerhäuser aus der Zeit vor 1939 meist nur geringfügig von den Bauten gleichen Typs, die dann nach 1948 gebaut wurden.

Bei anderen, prominenteren Bauaufgaben dagegen gab es anfänglich harte Auseinandersetzungen zwischen den sog. „Traditionalisten“, die sich auch weiterhin an den von den Nationalsozialisten bevorzugten und auch verordneten schwerfälligen, heimattümelnden Baustil des Dritten Reiches hielten, und den „Modernisten“, die sich auf die 1933 vom NS-Regime abgewürgte Architekturentwicklung des sog. „Neuen Bauens“ beriefen und an die Bauentwicklung der sog. Weimarer Republik anknüpfen wollten. Viele Architekten der 50er Jahre waren als Studenten oder junge Berufstätige in diese vom Dessauer „Bauhaus“ geprägte radikale „Moderne“ hineingewachsen und betrachteten es nun als ihr dringliches Anliegen, wieder Anschluss an das von der Bauhaus-Kultur geprägte zeitgemäße internationale Bauen und Gestalten zu finden.

Dieses „Bauhaus“, dessen Kunstwollen für das moderne Bauen in den späten 20er und frühen 30er Jahren – weit über Europa hinaus – von entscheidender Bedeutung für die gesamte internationale Architekturentwicklung des 20. Jhs. geworden ist, war eine kurz nach dem ersten Weltkrieg (1919) vom Architekten Walter Gropius (1883-1969) gegründete avantgardistische Kunst- und Architekturschule, in der man sich zum Ziel gesetzt hatte, alle Künste und kunsthandwerklichen Tätigkeiten neu zu vereinen, um eine ganzheitliche Gestaltung der Umwelt zu erreichen. Dank seines hervorragenden Lehrkörpers, zu denen Künstler wie Wassily Kandinsky, Lyonel Feininger, Paul Klee, Oskar Schlemmer und neben Walter Gropius auch Architekten wie Ludwig Mies van der Rohe (1886-1969) oder Marcel Breuer (1902-1981) gehörten, konnte die zunächst in Weimar und dann in Dessau ansässige Bauschule auf alle gestaltenden Künste umfassend Einfluss nehmen. Materialgerechtigkeit, strenger formaler Rationalismus und Funktionalismus prägten die Produkte des neuen Kunst- und Architekturwollens. Aus dem radikal modernen Formenrepertoire wurden alle Reminiszenzen historisierender Architekturstile und auch jedes Ornament verbannt (s. Abb.3). Geltung hatte allein die abstrakte geometrische Grundform, die Gerade, die glatte Fläche und der rechte Winkel, und als plastische Form Kubus, Würfel, Zylinder. Zudem wurde die Entwicklung des bereits seit dem späten 19. Jh. aufgekommenen Bauens mit neuzeitlichen Baustoffen – insbesondere im Stahlskelettbau und Stahlbetonbau – entscheidend weiterentwickelt und perfektioniert.

Von den Nationalsozialisten mit ihrem reaktionären Kunstverständnis wurde das „Bauhaus“ als „Brutstätte des Kulturbolschewismus“ strikt abgelehnt, und so kam das

17 Nur relativ wenige Architekten traf nach der „Entnazifizierung“ ein totales Berufsverbot, die meisten konnten ihren Beruf auch nach 1945 weiterhin ungehindert ausüben, vgl. hierzu Klotz, Sabine: „Ich selbst hatte mich nie mit den parteipolitischen Tendenzen befasst“ Fallstudien zu Entnazifizierung und Spruchkammerverfahren von Architekten in Bayern, in: Kat. Ausst. „Wunderkinder“, 2005, S. 33-43.



3. Das Dessauer „Bauhaus“, errichtet 1925 von Walter Gropius, bedeutendes Vorbild für die Architektur der Nachkriegszeit (Archivaufn.)

Ende der Bauhaus-Schule bereits im Jahr der Machtergreifung Hitlers: 1933 wurde der Lehrbetrieb geschlossen, zahlreiche Bauhausmitglieder emigrierten in die Sowjetunion, andere in die USA. Unter letzteren auch die Architekten Gropius und Mies van der Rohe, die im amerikanischen Exil als Lehrer wirkten und hier zusammen mit amerikanischen Architekten den „Bauhaus-Stil“ weiterentwickeln konnten.

Durch die Zerschlagung des „Bauhauses“ fügte sich Deutschland 1933 einen gravierenden Aderlass an kreativen Kräften zu, von dem es sich lange nicht erholen konnte. Dennoch lebte der klassische „Bauhaus-Stil“ sporadisch auch im Dritten Reich fort, so vor allem im Industriebau und bei Verkehrsbauten (vgl. Abb.4), die sich auch in der NS-Zeit bewusst fortschrittlich und weltoffen präsentieren sollten.



4. Flughafen München-Riem, erbaut 1936/39, inzwischen bis auf den Tower abgebrochen (Archivaufn.)

Im Nachkriegsdeutschland, das von der internationalen Entwicklung der modernen Baukunst während der 12 Jahre NS-Herrschaft weitgehend abgeschnitten war, gab es in den frühen 50er Jahren entsprechenden Nachholbedarf. Auf Reisen und vor allem durch einschlägige Architekturzeitschriften,¹⁸ Ausstellungen¹⁹ und Baumessen versuchte man, wieder den Anschluss an die internationale Bauentwicklung zu finden. Neben den USA waren es vor allem Skandinavien

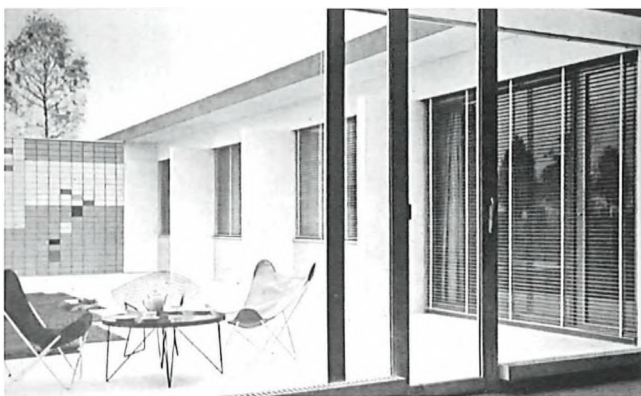
18 Eine wichtige Rolle spielte u. a. die Zeitschrift „Baumeister“, die einen konservativen Kurs verfolgte und nur zaghaft auf die „Moderne“ zuzug, während die Zeitschrift „Baukunst und Wohnform“ progressiv für ein Anknüpfen an das „Neue Bauen“ der Weimarer Republik eintrat. – An das gebildete Bürgertum wandte sich die auf allgemeine, gemäßigt Moderne setzende Zeitschrift „Die Kunst und das schöne Heim“, die sich geschmacksbildend für Architektur, Kunst und Kunstgewerbe einsetzte. Für sakrale Kunst übernahm die Zeitschrift „Das Münster“ seit 1947 eine entscheidende kommunikative Funktion.

19 Wichtig für Bayern wurden u. a. die Deutsche Bauausstellung Nürnberg von 1949, die Deutsche Verkehrsausstellung in München 1953 oder die Bauausstellung, die 1955 in Augsburg 10 Jahre nach Kriegsende Bilanz über die rege Bautätigkeit der schwäbischen Stadt zog, s. Schmidt, Walter: Neues Bauen in Augsburg, Augsburg 1955 (Kat. Ausst.).

und die Schweiz, die mit ihren Architekturen der 30er und 40er Jahre dem neuen Bauen in Deutschland entscheidende Impulse geben konnten.

Ein Wiederanknüpfen an die rational geprägte Architektur und das spartanisch-schlichte Formwollen des „Bauhauses“ wurde auch dadurch begünstigt, dass akute Geldknappheit im Nachkriegsdeutschland zwangsläufig zu Sparsamkeit verpflichtete und so ein konsequentes Streben nach Vereinfachung angesagt war. Der durch die Verwendung von Fertigteilen auch ökonomisch vorteilhafte Stahlbeton-Skelettbau in Rasterbauweise wurde in den 50er Jahren nun für nahezu alle Bauaufgaben eingesetzt und führte insbesondere bei den häufig gedankenlos abgewickelten Massenarchitekturen zu jener Gleichmacherei und Anonymisierung, die dem neuen Bauen der Nachkriegszeit schon seit den „50ern“ vorgehalten werden.

Neben einer Orientierung an der funktionalistischen „Bauhaus“-Schule wurden im ersten Nachkriegsjahrzehnt noch weitere Stilelemente signifikant, die heute landläufig als Charakteristikum der „50er“ gelten. Etwa ab 1950/53 bemüht sich die Architektur (in Deutschland wohl als Gegenreaktion auf den plump monumentalisierenden Baustil der NS-Zeit besonders stark) um zunehmende Leichtigkeit und Transparenz, um graphisch feine Linienführungen und Öffnung der gebauten Räume nach außen zu Höfen, die der Begegnung und Kommunikation einer neuen demokratischen Gesellschaft dienen sollten, oder auch zur umgebenden Natur. Denn das Bauen mit armiertem Stahlbeton ermöglichte es, Konstruktionen mit extrem verschlankten, tragenden Stahlbetonelementen zu errichten. Über glasverkleideten oder zurückgesetzten Sockelgeschossen ließ man die Baukörper gleichsam schweben, man entwickelt Häuser mit aufgeglasten Fronten und feinen, als Gliederungselemente linear in Erscheinung tretenden Fensterprofilen (s. Abb. 5). In Mode waren zudem „papierdünn“ gehaltene,



5. Mindelheim, Bungalow Zimmermann, 1956 errichtet von Hans Mauter (1926-2001), (inzwischen durch bauliche Veränderungen zerstört). Mit moderner Ausstattung, u. a. Drahtsessel von Harry Bertoina, 1952, Mauser-Suhl "Butterfly" von Jorge Ferrari-Hardoy, Entwurf 1938 (Archivaufn.)

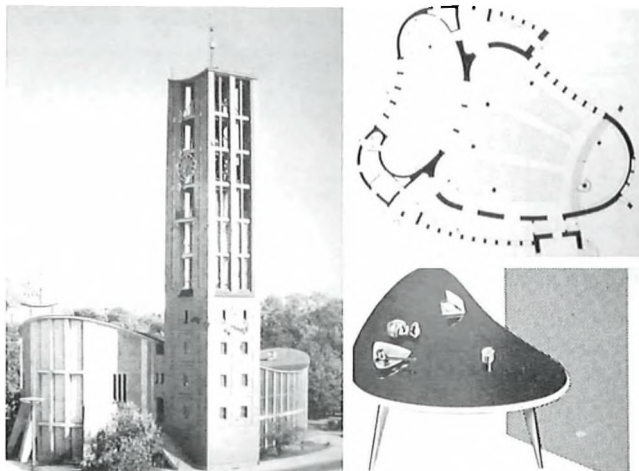
auskragende, flache Betondachungen. Hinzu kam der Hang zu einer unregelmäßig gekurvten, schwingenden Formgebung, der ebenfalls als Gegenreaktion auf die Starrheit der NS-Architektur und zudem als Ausdruck eines auf eine neue „bessere“ Zeit gerichteten Optimismus gedeutet werden kann. Der neue Schwung erfasste vor allem repräsentative, anspruchsvollere Architekturen. Als ein Prototyp dieses Baustils gilt beispielsweise die weithin bekannte, 1957 errichtete Berliner Kongresshalle mit ihren flügelartig aufschwingenden Dachungen und einer bewegt gekurvten Grundrissgestalt (Abb. 6). Auch Kirchen – wie etwa die bereits erwähnte Matthäus-Kirche Gustav Gsaengers in München (Abb. 7a,b) – wurden in ähnlicher Weise in Grund- und Aufriss kurvig bewegt. Gleiches geschah häufig auch bei anderen öffentlichen Bauten oder Räumlichkeiten wie Theaterfoyers, Kinosälen, Tanzcafes, Eisdielen usw. In



6. Berlin, Hansaviertel, Kongresshalle, charakteristischer Bau des schwingenden Architekturstils der „50er“ mit flügelartig aufschwingenden Dachungen und bewegt gekurvtem Grundriss, 1957/58 von Hugh Stubbins (Graphik)

der Massenarchitektur allerdings konnte sich der bewegte Kurven-Stil (weil meist konstruktiv zu aufwändig und daher kostenintensiv) nur sporadisch durchsetzen, doch versah man auch Wohnbauten zumindest mit elegant kurvig „fliegenden“ Vordächern über den Zugängen oder gekurvt ausschwingenden Balkonen, die allenfalls von äußerst schlanken Metallstützen unterfangen wurden, oder gleichsam „schwerelos“ aufsteigende Treppen mit frei schwebenden Stufen, die sich in eleganter Führung in Verwaltungs-, Schul- und den gehobeneren Mietwohnbau einfügten.

In „Schwung“ kamen vor allem auch das Mobiliar und Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Synonym für die weich-kurvige Gestaltung ist der viel zitierte „Nierentisch“ (Abb. 8), der plötzlich um 1950 in Erscheinung tritt: Ein tänzelnder Dreibeiner mit ausgestellten, instabil wirkenden Füßen, die zum Boden hin spitz zulaufen und so (von der obligatorischen pastellfarbenen Tütenlampe über Messingständer begleitet) heitere Leichtigkeit und (bescheidene) Eleganz in die deutschen Wohnzimmer transportieren sollte. In Schwingung versetzt wurden zudem jeglicher Nippes wie Aschenbecher, Vasen, Schälchen für Salzgebäck, Kaffeegeschirr, aus dünnem Messingdraht gedrehte Toastbrotständer oder neckisch als Schirmchen geformte Halter für Papierservietten und sonstiges Gerät, das einer äußerst bescheiden beginnenden Konsumgesellschaft zu einem „gehobeneren“ Lebensgefühl und einem neuen Hauch von Luxus verhelfen sollte. Zum modernen Chic der „50er“ trug zudem wesentlich bei, dass man sowohl Heim-Textilien wie sonstige Objekte des täglichen Gebrauchs mit Dekorationsmotiven verschönernte, die aus der von den Nationalsozialisten als „entartet“ gebrandmarkten abstrakten Kunst übernommen und unendlich trivialisiert wurden.



7. a, b München, Nussbaumstr. 1, Ev.-Luth. Matthäuskirche erbaut 1953/55 von Gustav Gsaenger, München Ansicht (Archivaufn.) und schwingend bewegter Grundriss

8. Der "Nierentisch", eines der charakteristischen, den Zeitrend der "50er" verkörpernden Möbel (Werbefoto)

Der Wohnungsbau – die vorrangige Bauaufgabe des ersten Nachkriegsjahrzehnts

Hauptsächliche Aufgabe der Architektur im Deutschland des ersten Nachkriegsjahrzehnts war vor allem aber die Bereitstellung von Wohnungen. Schätzung zufolge fehlten 1948 insgesamt etwa 6,5 Mio Wohneinheiten, zumeist für einkommensschwache Bevölkerungsschichten – für die Ausgebombten der Städte ebenso wie für die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus dem Osten. 1960 rechnete man zwar immer noch mit 1,5 Mio fehlenden Wohnungen, doch das Faktum, in knapp zehn Jahren 5 Mio Wohnungen errichtet zu haben, ist eine der beispiellosen Leistungen des frühen Nachkriegsdeutschland.

Allein im Augsburger Stadtgebiet hatte man bereits 10 Jahre nach Kriegsende 16.000 Wohnungen geschaffen;²⁰ verwirklicht wurden vor allem von öffentlicher Hand geförderte gemeinnützige Wohnanlagen, d. h. meist anonyme Wohn- und Schlafstädte auf der „grünen Wiese“, zwar mit gut durchlichteten Wohnungen, jedoch nur höchst selten mit architektonischem Anspruch und vor allem auch ohne städtebaulich tragfähige Konzepte, die den neuen Siedlungen ein Mindestmaß an Urbanität garantierten. Auch mit den neu entstehenden Eigenheim- und Reihenhaussiedlungen wurden zumeist nur weiträumig öde, flächenzehrende Wohn- und Schlafquartiere „aus dem Boden gestampft“. – Und so findet sich unter vielen Tausend von Wohnneubauten nur höchst selten ein Objekt, das als Baudenkmal erhaltenswert erschiene, wie beispielsweise der 1956 von Hans Maurer (1922-2001) erbaute Bungalow Zimmermann in Mindelheim (Abb. 5), hätte man es nicht inzwischen aus bauphysikalischen Gründen umgebaut und damit in seinem ursprünglichen Erscheinungsbild empfindlich gestört.

Klagen über gesichtslose Einheitsbauten und städtebauliche Fehlentwicklungen gehen ebenfalls bereits in die 50er Jahre zurück. Lediglich in urbanen Ballungsgebieten wurde wegen begrenzter und daher teurer Grundstücksflächen auch schon in den frühen 50er Jahren verdichteter gebaut und eng aneinander gereihete Wohnblöcke erstellt. Doch überwiegt auch hier eine charakter- und gesichtslose Massenarchitektur, und nur bei wenigen Neubausiedlungen, wie beispielsweise bei dem 1952/53 errichteten Siemens-Quartier in München-Obersendling, gelang es dem planenden Architekten Emil Freymuth (1890-1961), eine städtebaulich attraktive und auch funktionierende „Parkstadt“ mit 528 Wohnungen in 13 Gebäuden zu schaffen, indem er hier verschiedene hohe Zeilenbauten und Scheibenhäuser mit hohen, Orientierung schaffenden 17-geschossigen Sternhäusern (übrigens den ersten Wohnhochhäusern in Bayern, (s. Abb. 9) in individuell geschnittene, verkehrsfreie Grünflächen einfügte und gruppierte. Zu den umgebenden Erschließungsstraßen hin wurde die Siedlung mit lärmschützenden und für eine ausreichende Versorgung der Einwohnerschaft sorgenden Ladenzeilen abgeschirmt.



9. München-Obersendling. Wohnhochhäuser des Siemensquartiers von Emil Freymuth 1952/53 (Archivaufn.)

Die Anlage von oft ausufernden neuen Wohnsiedlungen an Stadtrandgebieten zog es nach sich, dass hier ein dringender Bedarf an entsprechenden infrastrukturellen Einrichtungen entstand. Man benötigte in den neuen Baugebieten Kindergärten und Schulen, Einkaufsmöglichkeiten und Kirchen ebenso wie neue dezentrale Sport- oder Freizeiteinrichtungen.

In den Ballungszentren zog das rasche Wachstum der Städte zudem einen zunehmenden Bedarf an Großbauten nach sich. Benötigt wurden hier Bürohäuser für die kommunalen und staatlichen Verwaltungen, Banken und Versicherungsbauten, ebenso wie neue Büro- und Großkaufhäuser. Daneben wurden auch – zunächst oft nur bescheidene – Stätten der Bildung und des Vergnügens geschaffen, Konzert- und Veranstaltungssäle, Museen und Theater. Weiterhin hatten die sog. Filmpaläste mit farbenfroher Lichtorgel vor dem Vorhang ihre Konjunktur, in denen man sich in weich gepolsterten Sesseln von drückenden Alltagsorgen ablenken ließ. Ebenso typisch wie kurzlebig war auch die „Milchbar“ der „50er“, in der man bei einer harmlos-süßen Bananen-Milch den noch weitgehend unvertrauten Klängen amerikanischer Jazz- und Rockmusik lauschen konnte.

Schließlich erlebte auch der Kirchenbau in den 50er und 60er Jahren eine ungeahnte Konjunktur, worauf weiter unten gesondert einzugehen ist.

Das Ende des ersten Nachkriegsjahrzehnts und die zunehmend problemorientierten 60er Jahre

In den mittleren und späten „50ern“ stieg der allgemeine Wohlstand kontinuierlich, man sprach nun vom deutschen Wirtschaftswunder und die „Wunderkinder“ stiegen von Fahrrad und Vespa um ins eigene Kleinmobil oder Auto. Mit der stetig zunehmenden Mobilität der Massengesellschaft stiegen auch die Investitionen für Verkehrsbauten, für Straßen, Brücken, Parkhäuser rasant an. Stadt- und Verkehrsplaner führten das Schlagwort von der „autogerechten Stadt“ im Munde²¹ und ließen in den neuen Trabantenstädten und Vorortbereichen immer breitere Verkehrsschneisen anlegen, während die engen Altstädte zunehmend am Individualverkehr zu ersticken drohten, sofern man hier nicht rigoros Hand anlegte und neue Achsen durch die historisch gewachsene Bebauung trieb.

Das sich kontinuierlich steigernde Unbehagen an solchen Entwicklungen führte zu einem in die 60er Jahre hinein führenden und sich zunehmend verstärkenden Prozess des Umdenkens und dem Entstehen eines bis dahin weitgehend fehlenden Umweltbewusstseins. Im Bereich des Städtebaus versuchte man nun im zweiten Nachkriegsjahrzehnt dem rasanten Flächenverbrauch durch städtebauliche Verdichtung zu begegnen und versprach sich von der Errichtung kompakter, vielgeschossiger Baumassen, die sich um neue Einkaufs- und Schulzentren ballten, entsprechende Abhilfe (Abb. 10). – Eine verbesserte urbane Lebensqualität in den immer weiter ausufernden Satteliten- und Trabantenstädten und ihrer immer anonymen werdenden Wohnsituation konnte allerdings auch damit nicht erzielt werden.

Auch der Verbrauch von Verkehrsflächen und die damit einhergehende Zerstörung von Urbanität und Lebensqualität durch zunehmendes Lärmaufkommen und Umweltverschmutzung gerieten immer mehr in die Kritik. Als Alexander Mitscherlich sich in den frühen 60er Jahren veranlasst sah, in einer viel beachteten Schrift die zunehmende „Unwirtlichkeit unserer Städte“ anzuprangern, formulierte er ein allgemeines Stimmungsgefühl.²²

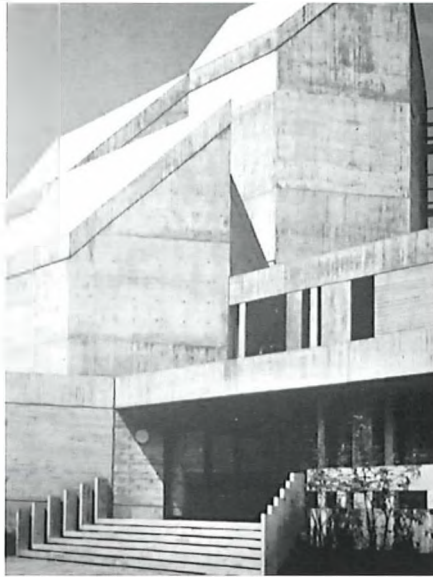
20 Schmidt, 1955, unpag.

21 Reichow, Hans Bernhard: Die autogerechte Stadt. Ein Weg aus dem Verkehrschaos, Ravensburg 1959.

22 Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt/M 1965.



10. München, Titirelstraße 5-9, erste sogenannte Terrassenbauten Bayerns, 1969 von Walter Ebert unter Anlehnung an japanische Architekturen (Aufn. 2004)



11. München-Nymphenburg, Zuccallistraße 16, Ordenshaus der Jesuiten von Paul Schneider-Essleben, 1962/65 auf Sechseckraster entwickelter wichtiger Stahlbetonbau (heute verändert) (Archivaufn.)

Gleichzeitig – etwa mit Ende der 50er Jahre – entwickelte sich auch eine geänderte Architektursprache. Der beschwingte „Nierentisch-Stil“ verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war, und damit schlagartig auch alle kurvige Bewegtheit und der damit einhergehende, häufig genug naiv-kokett anmutende Hang zu Leichtigkeit und Transparenz.

Vielmehr begann die Architektur nun rasch, sich zu verfestigen und mit schweren räumlich-plastischen Werten zu arbeiten. Grund hierfür waren zum einen sicher bauliche Fehlleistungen der frühen Aufbaujahre, die bald schon Bauschäden an der oft billig und schlecht aufgezogenen Massenarchitektur nach sich zogen. Auch mit den vielfach zu schwach dimensionierten Stahlbetonkonstruktionen, mit denen man zunächst unzureichende Erfahrungen gehabt hatte, gab es schon bald erhebliche Probleme: Die Stahlarmerungen rosteten durch und sprengten den zu dünn aufgetragenen Betonmantel, die Reparaturkosten eskalierten. Ebenso gab es Probleme mit fehlender Wärmedämmung, unzureichend abgedichteten Flachdächern und für das Klima Nordeuropas untauglichen Fensterkonstruktionen. – Die Erfahrungen mit den Neuen Bauten lehrten nur allzu bald, dass man in unseren Klimabreiten solider und bauphysikalisch bewusster bauen musste.

Zu dieser oft durch hohe Sanierungs- und Heizungskosten eindrücklich gewordenen Erkenntnis kam auch eine stilistische Neuorientierung, mit der man auch in Deutschland auf aktuelle internationale Architekturströmungen reagierte und eine auch den sich bessernden wirtschaftlichen Gegebenheiten Rechnung tragende Monumentalisierung der Architektursprache propagierte. So orientierte man sich am modernen Bauen in Japan, wo Architekten wie Kenzo Tange (geb. 1913) Reminiszenzen ihrer traditionellen Holzarchitektur in den Betonbau übertrugen und so zu einer dynamisch kraftvollen Architektursprache fanden (vgl. Abb. 10). Dazu gewannen die kompromisslosen Entwürfe Mies van der Rohe und vom Franzosen Le Corbusier (1887-1965) geprägte, als plastische Volumen gestaltete Bauten zunehmend an Vorbildfunktion. – Für die international aufkommende Überdimensionierung und Vergrößerung kubisch geformter Bauteile und einem damit einhergehenden monolithischen Charakter der Architektur prägten Kritiker bald den Begriff des „Beton-Brutalismus“ (Abb. 11).²³

Bis in die späten 60er Jahre nahm das Bedürfnis nach repräsentativ auftretender, monumental wirksamer Archi-

tektur ständig weiter zu. Banken, Konzerne und Verwaltungen errichteten vielgeschossige Häuserblöcke für ihre wuchernden Großraumbüros und demonstrierten mit ihren wuchtigen Architekturen wirtschaftliche Durchschlagskraft und einen ungehemmten Glauben an ein immerwährendes Wirtschaftswachstum und steigenden Wohlstand. Zudem konnte man es sich jetzt leisten, die das Erscheinungsbild bestimmenden Baumaterialien differenzierter zu wählen, und die schlichten, in hellen Weiß- und Pastelltönen getünchten Putzfassaden der „50er“ wichen aufwändigeren Wandverkleidungen, wobei sich die Farbpalette des verbauten Materials zunehmend verdüsterte. In Mode kamen Fassaden aus dunkel gebrannten Ziegeln und Klinkersteinen und zunehmend auch edlere Naturstein- oder dunkelbraun bis

schwarz eloxierte Metallverkleidungen (Abb. 12), die man zudem gern mit dunkel verspiegelten Fensterbändern kombinierte.



12. München, Hellabrunner Straße 1, „Osram“-Haus, Stahlskelettkonstruktion mit dunkler Aluminium-Glas-Verkleidung, erster Großraumbüro-Bau Münchens für etwa 1000 Arbeitsplätze, 1963/65 von Walter Henn (Aufn. 2004)

Gegen Ende des Jahrzehnts bzw. in den frühen 70er Jahren bekam der ungebrochene Zukunftsglaube jener zum Pompösen neigenden neuen „Gründerzeit“ Risse, als u. a. durch die Studentenunruhen von 1968 und die „APO“ ausgelöst, ein Umdenken innerhalb der bis dahin vorrangig konsumorientierten Gesellschaft einsetzte und sich angesichts der ersten Ölkrise die Grenzen einer bis dahin ungebremsten ökonomischen Expansion deutlich abzeichneten. Ein sich bereits seit den ausgehenden „60ern“ langsam artikulierendes neues Umweltbewusstsein und der in die Politik hineingetragene Protest gegen die um sich greifenden Natur- und Umweltzerstörungen lassen die ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte zu Ende gehen.

Als der „Club of Rome“ schließlich 1973 eindringlich auf die Grenzen des Wachstums verweist, ist das Ende einer Ära, die aus dem Hunger und den Trümmern des Krieges bis zu einer ungehemmten Verschwendungs- und Konsumfreudigkeit geführt hatte, erreicht.

23 Zu Terminologie und Architektur des in der zweiten Hälfte der 50er Jahren aufkommenden internationalen „Brutalismus“ s. Hatje, Gerd: Knauts Lexikon der modernen Architektur, München-Zürich 1963, S. 54-57 (Reyner Banham).

Zum Sakralbau der Nachkriegszeit

Eine bedeutende Rolle im Baugeschehen der ersten Nachkriegsjahrzehnte spielte, wie bereits angesprochen, der Sakralbau beider großer Konfessionen.²⁴ Denn in der angesprochenen Zeit gab es einen bisher nie da gewesen, außerordentlich hohen Bedarf an neuen Gotteshäusern, vor allem in den rasch wachsenden Neubaugebieten der Vorstädte. Die Zahl der neuen Kirchen, die in Deutschland vom Kriegsende bis 1967 gebaut wurden, ist nicht näher bekannt, doch schätzte man sie auf etwa 8.000-10.000.²⁵

München z. B. erlebte zwischen 1962 und 1972 einen jährlichen Zuzug von 35.000 Einwohnern, was im gleichen Zeitraum den Bau von mehr als 40 neuen katholischen Gotteshäusern in den Stadtrandgebieten erforderlich machte.²⁶ Im Bereich der Diözese Augsburg entstanden nach Kriegsende bis 1960 etwa 110 neue Kirchen, ebenfalls vor allem in den Vorortssiedlungen. Auch die Ev.-luth. Landeskirche in Bayern sah sich vor erhebliche Aufgaben gestellt, da sich der Anteil der protestantischen Bevölkerung durch den Zustrom von Flüchtlingen nach 1945 auch im katholischen Südbayern sprunghaft erhöht hatte. Zwischen 1949 und 1959 waren immerhin 58 kirchliche Wiederaufbauten zu verkraften, dazu kam in besagten Zeitraum der Bau von insgesamt 169 neuen Gotteshäusern.²⁷

Wenngleich die meisten Kirchenbauten der frühen Nachkriegszeit aus Geldnot in Material und Ausstattung relativ bescheiden blieben, war man dennoch bestrebt, die neuen Gotteshäuser mit ihren meist freistehenden, campanileartigen Kirchtürmen als Wahrzeichen zu gestalten, die in die entstehenden städtebaulichen Zusammenhängen Orientierung geben und für die sich neu bildenden Kirchengemeinden Mittelpunkt und Identifikationsort bilden sollten.

In ihrer architektonischen Sprache orientierte sich die Sakralarchitektur der 50er Jahre teilweise noch am traditionellen Bauen der Vorkriegs- und Kriegszeit und knüpfte an vergangene Stile an, indem sie – wie z. B. beim eben erwähnten Bau von St. Laurentius in München-Gern – modern reduzierte Anleihen vor allem an den schlichten, kubischen Formen frühchristlichen Bauens und der Romanik nahm. Doch entwickelte sich rasch auch ein an der Moderne orientierter Kirchenbaustil, und da der Sakralbau weniger intensiven ökonomischen Zwängen ausgeliefert war, wurde er zur besonderen Herausforderung für eine Architektenschaft, die sich der vielfältigen Möglichkeiten des neuzeitlichen Betonbaus bedienen konnte. Man plante große Räume. Diese wurden entweder funktional und hallenartig-streng angelegt, oder man gab den Kirchen schwingend bewegte Grundrisse, geschwungene Dachkonstruktionen oder leichte Emporen, die gleichsam „schwebend“ über dünnen Stahl- oder Stahlbetonstützen aufsetzen. Von einem Hang zu eleganter Leichtigkeit und graphisch wirkender

Kontur sind auch die schlanken, hohen Campanili der frühen 50er Jahre geprägt. Als exemplarisch für diese organische „bewegte“ und mit den graphischen Werten der feinen Linie arbeitende Architektur darf die bereits genannte Münchner Matthäus-Kirche von Gustav Gsaenger gelten (s. Abb. 7). Wichtig wurde vor allem auch die Behandlung des Lichts; man versah die Räume häufig mit großen, mit ikonographischen Programmen teils abstrakt, teils gegenständlich gestalteten farbigen Fensterflächen, die sich mit schmalen Betonstreben gliederten. Daneben gab es auch Tendenzen zu einer völlig neuen, sehr gezielten Regie des Tages- wie des beliebten Neonlichts, durch die man vor allem den bald in die Raummitteln wandernden und damit das liturgische Geschehen zentrierenden Altartisch hervorhob.

Denn entscheidende Veränderungen bei der Gestaltung von Kircheninnenräumen gingen in der Nachkriegszeit vor allem mit der sich rasch ändernden liturgischen Ordnung des katholischen wie auch des evangelischen Gottesdienstes und einem neuen Verständnis der Kirchengemeinde einher. Die Diskussion liturgischer Reformen, die bereits bis in die frühen 30er Jahre zurückreicht,²⁸ wurde nach dem Krieg intensiv wieder aufgenommen, durch den Eucharistischen Weltkongress in München von 1960 empfangen sie weitere entscheidende Impulse,²⁹ und mit Beendigung des Zweiten Vatikanischen Konzils im Dezember 1963 erhielt das bisher Erreichte seine offizielle Bestätigung.³⁰ Man unterschied nunmehr deutlich zwischen Wortgottesdienst und Eucharistiefeier, eucharistischer Handlung und eucharistischer Anbetung. Folglich wurden Altar und Tabernakel voneinander getrennt.³¹ Das Allerheiligste erhielt seinen Ort in einer eigenen, für die stille Anbetung abgetrennten Sakramentskapelle, während der Altar aus seiner entrückten Situierung in der Apside heraus auf einer „Altarinsel“ in den Raum und für eine Zelebration „versus populum“ (zur Gemeinde (eigentl. Volk) hin) mitten in die Gemeinde hinein versetzt wurde. Der Ambo als Ort für die Verkündigung des Gotteswortes rückte zusammen mit dem Priestersitz neben den Altartisch, um den sich die Kirchenbänke nun konzentrisch ordneten. In einem als Vorbild viel beachteten Münchner Sakralbau, der 1954/55 von Emil Steffan³² und Siegfried Österreicher errichteten Kirche St. Laurentius in München-Gern, wurde die neue Altar- und Gestühlsordnung übrigens bereits ein Jahrzehnt vor dem Vatikanum erstmals auch in einer katholischen Gemeindekirche Bayerns realisiert (Abb. 13a,b).³³

Die neue Art der Kommunikation während der gottesdienstlichen Feiern und die Änderung der liturgischen Abläufe führte dazu, dass der herkömmliche Kirchensaal mit seiner Längsausrichtung hin zu einem in den Chor entrückten Altar (der in den frühen und mittleren „50ern“ noch anzutreffen ist, vgl. Abb. 22a), zunehmend abgelöst wird von Raumschöpfungen, die über dem Grundriss einer

24 s. hierzu u. a. Biedrzyński, Richard: Kirchen unserer Zeit, München 1958. – Langmaack, Gerhard: Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichte – Dokumentation – Synopse, Kassel 1971. – Schnell, Hugo: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München-Zürich 1973. – Katholische Kirchen in München. Hrsg. von Hans Ramisch und Peter B. Steiner, München 1984; – s. auch Kahle, Barbara: Rheinische Kirchen des 20. Jahrhunderts, Köln 1985. – Dieselbe: Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1990. – Karnapp, Birgit Verena: Kirchen in München und Umgebung nach 1945, Berlin 1996.

25 Schnell, Hugo: Zur Situation und Krise des deutschen Kirchenbaus in der Gegenwart. 20 Jahre „Das Münster“ 1947-1967, in: Das Münster 20. Jg. Heft 1, (1967), S. 5-16, hier S. 9. – Hohoff, Curt: Sozialbauten für das „Volk Gottes“. Kirchen seit dem Konzil, in: Die Presse, Wien Ausgabe vom 7. August 1973 gibt dagegen die geschätzte Zahl mit 6.000 an. Der Bauboom beschränkte sich hauptsächlich auf Westdeutschland, während die Kirchen und ihre baulichen Aktivitäten im sozialistisch regierten Osten weitgehend unterdrückt wurden.

26 Katholische Kirchen in München. Hrsg. von Hans Ramisch und Peter B. Steiner, München 1984, S. 38 (Peter B. Steiner).

27 Kurznotiz in: Das Münster, 12. Jg. (1959), Heft 1, 2, S. 68.

28 Eine der ersten Kirchen mit zentraler Altarinsel entstand bereits um 1931 in Frankfurt-Riederwald, s. Adam, Adolf: Wo sich Gott versammelt. Gestalt und Symbolik des Kirchenbaus, Freiburg-Basel-Wien 1984, S.71.

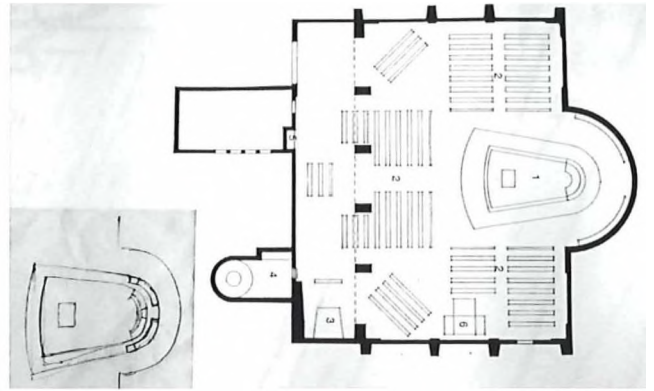
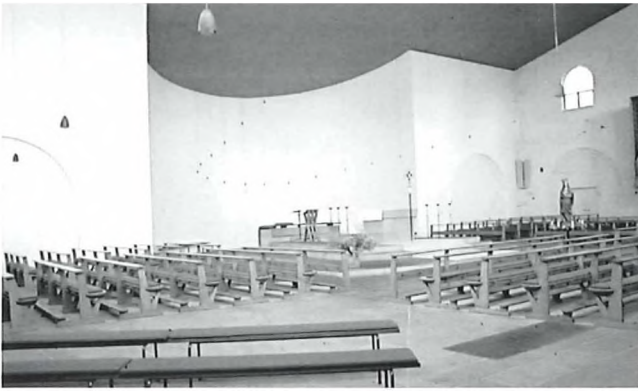
29 s. hierzu „Neue Kirchen in Deutschland“, Ausstellungskatalog zum Eucharistischen Weltkongress München 1960, München-Zürich 1962.

30 s. Pesch, Otto Hermann: Das Zweite vatikanische Konzil (1962-1965), Vorgeschichte, Verlauf, Ergebnis, Würzburg 1993, s. auch Tzschaschel, Hans Jürgen: Le Corbusier: die Rezeption des sakralen Werks im deutschen Kirchenbau (Phil. Diss. Augsburg 2002), S. 31 ff.

31 s. Bartning, Otto (Hrsg.): Handbuch für den Kirchenbau, (3 Bde), München 1959, Bd. I, mit ausführlichen Hinweisen zum katholischen Ritus.

32 Zur zentralen Anordnung des Altars im Gotteshaus s. frühe Beispiele von Emil Steffan, Rudolf Schwarz u. a. in: Schnell: Kirchenbau, 1973, S. 75 ff.

33 Kahlfeld, Heinrich: Kirche St. Laurentius in München, in: Kunst und Kirche. Ökumenische Zeitschrift für Architektur und Kunst, 26 (1963), S. 3-9.



13. a, b München-Gern, Nürnberger Str. 4, Kirche "St. Laurentius" von Emil Steffan und Siegfried Österreicher, 1954/55, Blick in den Kirchenraum (Aufn. 2004) und Grundriss

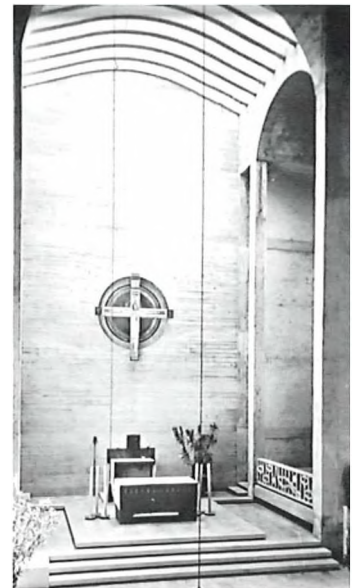
Kreuzform entwickelt oder als Zentralbauten über Kreis, Oval, Quadrat, Polygonalgrundriss oder als amorphe Form konzipiert wurden. Der Gedanke der Kirche als „Zelt Gottes unter dem Menschen“ und gebautes „Himmelszelt“ – aufgeschlagen und gipfelnd über dem zentral im Raum aufgestellten Altartisch – spielte sowohl im katholischen³⁴ wie im protestantischen Kirchenbau³⁵ der Zeit eine wichtige Rolle und prägte die architektonische Gestaltung vieler Gotteshäuser.

Im Zuge der Liturgiereform änderte sich zudem das allgemeine Selbstverständnis einer zunehmend demokratisch organisierten Kirchengemeinde, und zur traditionellen Bauaufgabe von Kirche und Pfarrhaus wurde nun ein vielfältig gegliedertes Raumprogramm für das Gemeindeleben realisiert. Es entstanden die ersten modernen Gemeindezentren mit Sonntags- und Werktagskirche, Pfarrsaal, Pfarr- und Mesnerwohnung, Jugendräumen, Kindergarten und weiteren Sozial- und Kommunikationseinrichtungen, die sich zumeist um einen als Ort der Begegnung dienenden atriumsartigen Innenhof gruppierten (vgl. Abb. 28 c).³⁶

Architektonisch wurde in den „50ern“ viel experimentiert, zumal beim Ringen um neue sakrale Bauformen die Verbindlichkeit einer höheren Norm fehlte. Man flüchtete sich in das Bauen von auf Schlichtheit ausgelegten Mehrzweck- und Allzweckhallen, die von puritanischer Strenge geprägt wurden, und suchte andererseits doch nach neuer Sakralität. Vor allem war man bemüht, „modern“ zu sein. Vieles im oft überstürzten Sakralbau der „50er“ wirkt aufgeregt, unausgewogen und zufällig, und nicht selten zogen sich die neuen Kirchen von einem allgemeinen Unbehagen zeugende Spottbezeichnungen wie „Des Herrgotts Achterbahn“,³⁷ auch „Seeligkeitsrutsche“, „Gemeindesilo“, „Gottesbunker“ usw. zu.³⁸ Doch entstanden auch Bauwerke von inzwischen unbestrittenem bauhistorischem Wert, und die Arbeiten bedeutender deutscher Kirchenarchitekten wie die des Rheinländers Rudolf Schwarz (1897-1961);³⁹ des aus dem schwäbischen Jettingen stammenden Dominikus Böhm (1880-1955), von Emil Steffan, oder des genialen, früh verstorbenen Olaf Andreas Gulbransson (1916-1961) setzen durchaus überregionale Qualitätsmaßstäbe. Gulbransson, neben Gsaenger⁴⁰ einer der führenden Architekten beim Sakralbau der Evang.-luth. Landeskirche in Bayern, errich-

tete eine Reihe hervorragender protestantischer Kirchen, in denen er den liturgischen Anforderungen exemplarisch gerecht wurde und sich sein klares, bis ins Detail gehendes Formempfinden artikuliert. Zu seinen Hauptwerken zählen u. a. die Evang.-luth. Kirche in Schliersee (1950), die Thomas-Kirche in Augsburg-Kriegshaber (1959/61), das Gotteshaus der Protestanten in Neufahrn bei Freising (1961) oder auch in Bauten außerhalb Bayerns, so in Hamburg, Göttingen oder Kassel.⁴¹

Zu den gelungenen Sakralbauten der frühen Nachkriegszeit gehört gewiss auch die kleine Klosterkirche Herz Jesu der Niederbronner Schulschwester an der Münchner Buttermelcherstraße: Der auf beengtem Raum parallel zur Straße entwickelte schlanke Sichtbetonbau mit Ziegelausfachung wurde 1953/1955 von dem auch im Landkreis Landsberg (in Greifenberg) vertretenen Architekten von Branca zusammen mit Herbert Groethuysen (geb. 1921) als dreischiffige Halle mit in Betonlamellen geöffnetem Dach über dem Altarhaus gebaut (Abb. 14).



14. München, Buttermelcherstr. 10, Klosterkirche „Herz Jesu“ der Niederbronner Schulschwester, 1953/54 von Alexander Frh. von Branca und Herbert Groethuysen, Blick zum Altar (Archivaufn.)

Der lichte, hohe Raum, der in seinen Proportionen und der Farbigkeit mit in dem Grau des Betons gehaltenen konstruktiven Elementen und verputzten, weiß getünchten Ziegelausfachungen entfernt Assoziationen an florentinische Frührenaissance-Architektur weckt, besitzt sowohl die einem kleinen klösterlichen Gotteshaus angemessene Intimität wie auch die diesem zukommende sakrale Würde. Erwähnt sei ebenso der bestechend klare, überkonzentrisch ineinandergelegten Kreisen entwickelte Sichtziegelbau von „St. Johann von Capistran“ in München-Bogenhausen von Sepp Ruf (1959/60), der zu den wichtigen katholischen Kirchenbauten Bayerns seiner Zeit zu rechnen ist. Auch hier ist das Altarzentrum zum Mittelpunkt der Raumarchitektur gemacht (Abb. 15 a, b).⁴²

34 Ramisch, Hans, Peter B. Steiner (Hrsg.): Katholische Kirchen in München, München 1984, S. 36.

35 Bach, Bernhard: Moderne evangelische Kirchen in München und Umgebung, in: Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst, Bd. XII (1982), S. 130.

36 s. auch Bartning: Handbuch, 1959, Bd. I, S. 113ff.

37 Dies bezogen auf die Matthäuskirche in München, zitiert in: Gottes Haus in einer großen Stadt. Die St. Matthäuskirche am Sendlinger Torplatz. Tag des offenen Denkmals 10. September 2000, Hrsg. Evang.-luth. St. Matthäuskirche in München, München 2000, S. 8.

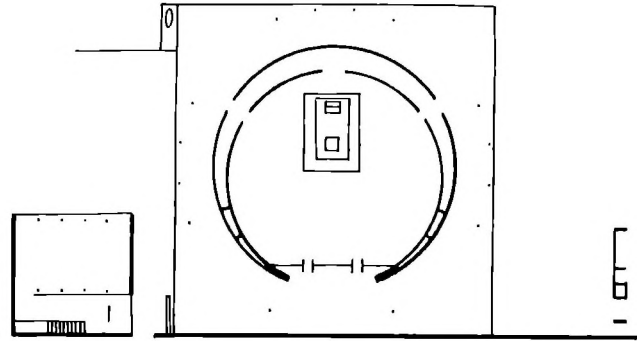
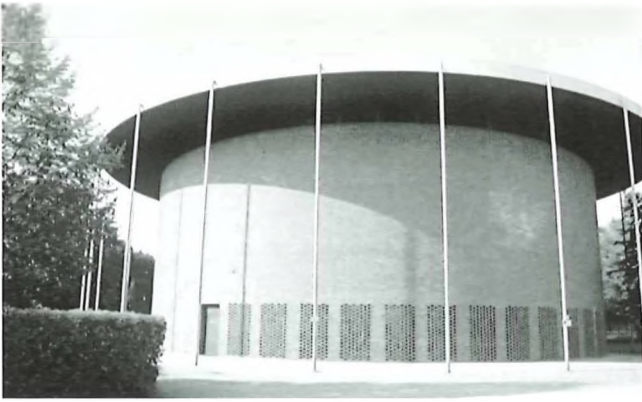
38 Müller-Mehlis, Reinhard, in Münchner Merkur vom 18. Juli 1973.

39 s. Schwarz, Rudolf: Kirchenbau, Heidelberg 1960.

40 Von Gustav Gsaenger stammt u. a. auch die 1957/58 gebaute kleine evang.-luth. Ghetsemane-Kirche am Münchner Westpark (Ettalstraße).

41 Zu den Kirchen Olaf Andreas Gulbransson, s. u. a. Bartning: Handbuch für den Kirchenbau, 1959, Bd. II, S. 308-311. – Poscharsky, Peter: Kirchen von Olaf Andreas Gulbransson, München 1966. – s. auch Bach: Moderne evangelische Kirchen, 1982, S. 132.

42 s. Mayer, Anton: St. Johann von Capistran München (KKF 1961), 3. neubearb. Aufl., Regensburg 2003.



15. a, b München-Bogenhausen, Gotthelfstraße 3, kreisrunder Ziegelbau „St. Johann von Capistran“, 1959/60 von Sepp Ruf, Ansicht (2004) und Grundriss

Gegen Ende der 50er Jahre kam es wie in der Profanarchitektur auch im Kirchenbau zu einem raschen Wandel in architektonischer Auffassung und Sprache. Nach dem beispiellosen Bauboom des vorangegangenen Jahrzehnts und den damit entstandenen immensen Kosten mussten nun auch die Diözesen ihre Bauvorhaben und -programme aus finanziellen Gründen drastisch reduzieren. Früh auftretende Schäden an experimentell gewagten Betonkonstruktionen zwangen auch hier zum Umdenken und vor allem zum Verzicht auf witterungsanfällige, ungenügend erprobte Bauteile. Die Kirchen wurden kleiner, kompakter. Städtebaulich ordneten sie sich nun in den Vorstadtbereichen und Trabantenstädten den immer höher emporgezogenen Wohnblöcken unter, auf einen im Ortsbild oft ohnehin kaum mehr wirksamen Turm wurde vielfach verzichtet.

Im Anschluss an die Sakralarchitekturen Le Corbusiers – an seine berühmte Wallfahrtskirche Notre Dame du Haut in Ronchamp (1950/1954) oder das Dominikanerkloster La Tourette in Evieux bei Lyon (1957) mit dem auch hier „initiierten plastischen Brutalismus“ einer jeweils hermetisch auf sich bezogenen Großplastik begann die europäische Architektur, auch die sakralen Baukörper zunehmend als stereometrisch strenge oder dynamisch bewegte und sich zugleich verfestigende Masse zu begreifen.⁴³ Man gab den Kirchen eine kompaktere, gedrungene Gestalt und introvertiertere Raumform, mit kleinen, oft nur schießschartengroßen Fenstern oder schmalen Fensterbändern. Häufig wurde das Heilige nun hinter schweren Mauern und schalungsrauen Betonmassen von der Außenwelt abgeschlossen – nicht zuletzt auch, um sich gegen den zunehmend aggressiver werdenden Verkehrslärm zu schützen.⁴⁴

Von diesem neuen, gewandelten Stilempfinden und den Eindrücken der Le Corbusier-Architektur geprägt ist beispielsweise das 1962 entworfene und 1964/65 wiederum von Alexander Freiherr von Branca erbaute Pfarrzentrum St. Matthias in München-Fürstenried, das hier exemplarisch für die schwere, kompakte Sakralarchitektur der frühen 60er Jahre angeführt sei.⁴⁵ Durch den kubisch geformten Campanile führt der Zugang in den geschlossenen rechteckigen Innenhof, an dessen Westseite sich die Kirche als runder Zylinder entwickelt, der aus einem fensterlosen quadratischen Unterbau aufsteigt. Dunkelrot gebrannte Sichtziegel und wuchtige, rauhe Betonglieder lassen den kompakten Bau gleichsam als monumentale „Burg Gottes“ erscheinen (Abb. 16a).⁴⁶ Von strenger Wucht ist auch das Rauminnere

mit seiner kreisförmigen Säulenreihung um die durch ein zentrales Oberlicht betonte zentrale Altarinsel (Abb. 16b). Ähnlich ist die 1964 im gleichen Münchner Ortsteil von Herbert Groethuysen gebaute „St. Karl-Borromäus-Kirche“ mit Pfarrzentrum, die formal enger an die oben bereits erwähnte „Herz Jesu-Kirche“ in der Münchner Buttermelcher Straße anknüpft und das dort eingebrachte architektonische Instrumentarium ins sich verfestigende Monumentale eines Großbaus übersetzt.

Der schwere, mit vielfach düsteren Farben und groben Massen arbeitende Kirchenbau der „60er“ blieb allerdings ebenfalls nicht frei von zeitgenössischer Kritik, die sich in Bayern vor allem bei der von der Gesellschaft für Christliche Kunst veranstalteten Münchner Ausstellung „Kirchenbau in der Diskussion“ von 1973 artikuliert.⁴⁷ Man bemängelte die oft drückende Schwere der nunmehr oft an Katakomben erinnernden, fensterlosen Gotteshäuser,⁴⁸ zudem wurde die nicht selten aufdringliche Selbstgefälligkeit und Beliebigkeit der Architektur angeprangert und häufig auch eine theologische Konzeption und erhebende Sakralität vermisst.

Die Kritiker forderten daher zum Umdenken auf. Etwa zur gleichen Zeit beendete die allgemeine wirtschaftliche Krisensituation auch die anhaltende Konjunktur des Nachkriegs-Kirchenbaus, so dass auch hier von einer gewissen Zäsur und dem Abschluss einer bestimmten Bauepoche gesprochen werden kann.

Die Kirchen Josef Wiedemanns

An den hier aufgezeigten allgemeinen Hauptströmungen des Kirchenbaus beteiligten sich nicht alle Architekten in gleichem Maße, und so gibt es auch in den „50ern“ und „60ern“ Baumeister, die mit ihrem sakralen Werk eigene Wege suchten. Zu ihnen gehört der gebürtige Münchner Josef Wiedemann.⁴⁹ Der viel beschäftigte Architekt, der auf dem Profansektor durchaus „zeitgemäß“ baute, entwickelte

43 Zum Einfluss des genialen Franzosen auf die Sakralarchitektur Deutschlands s. ausführlich, wenngleich wohl etwas zu einseitig Tzschaschel: Le Corbusier, 2002.

44 Lange, Ralf: Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 65, Bonn 2003, S. 18ff.

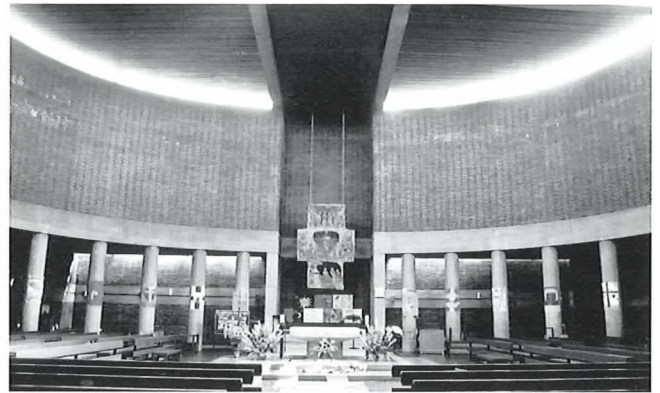
45 s. Sankt Matthias München (Festschrift zur Kirchweihe 1965), Hrsg. Kath. Pfarramt St. Matthias, München, München 1966 sowie München-Fürstenried, St. Matthias (KKF Nr. 2555), Regensburg 2004.

46 Mit der Münchner Matthiaskirche vergleichbar ist von Brancas Kirche „Zur Hl. Dreifaltigkeit“ in Nürnberg-Langwasser von 1964 und die ebenfalls als mächtige Bastion auftretende Anbetungskirche mit Mutterhaus in Berg b. Schönstätt nahe Koblenz (1960/68), s. auch Tzschaschel: Le Corbusier 2002, Bd. 1, S. 177ff., Bd. 2, S. 13. – Neben Einflüssen von Le Corbusier verarbeitet von Branca hier auch Anleihen an die romanische Architektur Kaiser Friedrichs II. in Süditalien und Sizilien, die für ihn nach eigener Aussage vorbildhaft wurde. – Unter den zahlreichen Äußerungen zur eigenen Bautätigkeit s. auch Branca, Alexander von: Sakrale Kunst in einer säkularisierten Welt, in: Das Münster 43. Jg. (1990), S. 210-214.

47 Die Ausstellung fand im Stadtmuseum München statt; s. hierzu u. a. Streicher, G.: Kirchenbau in der Diskussion, in: Das Münster 4-5 (1973), S. 295-296. – Hofstätter, Hans H.: Diskussion über den Kirchenbau, in: Das Münster 4/5 (1974), S. 323-324.

48 Schulz, Eberhard: Der Weg zur Katakomben, in: Bahr, Hans Eckhard (Hrsg.): Kirchen in nachsakraler Zeit, Hamburg 1968, S. 37.

49 Zum Werk des Architekten s. Ehrmann: Rudolf, Josef Wiedemann (Hrsg.): Josef Wiedemann. Bauten und Projekte, Kat. Ausst. München 1981.



16. a, b München-Fürstenried, Appenzeller Str. 2, Kath. Pfarrkirche „St. Matthias“ von Alexander v. Branca, 1962/1965, Außenbau, Innenraum (Aufn. 2005)

sich von der frühen Zeit des Wiederaufbaus, den er in puristisch klaren Formen zu bewältigen suchte⁵⁰ und einem zurückhaltend klassizistisch-traditionellen Neubaustil der „50er“⁵¹ zum modernen Stahlskelettbau in Rasterbauweise wie beim Institut für Technische Physik, München, Luisen-

straße, 1955/1957 (zusammen mit Franz Hart) bis hin zur kraftvoll plastischen Betonarchitektur der ausgehenden 60er Jahre, wie beim „Kaufhof“ am Münchner Marienplatz von 1969/1972 (Abb. 17).

Besonderes leistete Wiedemann in enger Zusammenarbeit mit Rudolf Ehrmann auf dem Gebiet der Sakralbaukunst. Von seinem Lehrer Hans Döllgast und wohl auch von Sepp Rufs Kirche St. Johann von Capistran in München-Bogenhausen



17. München, Kaufinger Straße 2, „Kaufhof“ von Josef Wiedemann und Rudolf Ehrmann, 1969/72 (Aufn. 2004)

(s. Abb. 15) angeregt und der beim Wiederaufbau der Glyptothek Klenzes thematisierten differenzierten Gestaltung von Sichtziegelwänden, blieb der Architekt in der Wahl seiner Baumaterialien auch bei den Kirchenbauten traditionell, indem er Ziegel und Holz den Vorrang gab und Beton lediglich als Gerüst und untergeordnete ästhetische Komponente einsetzte. Harte „Brutalismus“ werden auch in den 60er Jahren weitgehend gemieden, wenngleich seine Bauten dieser

Zeit zeittypisch als kristallin gefaltete Großskulpturen begriffen werden. Als sakrale Bauform variierte Wiedemann in nachkonziliarer Zeit mehrfach das Motiv der Kirche als „Zelt Gottes“ in der ihm eigenen, dezenten Formsprache, die sich vor allem in der sensiblen Behandlung von Oberflächen ausdrückt. Motivisch angeregt von Siegfried Österreichers Kirche für die einstige Pädagogische Hochschule St. Hildegard in München-Pasing (1961/62),⁵² schuf Wiedemann den einem Quadrat einbeschriebenen, von einem gefalteten Zelt-dach überfangenen Zentralbauten der kleinen Klosterkirche „Zur Heiligsten Dreifaltigkeit“ für die Englischen Fräulein in Nymphenburg (Abb. 18a,b)⁵³ und in deren unmittelbarer Nachfolge zusammen mit Rudolf Ehrmann die Landsberger Stadtpfarrkirche „Zu den Hll. Engeln“ (s. Abb. 23). Als symbolisch auf die Zahl der Apostel bezogenes Zwölfeck wandeln Wiedemann und Ehrmann den hier auch ikonographisch sinnvollen Baugedanken einer gleichsam ephemeren erscheinenden „Zelt-Architektur“ in der Autobahnkirche „St. Maria am Wege“ in Windach ab (s. Abb. 28). In nochmals anderer Weise modifiziert Wiedemann das Motiv auch in dem kleinen Zentralbau von St. Ignatius in München-Kleinhadern, der mit seinem aus geschälten Rundhölzern bestehenden Tragwerk an einen Behelfsbau oder ein improvisiert aufgeschlagenes Zirkuszelt erinnert.

Weitere bemerkenswerte kleinere Sakralbauten Wiedemanns in München sind u. a. die „Bruder Klaus“-Kirche mit Gemeindezentrum in München-Waldperlach (1966/69) oder die ebenfalls bescheidene Kirche St. Monika mit Pfarrzen-

50 so in München, Wiederaufbau des Odeons 1950/1951, Wiederaufbau der Glyptothek am Königsplatz, 1967/1972.

51 so in München, Kaufhaus Hettlage, Neuhauser Straße, 1950/55 oder Generaldirektion der Allianz-Versicherung AG, Königinstraße, 1952/54.

52 Zu dieser Kirche s. Chevalley/Wesky: Landeshauptstadt München, 2004, Halbband 2, S. 478 (mit Abb.).

53 s. Krappmann, M. Mercede CJ: Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit München Nymphenburg, München 2004.



18. a, b München-Nymphenburg, Maria Ward Str.11, Kloster- und Institutskirche der Englischen Fräulein "Zur Hl. Dreifaltigkeit" von Josef Wiedemann, 1960/65, zentraler Innenraum, seitliche Sakramentskapelle (Aufn. 2004)

trum in München-Neuperlach von 1981. – Von eindrücklicher symbolischer Kraft ist zudem der kleine, beklemmende und steile Zentralbau der „Todesangst-Christi“-Kirche auf dem ehemaligen Gelände des Dachauer Konzentrationslagers. Wiedemann hatte von 1955-1976 den Lehrstuhl für Sakrale Kunst an der Technischen Universität München inne und unterrichtete auch das Fach Denkmalpflege. Von seiner denkmalpflegerischen Arbeit als Architekt zeugt im Landkreis Landsberg die Winterkirche „St. Stephan“, die er 1981 in den einstigen Marstall des 1628 gebauten sog. „Traidkastens“ beim ehemaligen Kloster Dießen am Ammersee einbaute.⁵⁴ – Von Josef Wiedemann stammt im Landkreis Landsberg übrigens auch das zurückhaltend schlichte, um einen Atriumshof hinter dem „Traidkasten“ angelegte Pfarrzentrum nordöstlich von Traidkasten und Kirche in Dießen, erbaut 1979/81.

KATALOG

der bisher erfassten Baudenkmale der Nachkriegszeit in Stadt und Landkreis Landsberg

(in alphabetischer Reihenfolge)

Dießen a. Ammersee, Forstanger 15 a (s. Abb. 19), *Atelier des Malers Fritz Winter (Mitbegründer der Gruppe ZEN 49), alleinstehender kubischer Flachdachbau mit Nordbeifensterung, erbaut von Gustav Hassenpflug, 1958/60*

Mit dem kleinen, von Ludwig Mies van der Rohes Funktionalismus geprägten Atelier-Kubus wurde im Landkreis Landsberg ein an die berühmte Bauhaus-Architektur anknüpfender Nachkriegsbau errichtet, dessen Bauherr, der aus Westfalen stammende und 1935 über München nach Dießen zugewanderte, in Dießen-St. Georgen begrabene abstrakte Maler Fritz Winter (1905-1976) ebenso wie sein Architekt, der in Düsseldorf gebürtige Gustav Hassenpflug ihre Ausbildung noch in der Dessauer Gropius-Schule erfahren durften. Der vermutlich in der Bauhaus-Zeit geknüpften Beziehung zu Winter verdankte Hassenpflug, der sich vor allem im Krankenhausbau spezialisiert hatte und von 1956-1977 an der Technischen Universität in München lehrte, den kleinen Auftrag am Ammersee. In München errichtete er 1959/1964 das Institut für Elektrotechnik der TU (Theisenstraße 90, Bau Nr. 3).



19. Dießen am Ammersee, Forstanger 15 a, Atelier Fritz Winter von Gustav Hassenpflug, 1958/1960

Dießen a. Ammersee, Seestraße 30 (s. Abb. 20), *Ausstellungspavillon, erdgeschossiger Holzständerbau mit flachem Walmdach, 1939 errichtet und 1954 erweitert, teilweise erneuert*



20. Dießen am Ammersee, Seestraße 30, Ausstellungspavillon am Seeufer, 1939 und 1954 (Aufn. 2002)

Der ursprünglich bereits 1929/31 als Teehaus errichtete kleine hölzerne Pavillon unmittelbar am Ufer des Ammersees hat eine bewegte Geschichte, die sich mit einigen Namen bedeutender Architekten verbinden lässt. 1939 wurde der Bau durch die „Bauhaus“-Schüler Hilde und Erich Kloidt angeblich an gleicher Stelle und wohl unter Verwendung alter Bauteile neu errichtet, 1954 erweiterte man ihn durch einen aufgeglasten hölzernen Ausstellungsraum nach Norden, wobei der Münchner Architekt Sepp Ruf, einer der wichtigsten Protagonisten der bayerischen Architektur in den „50ern“, beratend oder planend beteiligt gewesen sein soll.

Wegen des bedeutenden Namens ist das kleine Bauwerk, das eher für Geschichte und Kontinuität des Künstlerortes Dießen steht und damit aus lokalgeschichtlicher Sicht Denkmalwert besitzt, auch als Bauwerk der Nachkriegszeit zu erwähnen.

Geltendorf, Schulstraße 6 (s. Abb. 21 a-c), *Kath. Pfarrkirche „Zu den Hll. Engeln“ mit Pfarrzentrum, 1969/70 von Fritz Strunz. Die Kirche über gedrückt sechseckigem Grundriss mit tief herabgezogenem Satteldach, mit Ausstattung. Der Zugang erfolgt über den gedrückten Campanile und einen gedeckten Gang, an den sich die Flachdachbauten des Pfarrzentrums ordnen.*

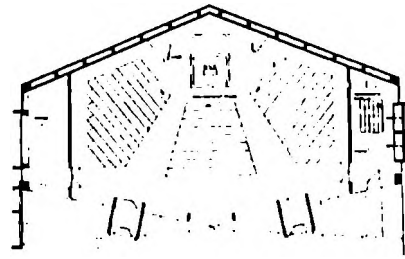
Der großräumige Kirchensaal, an dessen Schmalseiten die Sakramentskapelle und die Sakristeiräume durch eingestellte Betonwände abgetrennt werden, empfängt durch die zum Hof hin bodentief aufgeglaste Westwand reichlich Licht, so dass das Kircheninnere unter der hohen, brettverschalteten Dachkonstruktion weiträumig und klar gegliedert erscheint; doch mangelt es trotz dieses Versuchs zur Größe an architektonischer Geschlossenheit und Konsequenz. Zugehörig ist ein im Westen vor die Kirche gelegtes Pfarrzentrum mit diversen niederen Baukörpern, durch den niederen, als Glockenständer und Torrahmung ausgelegten Turm betritt man die um einen Hof gruppierte bauliche Anlage.

Greifenberg, Hauptstraße 38 (s. Abb. 22 a, b), *Pfarrkirche „Maria Unbefleckte Empfängnis“, 1958/59 von Alexander Freiherr von Branca, schlichter Betonskelettbau mit Ziegelausfachung und zugeordnetem Campanile, verputzt. Der Saalraum mit Fensterband unter der Traufe und südlich beigeordnetem Seitenschiff, mit Ausstattung.*

Der einfache Saalbau mit Satteldach, in dessen freistehendem Campanile sich das weite Tor zum kleinen Hof vor dem Kircheneingang öffnet, besitzt einen puritanisch kargen Innenraum, dessen Sakralität durch die differenzierte Lichtführung gesteigert wird. Ein Lichtband, möglicherweise angeregt von Le Corbusiers Klosterbau in La Tourette bei Lyon (1957), trennt die aufgehenden Wände von der mit Holz verschalteten Decke.

Der Architekt von Branca, der kürzlich seinen 85.

⁵⁴ St. Stephan zu Ehren, Festschrift zur Weihe der Kirche St. Stephan, Hrsg. Kath. Pfarramt Dießen am Ammersee, 1981.



21. a-c Geltendorf, Schulstraße 6, Kath. Pfarrkirche und Pfarrzentrum „Zu den Hll. Engeln“ von Fritz Strunz, 1969/1970, Innenraum, Grundriss, Abtrennung der Sakramentskapelle (Aufn. 2001)



Geburtstag feiern konnte, führte nach seiner Studienzeit in München und Zürich ab 1951 ein eigenes Architekturbüro in München, das mit mehr als 150 Bauten – zahlreichen Kirchen, Wohnanlagen und öffentlichen Bauten – überaus erfolgreich war. 1957 wurde er mit dem Kulturpreis der Stadt München ausgezeichnet, 1972-1989 wirkte er als Hei-

quadratischer flacher Baukörper mit zentralisierend wirkendem, hohem, kronenartig aufgesetzten Faltdach, mit Ausstattung

Die ursprünglich als Blankziegelbau errichtete Kirche mit



22. a, b Greifenberg, Hauptstraße 38, Pfarrkirche "Maria Unbefleckte Empfängnis". 1958/59 von Alexander von Branca, Äußeres, Innenraum (Aufn. 2005)

matpfleger der Landeshauptstadt. In Augsburg errichtete von Branca das bei St. Ulrich und Afra entstandene St. Ulrichs-Zentrum der Diözese Augsburg, in München gehört u. a. die „Neue Pinakothek“ von 1985 als richtungsweisender Museumsbau seiner Zeit zu den großen Bauaufgaben des Architekten.

ihrem hoch aufragenden, schlanken Campanile musste aus Witterungsgründen später verputzt werden, wodurch das ursprünglich weichere farbige Zusammenspiel von Mauern und Kupferdach gestört ist. Der mit seinem kronenartig aufgesetzten Faltdach auffällige, weithin sichtbare Bau wurde als zweite Pfarrkirche Landsbergs für die sich rasch entwickelnden Vorstadtbereiche am westlichen Lechufer errichtet. Ein schlanker Turm mit eingeschnittener Glockenstube pointiert den breit gelagerten Baukörper der Kirche und nimmt den Eingang zum dreiseitig umbauten, zur Stadt hin aber geöffneten Vorhof auf. Der hell durchlichtete Innenraum ist zentral disponiert, indem 12 im Kreis einge-

Landsberg am Lech, Hindenburgring 15 (s. Abb. 23a, b), Kath. Stadtpfarrkirche „Zu den Hll. Engeln“. Baugruppe bestehend aus Kirche mit Pfarrzentrum und Wohnbauten, geschlossener Vorhof mit schlankem Campanile, 1966/67 von Josef Wiedemann und Rudolf Ehrmann. Die Kirche, ein



23. a, b Landsberg am Lech, Hindenburgring 15, Pfarrkirche und Pfarrzentrum "Zu den Hll. Engeln" von Josef Wiedemann und Rudolf Ehrmann, 1966/1967, Ansicht des Kirchenbaus, Innenraumdetail, (Aufn. 2001)

stellte Betonstützen den Ansatz des holzverschalteten Faltdachs aufnehmen. Da dessen Zwickel klar verglast sind, scheint das Dach gleichsam über den eingestellten Säulen zu schweben. Die in die Raummitte vorgezogene Altarinsel wird von den offenen Bänken des Laiengestühls in konzentrischen Kreisen umringt. Die fensterlosen Verkehrsflächen und die mit eigenen Lichtquellen ausgestattete seitlich an den Hauptraum gelegte Sakramentskapelle werden durch Säulen vom Hauptraum geschieden. Die kleine kreisrunde Taufkapelle ist mit mittigem Oberlicht als intimer Anraum gestaltet. Von besonderer Wirkung ist die harmonische farbliche Gestaltung des Raums mit seinem holzverschalteten Dach, den Rohziegelwänden und dem warmen Ziegelboden, zu dem die zierlich wirkenden tragenden Betonteile in Kontrast gesetzt sind.

Oberigling, Geiselbergweg 7 (s. Abb. 25), *Aussegnungshalle des Friedhofs, schlichter Flachdachbau mit integrierter offener Vorhalle, daneben campanileartiger Glockenständer; 1963/64 von Margot und Max J. Lorenz*

Der weiß verputzte Baukörper ist in einer von Mies van der Rohe abgeleiteten Knappheit der architektonischen



25. Oberigling, Geiselbergweg 7, Friedhof, Aussegnungshalle 1963/64 von Margot und Max Lorenz, Obergünzburg Aufn. 2002)

Form als lagerhafter Kubus errichtet, zu dem die schlank aufragende offene Ständerkonstruktion für die Friedhofsglocke in spannungsvollen Kontrast gesetzt ist. Der Aufbahrungsraum wird durch eine Glasbetonwand gitterartig von der in den Baukörper integrierten offenen Vorhalle ab-

geschirmt. Lorenz, ein Münchner, der in Stuttgart studierte, verzichtete konsequent auf die sonst bei derartigen ländlichen Bauaufgaben übliche Anpassung an regionale, traditionelle Baustile.

Landsberg am Lech, Lechstraße 198 (s. Abb. 24), *Turnhalle des Ignaz-Kögler-Gymnasiums, zweigeschossiger Satteldachbau mit Mittelrisalit, traditionell monumentalisierend, 1949/50 von Franz Dengler.*

Der Putzbau mit Lochfassade und aufgeputzten Fenster- und Türöffnungen steht noch ganz in der Tradition des traditionalistischen Bauens, das in den Dreißiger Jahren staatlich verordnet wurde und seine Vorbilder in der profanen und sakralen Baukunst der Barockzeit suchte und ist damit ein bereites Beispiel der traditionalistischen Nachkriegsarchitektur.

Reichling, Brückenfigur (Abb. 26) *Hl. Lorenz auf der Lechbrücke, Bronzefigur 1968 von Marlene Neubauer-Woerner*

Die überlebensgroße stilisierte Figur ist auf der Nordseite der zwischen Reichling und Epfach über den Lech geschlagenen Brücke aufgerichtet; ikonographisch hat man bei der Wahl des Heiligen auf den unweit der Brücke bei Epfach gelegenen Lorenzenberg, Ort einer bedeutenden römischen Siedlung, und die einst dort errichtete Lorenzkirche Bezug genommen. Das signierte und datierte Werk der Münchner Bildhauerin, die in der Landeshauptstadt vor allem mit zahlreichen Brunnen aus Stein und Bronze vertreten ist, entstand als „Kunst am Bau“ zur Brückeneinweihung.



24. Landsberg am Lech, Lechstraße 198 1/2, Turnhalle des Ignaz-Kögler-Gymnasiums, von Franz Dengler, 1949/50

Schondorf, Schulstraße 13 (s. Abb. 27 a,b), *Ehem. Volksschule, jetzt Grundschule, zweigeschossiger verputzter Satteldachbau mit integrierter; über die gesamte Giebelfront verglaste Pausehalle, 1955-1957 von Gustav Gsaenger; mit originaler Ausstattung*

Der Bau mit flachem Satteldach richtet sich mit seiner asymmetrisch gegliederten Giebelfront nach Süden; hier öffnen sich schlanke, bis zum Dachansatz hochgezogene Fenster, die dem zugleich als Treppenhaus, Aula und Pausenhalle dienenden zweigeschossigen Erschließungsbereich Helligkeit geben. Dahinter angeordnet ist der einseitig eingezogene, ebenfalls großzügig durchlichtete Klassentrakt mit Lehrerraum. Gustav Gsaenger errichtete hier eine den Anforderungen an den modernen Schulhausbau der 50er Jahre exemplarisch gerecht werdende kleine Landschule, die auch in der Literatur Beachtung fand (s. Petz, Christoph: Schulbau in Bayern 1955-1965, Hrsg. Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus, München 1968, S. 67).



26. Reichling, Lechbrücke, Hl. Lorenz, überlebensgroße Bronzefigur, 1968 von Marlene Neubauer-Woerner



27. a, b Schondorf, Schulstraße 13, ehem. Volksschule, jetzt Grundschule, 1954-1957 von Gustav Geaenger; Äußeres, Blick aus der Pausenhalle (Aufn. 2001)

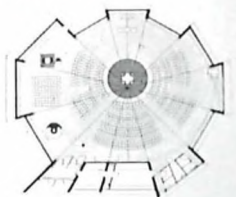
Schulzentrum in die nach Südwesten abfallende Hangsituation eingefügt und damit klug in die vorgegebene topographische Situation eingebettet. Ein filigraner offener Glockenständer bildet den Durchlass vom Pfarr- zum Schulbereich. Die ursprünglich beabsichtigte Fernwirkung des als „Zelt Gottes“ gedachten Baus hin zur Autobahn München-Lindau (A 96) fiel späteren Lärmschutzbauten zum Opfer. Im Inneren gipfeln 12 hoch aufragende, radial angeordnete Leimbinder über der zentral angeordneten Altarinsel, die über einen Lichtschacht aus der Höhe erhellt wird. Für weitere Helligkeit des farblich warmen Raums mit seinem holzverschalten Dach und Ziegelboden sorgen flache horizontale Fensterbänder, die in unterschiedlichen Höhen in die Dachflächen eingeschnitten sind. Um die Altarinsel, zu der sich der Boden leicht absenkt, gruppieren sich die Einzelstühle in veränderbaren Gruppen. Taufstein und Sakramentshaus ordnen sich seitlich in die breitesten Segmente des Grundrisspolygons. In Windach planend beteiligt war wiederum der Münchener Architekt Rudolf Ehrmann, dem als langjährigem kreativem Mitarbeiter ein nicht unerheblicher Anteil am Architekturschaffen Josef Wiedemanns zu verdanken ist.

Windach, Maria am Wege 1-4 (s. Abb. 28a-c), Kath. Pfarr- und Autobahnkirche „Maria am Wege“ mit zugehörigem Pfarrzentrum und Schulen, 1966-1969/71 von Josef Wiedemann und Rudolf Ehrmann. Die Kirche als Zelt aus Holzträgern über unregelmäßigem Polygonalgrundriss; mit Ausstattung. Offener Glockenständer. Die Nebenbauten mit versetzten Pultdächern, dem teilweise abfallenden Gelände eingefügt.

Die Pfarr- und Autobahnkirche wurde für die sich rasch entwickelnden Ortsrandsiedlungen Windachs errichtet, zusammen mit dem Pfarr- und Schulzentrum bildet sie einen neuen Bezugspunkt abseits des historischen Ortskerns. Das auffällige Gotteshaus, über einem unregelmäßigen Zwölfeck entwickelt, ist mit seinem dunklen, bis zum Boden herabgezogenen Dach in seiner Silhouette in sensibler Weise auf das Panorama der sich bei klarem Wetter im Süden auftürmenden Alpenkette bezogen. Während sich Kirche und Pfarrzentrum auf einem Hügel erheben, ist das



28. a-c Windach, Maria am Wege 1, Autobahnkirche "Maria am Wege" von Josef Wiedemann und Rudolf Ehrmann, 1966/1969/1971, Ansicht des zeltartigen Kirchenbaus, Innenraum (Aufn. 2001), Grundriss



Wandgemälde in der Taufkapelle in der evangelischen Christuskirche Landsberg am Lech

In den antiken Bädern oder Thermen war das **Baptisterium** in römischer Zeit das Schwimm- oder Kaltwasserbecken. Da die ersten Christen in der Zeit der Verfolgung solche Becken in den Katakomben bauten, bezeichnen wir das christliche Taufbecken als Baptisterium. Der Taufraum ermöglichte dem Ritus der damals üblichen Taufe gemäß ein völliges Untertauchen.

Die zunehmende Anzahl der zu Taufenden und die Überzeugung, ein Ungetaufter dürfe einen Kirchenraum gar nicht betreten, erforderte ein eigenes Gebäude. Anfangs hatte dies die Gestalt eines Turmes. Viereckig, später meist achteckig war die Gestalt des Gebäudes. Berühmt und erhalten sind solche Baptisterien in Albenga (Prov. Savona), Biella (Piemont), Brixen, Florenz, Köln, Pisa, Ravenna oder Rom. Später im Mittelalter wurde das Untertauchen als Taufritus abgeschafft und dadurch wurden eigene Bauwerke überflüssig.

Die Taufe selbst rückte gleichsam in die Mitte der Kirche oder das Taufbecken hatte seitlich im Kirchenraum seinen Platz. Eine eigene Taufkapelle ist jedenfalls etwas Besonderes. Die Zahl acht als Kapellen- oder Baptisteriumsgrundriss hat außer der baulichen günstigen Beschaffenheit auch theologische Begründung. Nach der vollständigen Zahl sieben, die uns häufig begegnet, „Buch mit sieben Siegeln, im siebenten Himmel sein“ usw., symbolisiert die Acht den Neubeginn.

Unsere Taufkapelle in der Landsberger Christuskirche ist quadratisch und weist damit immerhin die Hälfte von den geforderten acht Ecken auf und kehrt zu der ursprünglichsten und am wenigsten gekünstelten Form zurück. Man könnte die Taufkapelle auch als Pendant zum Turm der hiesigen Kirche sehen.

Als niedriger zeltartiger Raum hat diese Taufkapelle etwas Anheimelndes, ganz Familiäres. Das schlichte Kreuzgewölbe wird durch Ranken-Malerei betont. Das Tageslicht, das durch das Nordfenster gleichmäßige gedämpfte Helligkeit hereinlässt, wird durch die schöne Glaslampe unterstützt. Die Lampe ist nicht aus der Zeit, aber entsprechend und besonders gelungen gestaltet. Die Ausführung oblag Tobias Eberle, 2005.

Zwei Wände sind original bemalt. An der Süd- und an der Westwand sehen wir gegenständliche Malereien in jeweils einem Bogenfeld und darunter ein neues, passendes Spruchband. Es lautet: Er hat seinen Engeln befohlen, dass sie Dich auf Händen tragen. Als Erläuterungen hierzu gibt Pfarrer Möller den Psalm 91 an und verweist für die Malerei auf Markus 10 (13-16) und Matthäus 19 (13-15).

Spruchband und Bogenfeldmalerei heben die Taufkapelle vom übrigen Kirchenraum besonders ab. Hier ist der Versuch unternommen eine Laube, ja, auch eine Liebeslaube allerdings ohne frivolen Sex, entstehen zu lassen. Die beiden

Aussichten aus der Laube heraus ins Grüne sind einmal Christus mit den Kindern oder Kindersegnung und zum anderen zwei Engel mit dem Täufling.

Die Malerei entstand 1916 in schwerer Kriegszeit und erhält dadurch zudem die Bedeutung einer Zufluchtsstätte. Wohin kann sich der Mensch denn wenden, wenn ringsum Granaten und Bomben einschlagen? Hier ist die Antwort malerisch gegeben.

Fresko oder Seccomalerei

In nächster Nähe gibt es im Festsaal des Landsberger Rathauses vier Fresken, bei denen die einzelnen Tagwerke bei genauerem Hinsehen erkennbar sind. Die zwei von Piloty an der Südwand und die beiden von Schwoiser an der Nordwand befindlichen Historismusgemälde stammen von 1877 und sind somit knapp 40 Jahre älter als die Wandbilder von Kurreck, denen wir in der Taufkapelle begegnen. Zeitlich näher, 1905 ist die neuromanische Ausmalung in der Kirche der Justizvollzugsanstalt. Bei unserer Taufkapelle neige ich zur Ansicht, dass es sich um Seccomalerei handelt, da ich kein Tagwerk ablesen kann und im Zweifel bin, ob Kurreck

jeweils in einem Tag eine Malfläche bewältigen konnte. Jedenfalls lassen auch die Untersuchungen in allerjüngster Zeit keinen eindeutigen Schluss zu, ob es sich um Malerei handelt, die auf den frischen Putz aufgebracht wurde, also um ein Fresko oder um Seccomalerei. Diese wird auf den trockenen Putz aufgebracht und wie bei der Tafelmalerei dienen Öl, Leim oder Eiweiß als Bindemittel. Bei der Restaurierung ergab sich die Frage, wie frisch die Bilder aussehen sollen. Hier hat sich Herr Sedelmayr bei der Freilegung und Überarbeitung der Gemälde als einfühlsamer und behutsamer Malerkollege zu Kurreck erwiesen und sich zurückgehalten. Nach 90 Jahren können die Farben in der Tat ein wenig blasser wirken und künden damit auch von ihrem Schicksal.



Martin Kurreck ist sowohl im Künstlerlexikon Thieme-Bekker (1917), als auch in Dresslers Kunsthandbuch (1930), sowie in einem Aufsatz der Zeitschrift „Lerchenau“ (Autor Dr. Reinhard Bauer) vom Januar 2005 verzeichnet. Er wird als Bildnis-, Landschafts- und Dekorationsmaler und Mosaikkünstler beschrieben. Seine Lebensdaten sind 1868 bis 1929. Kurreck stammt aus Ostpreußen, hat Kunstakademien in Königsberg und Düsseldorf besucht und sich in Paris und Rom weitergebildet. In Lerchenau bei Feldmoching nordwestlich von München lebte er ab 1910. Von seinen Mosaiken ist mehrfach die Rede. Fresken sind für Barmen, dort der Gesellschaftsraum der Concordia, für Honnef, die Weinstube in der Villa Weckbecher und für Schloß Elmau und dem dort befindlichen Konversationsraum, belegt.

Besonders vermerken sollten wir, dass der Künstler Martin Kurreck die Idee, den Entwurf, die Kartons und die Ausführung der Malerei der Kirche gestiftet hat.

Die beiden Malflächen mit den Themen Christus und Täufling sollten wir eingehender betrachten. In der Jugend-

stilmalerei ist häufig Ornamentales eingeflossen oder die gesamte Malerei wurde zum Ornament umgedeutet. Erinnert sei an Gemälde von Gustav Klimt aus der Zeit um 1914! Die Darstellung Christus mit den Kindern ist symmetrisch aufgebaut. Die sitzende Christusgestalt wird hinterfangen von einem halbrund gewölbten, ganz ornamental aufgefassten Laubengitter, das durch Blätter und Blüten belebt ist. Flankiert wird Christus links von einem Buben, rechts von einem Mädchen im Alter von jeweils etwa fünf bis sechs Jahren. An der äußersten Laubenstange hält sich nochmals je ein weit jüngeres Kind an. Die gesamte in ein Dreieck komponierte Gruppe steht auf einer Gänseblümchenwiese. Die Blütenköpfe sind zwar nicht streng ornamental angeordnet, aber insgesamt wirkt der Blütenteppich wie auch die den Horizont bildende Baumreihe ornamentartig. Die Farben sind der Natur abgelascht und die Verse von Otto Julius Bierbaum, die gegen 1894 entstanden sind, drängen sich geradezu auf. „Freundliche Vision“ heißt die Überschrift und sowohl Richard Strauss (1895) wie auch Max Reger (1902) haben die Worte vertont, in denen die Zeile vorkommt: „Eine Wiese voller Margeriten“ und diese ähnelt, wie ich meine, unserer Wiese. „Nicht im Schlafe hab ich das geträumt, hell am Tage sah ich's schön vor mir: Eine Wiese voller Margeriten; tief ein weißes Haus in grünen Büschen; Götterbilder leuchten aus dem Laube. Und ich geh mit Einer, die mich lieb hat, ruhigen Gemütes in die Kühle dieses Hauses, in den Frieden, Frieden, der voll Sehnsucht wartet, dass wir kommen.“

Diese Brücke von Dichtung zu Malerei scheint mir besonders wichtig. Sie wird verstärkt durch das einander Vertrautsein der Dargestellten, durch die familiäre Idylle und die Schlichtheit, die wir auch aus dem Evangelimann, einem musikalischen Schauspiel von Wilhelm Kienzl her kennen. Die 1895 uraufgeführte Oper bietet einen Kinderchor und den Evangelimann, der die Worte singt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“. Dann folgt Szene und Arie „Selig sind die Verfolgung leiden“ Die Ähnlichkeit in der Grundstimmung von Musik, Wort und Malerei liegt auch in der zeitlichen Nähe der Entstehung der genannten Werke. Das Gemälde „Kindstaufe“ ist ebenfalls symmetrisch angelegt. Auf einer Blumenwiese kniend bieten zwei große Engel den Täufling als Wickelkind in der Mitte dem Betrachter frontal an. Darüber erscheint abwärts gerichtet und von Blumenranken umgeben die Heiliggeisttaube. Im Schutz der mächtigen Flügel der beiden nahezu lebensgroßen Engel sitzen je drei geflügelte Putten. Diese Engelskinder halten quer vor sich ein Notenband, von dem sie ihre Anweisungen beim Singen erhalten. Liebenswert ist diese ans Naive gemahnende Darstellung!

Importanz

In beiden Nachschlagewerken, sowie in dem Aufsatz „Künstler in der Lerchenau“ wird ausdrücklich die Taufkapelle der protestantischen Kirche in Landsberg am Lech genannt. Allein dies stellt bei den bescheidenen Ausmaßen der beiden Taufkapellenwände eine Bestätigung der Importanz, der Wichtigkeit dar. Verglichen mit den Tiepolofresken (1750ff.) in der Würzburger Residenz mit ihren über 600 Quadratmetern sind die neun Quadratmeter in Landsberg verschwindend klein. Aber die ganz eigene Stimmung, der überzeugend durchgehaltene Stil und die Art und Weise religiöse Themen im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts anzugehen, wirken bis heute nachhaltig auf den Betrachter.

Heute, das heißt, jetzt 2005 nach einem Dornröschenschlaf, den die Malereien unter eintöniger Übertünchung überstanden haben, sind sie uns zurückgegeben. Nur wenige Stellen haben wirklich gelitten, so die Herzgegend der Jesusgestalt, die durchbohrt wurde, um einer elektrischen Beleuchtung Strom zuführen zu können.

Der restaurierende Maler war der Landsberger Wolfgang Sedelmayr. Er hatte keine ganz leichte Aufgabe und sah darin eine Herausforderung und ehrenvolle Aufgabe.

Wert

Vergegenwärtigen wir uns, wie viele erlesene Kunstwerke der Vernichtung anheim gegeben worden sind und dies zu jeder denkbaren Zeit, dann ist die Erhaltung dieser Wandmalereien ein Glücksfall, ihre Wiedererweckung ein Beweis solidarischen und verständigen Verhaltens und ihre Wertschätzung eine Verpflichtung für uns alle.

Dies war meine eigene Würdigung der beachtenswerten Malerei in der Taufkapelle der evangelischen Christuskirche. Zum Abschluss möchte ich aber zitieren, was ein wirklich namhafter und bis heute kaum erreichter Spezialist, Dr. Georg Hager, Generalkonservator der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns im September 1916 geschrieben hat:

„Die beiden Kartons ‚Christus als Kinderfreund‘ und ‚Die Kindstaufe‘ zeigen monumentale Schöpfungen von großem künstlerischen Reiz, von hoher Eigenart und von ernster, religiöser Auffassung. Tritt zur Zeichnung entsprechende farbige Ausführung, so wird die Kirche Werke von bedeutendem Kunstwert erhalten.“

In nahezu originaler Farbigkeit sind sie in der Christuskirche Landsberg seit Oktober 2005 wieder zu sehen!

Hartfrid Neunzert

Buchbesprechungen

HUBERT HERKOMER: MEINE SCHULE. Übersetzt von Wiltrud Meinz-Arnold, herausgegeben von Hartfrid Neunzert, 2005, in der Schriftenreihe „Kunstgeschichtliches aus Landsberg am Lech“, Nr. 31.

Museen brauchen ein Profil, um aus dem beliebigen Allerlei vieler Museen herauszustecken. Das Neue Stadtmuseum Landsberg a.L. hat sich deshalb schon jahrzehnte lang durch Ausstellungen und Publikationen Hubert von Herkomer verschrieben. In diesem Rahmen hat der Leiter des Neuen Stadtmuseums, Hartfrid Neunzert, ein weiteres Werk Herkomers herausgegeben. Wiltrud Meinz-Arnold übersetzte Herkomers Büchlein „My School and My Gospel“ aus dem Englischen ins Deutsche. Es bleibt zu Hoffen, dass diese

Fleissarbeit viele Leser findet, denn man liest sie mit viel Gewinn. Herkomer beschreibt darin das Leben in dem kleinen Londoner Vorort Bushey Ende des 19. Jahrhunderts. Er schildert das Zusammenleben und -arbeiten von angehenden Künstlern in seiner Schule. Man erfährt, dass er verheirateten Frauen, welche bei ihm die Malerei erlernen wollten, folgendes empfahl: „Widmen sie ihr Leben dem Glück von Mann und Kindern“. Er geht auf seine musikalische Kompositionsweise ein. Notenbeispiele belegen, dass er ein solider, aber bei weitem nicht so guter Komponist war, wie die ausverkauften Vorstellungen seines „Pictorial-Music-Play“ „An Idyl“ vermuten lassen.

Das Wichtigste sind jedoch Herkomers Reflexionen über die Malerei. Er äußert immer wieder Gedanken über die Por-

traitmalerei. Wie muss ich das Modell postieren? Wie beginne ich ein Porträt zu malen? Wie lange soll eine Sitzung dauern? Was macht ein gutes Portrait aus? Kann die Fotografie die Portraitmalerei unterstützen? Wie wichtig ist der Hintergrund? Wie unterscheidet sich eine Landschafts- von einer Figurenmalerei? Man erfährt seine Ansicht über das Verhältnis von Malerei und Musik und viel über Maltechniken. Am Rande deutet Herkomer ganz vorsichtig seine Meinung über andere zeitgenössische Malerei an. All dies machen die Lektüre dieses Büchleins amüsant, interessant und unverzichtbar, wenn man Herkomers Malerei besser verstehen und richtig bewerten will.

Was dem Büchlein fehlt ist ein Anmerkungsapparat und eine angemessene Bebilderung. Wenn auf S. 40 Herkomers Freund Mansel Lewis erwähnt wird, so hätte man auf den Katalog „Mansel Lewis & Hubert Herkomer“, ebenfalls in der Reihe „Kunstgeschichtliches aus Landsberg a.L.“ erschienen, hinweisen sollen. Zu weiteren erwähnten Persönlichkeiten hätten wenigstens die Lebensdaten gehört. Wenn Herkomer Millais Bild „Frostiger Oktober“ kritisiert, so wäre eine Abbildung dieses Bildes, falls finanzierbar, sinnvoll gewesen, um Herkomers Gedanken besser nachvollziehen zu können.

Ungeachtet dieser Mängel ist die Herausgabe dieses Büchleins sehr lobenswert. Das Neue Stadtmuseum Landsberg hat nun zwei Kataloge und zwei Übersetzungen von Herkomer zu seiner Biografie herausgegeben. Diese geleistete, umfangreiche (Vor-)Arbeit lässt die Hoffnung wachsen, dass sich doch einmal jemand der Aufgabe gewachsen und berufen fühlt, eine große Monografie über den großen Landsberger und englischen und europäischen Maler Hubert von Herkomer zu schreiben.

Alois Eppl

CHRONIK DER KIRCHE, DER PFARREI UND DER GEMEINDE UNTERFINNING. Hrsg.: Erasmus Huber, unter Mitarbeit von Kreszenz Fink, Theres Jakob und Anton Lechner. Unterfinning 2004. 104 S., Abb. Zu beziehen über: Erasmus Huber; St. Willibald-Str. 10, 86923 Finning, 5.90

Die Chronik will die Unterfinninger Ortsgeschichte erzählend vermitteln. Nach einem knappen Überblick über die frühe Geschichte und die Ortsgeschichte bis zum 19. Jahrhundert wendet man sich ausführlicher dem 20. Jahrhundert zu und scheut sich dabei verdienstvollerweise nicht, die Geschehnisse des Orts in den dreißiger Jahren und im 2. Weltkrieg anzusprechen. Die Wiedergabe der Berichte von Zeitzeugen machen die Ereignisse des Jahres 1945 sehr lebendig. Einen breiten Raum nimmt die Geschichte von Kirche und Kapellen und der weiteren kirchlichen Bauwerke sowie der Pfarrei ein; der Herausgeber, der lange Jahre das Amt des Kirchenpflegers versah, arbeitet hier mit reichem archivalischen Material und berücksichtigt nicht nur die Bau-, Ausstattungs- und Unterhaltsgeschichten, sondern auch das Frömmigkeitsleben. Hinzugefügt ist die Zusammenstellung der Pfarrerrliste seit dem 15. Jahrhundert ebenso wie die Darstellung von Einkommens- und sonstigen Grund- und Besitzverhältnissen der Pfarrei. Eine Häuserliste mit Hausnamen und der Angabe aller Besitzer seit dem 17. Jahrhundert rundet den Textteil ab. Fotografien ergänzen die Darstellung.

Das Werk basiert auf den historischen Arbeiten der Pfarrherren Karl Emerich und Josef Eckl und stellt eine hervorragende Ergänzung zur *Ortsgeschichte der Gemeinde Finning* dar, die 2001 in 2., überarbeiteter Auflage erschienen ist.

Heide Weißhaar-Kiem

RASSO RONNEBURGER: MOTHER BENEDICTA RIEPP - EIN AMERIKANISCHER LEBENSTRAUM

Mediengruppe St. Ulrich Verlag GmbH Augsburg 2005. ISBN 3-00-015913-4. 13.95

In seinem Buch mit dem Titel „Mother Benedicta Riepp“ und Untertitel „ein amerikanischer Lebenstraum“ beschreibt der Autor die Lebensgeschichte der Begründerin der Benediktinerinnenklöster in Nordamerika. Die Eichstätter Ordensfrau, die als Maria Sibylla Riepp am 28.6.1825 in Waal/Schwaben geboren worden ist, kommt zusammen mit zwei Mitschwestern im Jahre 1852 als erste Priorin der Benediktinerinnen in die Neue Welt. Der Anfang in der deutschen Auswandererkolonie St. Marys, mitten in den Urwäldern Pennsylvanias, gestaltet sich für die drei jungen Nonnen hart und entbehrungsreich. Als die Unterstützungsgelder aus Bayern immer spärlicher fließen und schließlich ganz ausbleiben, kommt es - auch aus Sorge um das Wohl der ihr anvertrauten Mitschwestern - zum Bruch mit dem deutschen Mutterkloster und zur Trennung des weiblichen Zweiges des Ordens vom männlichen. Kurzfristig scheint der amerikanische Traum zum Scheitern verurteilt zu sein. Erst ganz allmählich stellt sich aber dann doch der Erfolg der rastlosen Tätigkeit von Mutter Benedikta ein. Allerdings ist es ihr nicht mehr vergönnt, die Früchte ihres Wirkens zu ernten. Am 15. März 1862 stirbt sie an den Auswirkungen der Strapazen, die das harte Leben in Nordamerika mit sich gebracht haben, und an den Folgen einer verschleppten Tuberkulose. Rund vierzig Ordenshäuser in Amerika und im pazifischen Raum berufen sich heute auf das Werk dieser außergewöhnlichen Frau.

Das Buch beschreibt anhand von umfangreichen Originaldokumenten sehr eindrucksvoll und ausführlich Leben und Werk von „Mother Benedicta Riepp“. Dem Verfasser gelingt es in dieser Lebensbeschreibung, nicht nur, das jeweilige soziale Umfeld dieser ungewöhnlichen Frau, z.B. die Kindheit und Jugend in Waal oder das Leben im Eichstätter Kloster, genau darzustellen, sondern vernachlässigt dabei auch nicht den zeitgeschichtlichen Hintergrund. Auf diese Weise erhält der Leser einen guten Einblick in die Verhältnisse in Bayern um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Vor allem aber werden die Lebensbedingungen zu dieser Zeit in den deutschsprachigen Gebieten in Nordamerika genau und anschaulich wiedergegeben. Alle Aussagen, die der Autor trifft, werden durch umfangreiches Quellenmaterial, hauptsächlich durch Briefe der verschiedensten Persönlichkeiten, belegt und gestützt. Mit großem Fleiß und auch in akribischer Kleinarbeit hat Ronneburger das vorhandene umfangreiche Quellenmaterial bearbeitet und zum großen Teil in diesem Buch wiedergegeben. Manchmal hätte dem Buch das Kürzen einer Quelle gut getan, damit sich der Blick des Lesers auf das große Ganze nicht verliert. Doch zeigen die Quellen natürlich auch sehr deutlich die Probleme, mit denen Mutter Benedikta zu kämpfen hatte; sie zeigen die vielen Querelen und Intrigen, auch Eifersüchteleien, wenn es um Kompetenzverteilung und auch um Macht bei den jungen Frauenklöstern in Amerika ging.

Rasso Ronneburger hat mit diesem Buch eine sehr genaue und interessante Dokumentation über das Leben und Wirken von Mother Benedicta Riepp und ihren „amerikanischen Lebenstraum“ verfasst. Durch sein fleißiges und intensives Quellenstudium, wobei manchmal nicht so wichtige Quellen zu stark hervorgehoben werden, ist es ihm gelungen, ein lebendiges Abbild einer außergewöhnlichen Frau in einer schwierigen Zeit zu schaffen.

Sigrid Knollmüller

Landsberger Rückblick 2006

Von Anton Lichtenstern

Vor 500 Jahren, im Jahr 1506

- wird erstmals das Schloss **Pöring** genannt, das um dieses Jahr erbaut oder erweitert wurde

Vor 450 Jahren, im Jahr 1556

- wurde in Landsberg der „**Landsberger Bund**“ gegründet, ein Friedensbündnis zwischen dem Herzog von Bayern, dem Kaiser, protestantischen Reichsstädten und anderen
- wurde in Landsberg **Johann Baptist Weber** geboren, Rektor der Universität Ingolstadt, Kanzler des Herzogs und des Kaisers

Vor 275 Jahren, im Jahr 1731

- begann auf Grund einer Wunderheilung die Wallfahrt nach **Pöring**

Vor 250 Jahren, im Jahr 1756

- wurde das **Brunnenkirchlein** als Ersatz für eine ältere Kapelle erbaut
- geschah angeblich ein Wunder am Vesperbild in der Stadtpfarrkirche
- begann die Barockisierung der Kirche in **Ellighofen**

Vor 225 Jahren, im Jahr 1781

- wurde das Jesuitenvermögen auf den **Malteserorden** übertragen

Vor 200 Jahren, im Jahr 1806

- wurde die obere Lechbrücke mit „dorischen“ Torhäusern neu gebaut und erhielt den Namen **Karolinenbrücke**, den Namen der Gemahlin König Max I.
- wurden das Lechtor an der Karolinenbrücke und das Pfeffentor auf der Bergstraße abgetragen

Vor 175 Jahren, im Jahr 1831

- verkehrte erstmals eine **Postkutsche** zwischen Landsberg und Dießen

Vor 150 Jahren, im Jahr 1856

- wurde der „Historische Filialverein Landsberg“, heute „**Historischer Verein**“, gegründet

Vor 100 Jahren, im Jahr 1906

- wurde die Infanteriekaserne am Rossmarkt abgebrochen und das Rentamt am Färbertor gebaut (1906/1907; **Finanzamt**, heute Vermessungsamt)
- wurde in Landsberg der „**Verein für Fraueninteressen**“ gegründet
- führte der Landsberger Flugpionier Alois **Wolfmüller** Flugversuche in Stadl durch
- stiftete Hubert von **Herkomer** einen Preis für Tourenwagen
- wurden in Landsberg **Gewerkschaften** und ein katholischer **Arbeiterverein** gegründet
- wurde in Landsberg ein Ortsverein der **SPD** gegründet

Vor 75 Jahren, im Jahr 1931

- wurde der **Dreifaltigkeitsfriedhof** um den oberen Bereich erweitert
- fand im Rathaus eine große **Herkomerausstellung** statt
- wurden während der Wirtschaftskrise 1931/32 **Baracken** an der Weiherstraße und an der Mangoldstraße als Notunterkünfte gebaut

Vor 50 Jahren, im Jahr 1956

- wurde Landsberg wieder **Garnisonstadt**
- wurde in Sandau die **Schießstätte** gebaut
- wurde der Neubau der städtischen **Oberrealschule** an der Lechstraße bezogen (heute IKG)

Vor 25 Jahren, im Jahr 1981

- wurde die Renovierung der **Stadtpfarrkirche** abgeschlossen

Vor 20 Jahren, im Jahr 1986

- starb am 14. 10. Geistlicher Rat Josef **Hartlmaier**, Gründer des Jugendchores und Leiter des städtischen Schülerheimes

Aus dem Vereinsleben

Aus Platzgründen wird der Jahresrückblick 2005 in den Geschichtsblättern 2006 erscheinen).

Veränderungen im Ausschuss:

Aus Gesundheitsgründen ausgeschieden ist Herr Walter Hillenbrand.

Die Jahresversammlung wählte neu:

Frau Annegret Michler,
Stadtbaumeisterin
Frau Sigrid Knollmüller,
Kulturreferentin des Stadtrats

Fördermaßnahmen:

Dem Landkreis für die Ausstellung „Kieselsteine“ 1000€; an die Marktgemeinde Waal zur Renovierung des Denkmals von Hubert von Herkomer 500€; zur Restaurierung der Skulpturen der Filialkirche St. Gangwolf, Dornstetten, 1500€; der kath. Kir-

chenstiftung Hl. Kreuz, Schondorf zur Restaurierung einer Mondsichelmadonna 500€; zur Renovierung der Zifferblätter am Turm der Landsberger Katharinenkirche 1000€. Weitere 4500€ wurden bereits zugesagt, sind aber noch nicht abgerufen.

Neue Mitglieder:

(seit 1.1.2005; ohne Ortsangabe =

Landsberg am Lech):

Herr Adelhelm Bals
Frau Hanne Bredschneijder
Herr Volker Dlugosch
Frau Ingrid Ettliger, Pürgen
Herr/Frau Armin u. Stefanie Federl
Frau Johanna Geigl
Herr Franz Hartig, Walleshausen
Frau Tinna Heigl
Herr Dieter Hess, Türkenfeld
Herr Hermann Keßler

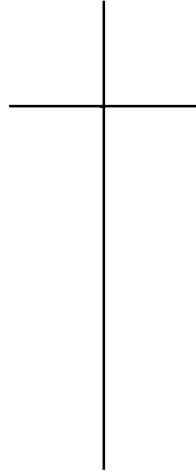
Herr Ulrich Kistenmacher, Kaufering
Herr Klaus Köppe
Frau Maria Meyer, Hofstetten
Herr Stadtpfarrer Detlev Möller
Frau Maria Müller
Herr Luitpold Negele, Denklingen
Frau Helene Pohl
Herr Christoph Horak
Frau Marianne Ley-Rattay
Herr Manfred Rattay
Herr Rudolf Fichtl

Mitgliederstand:

am 1.1.2005:	591 Mitglieder
verstorben:	7 Mitglieder
ausgetreten:	4 Mitglieder
eingetreten:	23 Mitglieder

Mitgliederzahl

am 1.1.2006:	603 Mitglieder
(incl. Landkreis und 29 Gemeinden)	



WIR TRAUERN UM UNSERE TOTEN

2004

FRAU ROSA DITTEL

2005

HERR LUDWIG SCHILLING

HERR ANDREAS STEMMER

HERR LUDWIG MEYER

FRAU WILFRIED GEISSLER

FRAU EDELTRAUT LIST

HELLA EDLE VON KREMPELHUBER

